Hom.
620 m
Grotefend

Ansichten, Gedanken

und

Erfahrungen

über die

geistliche Beredtsamkeit.

Von

J. G. Grotefend,

General-Superintendenten des Fürstenthums Grubenhagen.

Hannover, 1824.

Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung.

380. B.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Ich übergebe in diesen Bogen den Lesern ein Werk mit einiger Schüchternheit, weil ich mich bisher in dieser Laufbahn nicht versucht habe, und nur spät erst habe bewogen werden können, dasjenige, was man theils zur eigenen Berichtigung seiner Ansichten, theils für einen kleinern Kreis von Freunden schreibt, auch der ausgebreitetern Bekanntmachung werth zu halten. Selbst der Gedanke, daß manches gedruckt wird, was vielleicht geringern Werth hat, kann bei mir nur geringen Eindruck machen, weil ich immer überzeugt gewesen bin, daß nur das wirklich Brauchbare gedruckt werden sollte, wenn es gleich nicht immer möglich ist, etwas ganz Vorzügliches dem Drucke zu übergeben.

Diese Schrift entstand aber auf eine Weise, bei welcher an eine öffentliche Bekanntmachung nicht gedacht ward. Sie wurde anfangs für einen Sohn geschrieben, mit welchem ich mich über die vorzüglichsten Grundsätze der geistlichen Beredtsamkeit schriftlich unterhalten wollte, und darauf kam sie in ihrem ersten Entwurfe unter die Abhandlungen, welche in dem Predigerverein der Inspection Gifhorn zu wechselseitiger Bildung und freundlicher Zurechtweisung circuliren. Wie dieselbe weiter bekannt geworden seyn mag, weiß ich nicht, ich erhielt aber anonyme und nicht anonyme Aufforderungen, diese Ideen weiter auszuarbeiten und

zum allgemeinern Gebrauche herzugeben. Ob nun jene bekannten und unbekannten Freunde sich in ihrer Erwartung getäuscht haben, und ob ich Recht oder Unrecht gehabt haben möge, diesen Aufforderungen zu folgen, das mögen die Leser entscheiden.

Manche Betrachtungen haben mich übrigens bewogen, den Aufforderungen Gehör zu geben. Jeder Theil der zur Bildung des Menschen und zum Gebrauche des Lebens gehörigen Wissenschaften ist etwas, das im Leben erhalten werden muß; und dieses geschiehet allein dadurch, daß darüber gesprochen und geschrieben wird, und zwar in den mannichfaltigsten Formen und Darstellungen. So bald dieses nicht mehr geschiehet, so werden die Wissenschaften nach und nach vergessen, und sterben ab. Auf Schulen und Universitäten wird dieses Leben durch mündlichen Vortrag in Regsamkeit erhalten; für alle übrigen aber, welche in diesen Verbindungen nicht mehr seyn können, ist das einzige Erhaltungsmittel dieses Lebens die Schrift. So wenig nun von jedem Lehrer an Schulen und Universitäten verlangt werden kann, daß er in seiner Kunst der erste und größeste Meister seyn solle, weil sonst viele nothwendige Lehrstühle unbesetzt bleiben müßten: eben so wenig kann von einem Schriftsteller, der zu dem regsamen Leben der Wissenschaft beiträgt, gefordert werden, daß er ein Meister sey, der von keinem übertroffen werde. So wie jeder Lehrer an einer Hochschule einen Kreis von Zuhörern hat, welche gerade aus seiner Art der Darstellung am meisten glauben lernen zu können, weil diese ihren Anlagen, ihrer Vorübung und ihrer ganzen Art zu denken am meisten zusagt: so hat auch jedes

Buch sein eigenes Publicum, von dem es am liebsten gelesen wird, und welches am meisten aus der Darstellungsart des Verfassers zu lernen glaubt. Es können daher mehrere Lehrer einer und derselben Wissenschaft an einer Hochschule wohlthätig neben einander bestehen, und derselbe Fall möchte es auch wohl mit einem Buche seyn; es müßte denn seyn, daß ein Schriftsteller das Recht eines Monopoles zu haben glaubte. Wie viele Grammatiken sind seit kurzer Zeit entstanden, jede findet ihr eigenes Publicum, und die Einsicht in den Geist der Sprachen, welche sie lehren, hat nicht verloren, sondern gewonnen.

Für ein Buch spricht noch manches mehr, als für den öffentlichen Lehrer in dieser Hinsicht. Der Lehrer ist auf der ganzen Hochschule bekannt und zugänglich, und jeder, der nur will, kann seine Vorlesungen benutzen; allein ein Buch hat immer nur seinen Kreis, in welchem es aus mancherlei Gründen am meisten bekannt, und daher gesucht wird. Mögen auch gelehrte Zeitungen und Journale, Meß- und Buchhändler-Catalogen alles bekannt genug machen, was in dieser Hinsicht erscheint: so beschränkt sich doch das Zutrauen zu dem einen oder zu dem andern Buche aus vielerlei Ursachen nur auf eine gewisse Gegend. Soll nun das wahrhaft Nützliche nicht so viel verbreitet werden, als immer möglich?

Jeder Schriftsteller hält freilich das Seinige für nützlich und der Bekanntmachung werth, und so muß nothwendig auch der Verfasser dieses Buches geurtheilt haben; er ist aber dessenungeachtet sehr weit entfernt, seine Ideen für die allein richtigen zu halten, und wünscht nichts mehr, als Gelegenheit zu geben, das

Unrichtige berichtigt, das weniger Befestigte befestigt, und das Mangelhafte vervollkommnet zu sehen. Er wird daher jede Erinnerung und Zurechtweisung sehr gern benutzen, und wäre es auch nur zu seiner eigenen Belehrung; er wird es daher dankbar erkennen, wenn dieses mit der Schonung und Billigkeit geschiehet, welche jeder wünschen muß.

Der Verfasser gestehet es gern, daß er nach der redlichsten Prüfung und Untersuchung, welche er für sich hat anstellen können, sich zu dem Systeme des gemäßigten Supernaturalismus bekennet, und daß er nicht im Stande gewesen sey, dasjenige, was der Rationalismus gegen den ersteren sagt, als völlig entscheidend anzusehen. Es ist nicht die Unbekanntschaft mit demjenigen, was der Rationalismus für sich und gegen den Supernaturalismus ausspricht, welche ihn an eine gewisse Ansicht und Ueberzeugung von der Wahrheit des letztern fesselt; sondern allein der Glaube, daß die Gründe für den Rationalismus noch nicht entscheidend, und die Gründe gegen den Supernaturalismus noch nicht bündig widerlegend sind. Er ist für sich der Meinung, daß in dem ganzen Streite ein Mißverständniß herrsche, welches noch nicht gehörig aufgeklärt ist, und daß der Streit aufhören müsse, wenn es jemand gelingen sollte, dieses Mißverständniß evident zu machen; er ist der Meinung, daß Rationalismus und Supernaturalismus einander nicht so entgegen gesetzt sind, wie Wegscheider behauptet, und daß sehr wohl eine Vereinigung unter einer höhern Ansicht möglich sey. Manche erklären zwar, daß alle Arten von Synkretismus nicht von Dauer seyn können, und eher schädlich als

nützlich seyn, und dieses mag auch wahr seyn; allein ein wirklicher Synkretismus findet nur da Statt, wo das Heterogene auf eine künstliche Art verbunden wird, aber nicht da, wo die hellere Einsicht späterhin siehet, daß das Getrennte nicht heterogen, sondern monogen war. Dann ist es ja Vereinigung dessen, was zusammen gehört, und nicht Synkretismus.

Ungeachtet dieser Ansichten des Verfassers, welche vielleicht in der Art seiner allmähligen Bildung ihren Grund haben, wird aber doch kein Leser sagen können, daß er gegen den Rationalismus ungerecht gewesen sey, und daß er sich im Mindesten in den Streit habe mischen wollen. Anders aber mußte er sich gegen dem Mysticismus seiner innigen Ueberzeugung nach aussprechen, weil ihn dieser in seinem ganzen Grunde falsch zu seyn scheint, und consequent durchgeführt zu schädlichen Früchten und zur Verfinsterung führen muß. Allein man übersehe es nicht, daß er sich gegen den Mysticismus als System, und nicht gegen die Mystiker, unter denen er fromme und ehrwürdige Männer verehret, ausgesprochen habe. Sehr gern hätte er dieses alles nicht berührt, wenn nicht ein solches System auf die wirksame, belehrende, aufklärende und bessernde Art zu predigen, einen so großen, und, wenn es weit getrieben wird, gefährlichen Einfluß hätte.

Gütige Beurtheiler der vorliegenden Schrift bitte ich, zu bemerken, daß es nicht die Absicht des Verfassers war, und seyn konnte, ein System oder eine Begründung desselben zu schreiben. Dieses würde theils über seine Kräfte gehen, theils würde es unnöthig und anmaßend seyn, indem Schott ein solches System bereits

zu schreiben angefangen hat. Zu einem Systeme würde eine strengere wissenschaftliche Begründung, und eine nach dieser Begründung geregelte Anordnung gehört haben, welches alles in dem Plane nicht lag. Es sollten meistens practische Bemerkungen und Ansichten seyn, welche sich nur an einen gewissen Faden, und in einer einiger Maaßen logischen Verbindung anreihen sollten, um nicht ganz vereinzelt und ohne alle Begründung da zu stehen. In dieser Absicht schien mir die getroffene Anordnung an zweckmäßigsten; ich werde aber mit keinem rechten, der etwa meint, daß das eine Kapitel früher, das andere später hätte folgen sollen, so wie mit keinem, der etwa hie und da kleine Wiederholungen nachweisen könnte. Die Form mußte nothwendig einige freiere Bewegung übrig lassen, weil sonst ein Lehr- oder Handbuch, und nicht Ansichten, Gedanken und Erfahrungen über die geistliche Beredtsamkeit entstanden seyn würde. In der gegenwärtigen Form wird sich die Schrift besser fortlaufend und zur Unterhaltung lesen lassen, und schon deswegen manches dem Gedächtnisse einprägen, manches der Beurtheilung hinstellen, bei manchem den Leser mehr in die Untersuchung hineinziehen, und auf diese Weise mehr nützen, als das steifere Lehrbuch.

Mit der Ueberzeugung, daß ich manchem jüngern meiner Amtsbrüder habe nützlich seyn wollen, manchen erfahrnern zur Prüfung auffordern, erwarte ich ruhig das Schicksal, welches diese Bogen haben werden.

Der Verfasser.

Einleitung.

Seitdem die öffentlichen Religions-Übungen nicht mehr in einem bloßen Rituale bestehen, sondern ihr vorzüglichstes Wesen in einer ermahnenden, ermunternden und beruhigenden Belehrung gesucht haben, ist die Kunst des öffentlichen Vortrages für den Religions-Lehrer eine unerläßliche geworden; seitdem aber die öffentlichen Religions-Versammlungen nicht mehr von jedem als eine nothwendige Pflicht angesehen, ja von nicht wenigen sogar geflohen werden, weil ihr Geist in denselben nicht die Nahrung zu finden wähnet, zu welchen sie ein Recht zu haben glauben, ist diese Kunst des öffentlichen Vortrages in einem gewöhnlichen Maaße nicht mehr hinreichend, sondern es wird eine so viel als möglich gebildete und die Menschen anziehende Kunst immer dringenderes Bedürfniß für das Wohl der Kirche, und für die Bewahrung, und wenn es seyn kann, neue Belebung der Religiosität. Die Redner der Kirche, das heißt, die Geistlichen müssen wenigstens das Ihrige thun, um das gesunkene Ansehn des öffentlichen Gottesdienstes zu heben, oder wenigstens in dem Maaße zu erhalten, in welchem es noch vorhanden ist, wenn auch vieles von ganz andern Ursachen, welche auf den Zeitgeist einwirken, abhängt.

Es ist in der That nicht zu leugnen, daß die Kirche eines frommen, geistvollen und dabei auch wirklich beredten Predigers

noch immer ihre Zuhörer finde, und selten leer und verödet sey; und wenn dieses ist, so leuchtet daraus die wohlthätige Wirkung der Kanzel-Beredtsamkeit für die obengenannten Zwecke hervor, und es wird daher für jeden, der ein nützlicher Prediger seyn will, Pflicht, dieser Kunst einen ganz vorzüglichen Fleiß zu widmen. Es ist fern von mir, andere Fertigkeiten, welche der Prediger erwerben muß, herabzusetzen; die Erfahrung lehret aber immer mehr, daß diese Kanzel-Beredtsamkeit die erste und nothwendigste für ihn sey, und jeder, welcher gar keine Anlagen zu derselben in sich bemerkt, sollte freiwillig von einem Stande zurückbleiben, in welchem er nicht das volle Gute wirken kann, was er wünschen muß. Es war eine Zeit, in welcher man der Catechisir-Kunst beinahe den ersten Platz unter den Vorzügen eines Predigers anzuweisen schien; allein dieses war in der That eine Vorliebe für eine Kunst, welche in jener Zeit anfing nicht bloß aufzuleben, sondern selbst erst geschaffen zu werden; denn was man vorher davon trieb, war ein bloßes Examiniren. Und diese Vorliebe war in der That zu entschuldigen, weil alles dasjenige, was in ein neues Leben tritt zu einer gewissen Begeisterung hinreißt, und ohne diese Begeisterung das fröhliche und gedeihliche Leben nicht erreicht, zu welchem es kommen muß. Wenn man aber bedenkt, daß der geübteste Katechet nicht im Stande seyn wird, bei einer größern Versammlung auf die Erwachsenen eben so zu wirken, wie auf die durch ihn beschäftigte Jugend, eben weil jene nicht in dem Maaße beschäftigt sind, und als Zuhörer mehr oder weniger theilnehmend sitzen; daß der Katechet bei der größesten Kunst meistens nur auf den fassenden, denkenden und begreifenden Verstand wirken wird, seltener aber auf den Willen und die Entschließung; daß es ihm, wie dem Redner, nicht möglich seyn wird, auf alle Seelenkräfte harmonisch zu wirken, und diese gleichsam

alle in Anspruch zu nehmen; so werden wir geneigt seyn, der Beredtsamkeit, welche sich in zusammenhängenden Vorträgen ausspricht, die erste Stelle anzuweisen. *)

Es war eine andere Zeit, in welcher man glaubte, daß zu einem Prediger nur ein wahrhaft frommer und gläubiger Christ gehöre, dem der lebendige Glaube auch den Mund öffnen werde, um diesen Glauben auch unmerklich seiner Gemeine mitzutheilen, und durch sein Beispiel am kräftigsten zu wirken. Dieses war wirklich die Meinung der pietistischen Schule und der Herrnhuter, welche letztere jetzt auch, wenigstens in praxi, von dieser Meinung zurückkommen. Es ist wohl unnöthig, diese Meinung zu widerlegen, weil unsere Zeit es begreift, welche vollendete Bildung, und welch tiefes Studium zu dem guten Redner gehöre, obgleich es von einer andern Seite wahr ist, daß der vollendete Prediger auch ein frommer und gläubiger Christ seyn müsse, wenn auch nicht im Sinne der Mystiker.

Wenn die vorhergehenden Bemerkungen gegründet sind: so ist wohl alles dasjenige, was dem angehenden Prediger das Studium dieser Kunst erleichtern kann, für denselben wünschenswerth und wichtig. Die Mittel aber, welche ihm das Studium dieser Kunst nicht bloß erleichtern, sondern selbst möglich machen, können wohl keine andere seyn, als die besseren Beispiele und Muster anderer Redner, aus welchen er sich selbst die Regeln und Hülfsmittel seiner Kunst abstrahirt, oder durch glückliche Nachahmung wirklich befolgt, ohne sich

*) Conf. Schott Begründung der Rhetorik und Homiletik pag. 105. Anmerkung; zu welcher ich noch hinzusetze, daß die Katechese sich selten, wegen der Unfähigkeit der Antwortenden, bis zu dem wirklichen Dialoge wird erheben können.

dieser Regeln ganz bewußt zu werden; auch sind es die Anleitungen Anderer, welche diese Regeln schon abstrahirt haben, dem Ungeübten vorlegen und hülfreich an die Hand gehen. Beide Mittel aber muß der angehende Redner, wenn er etwas Vorzügliches leisten will, benutzen, weil keines von beiden allein genommen hinreicht. Die Anleitungen zu den Regeln der Beredtsamkeit machen zwar mit denselben den Anfänger bekannt; allein sie sind allein nicht im Stande dieselben bis zur vollendeten Klarheit, Anschaulichkeit und Überzeugung zu führen, welche nöthig sind, wenn der Redner dieselben mit Glück und Selbstständigkeit anwenden soll; sie bedürfen sehr oft der eigenen Prüfung und Berichtigung oder auch der Bestätigung in dem eigenen Gefühle und in der Selbsterfahrung, um mit Erfolg angewendet zu werden. Dieses leistet nun das Studium der besseren Muster, welche derjenige, der selbst Redner werden will oder schon auf dieser Bahn wandelt, mit ganz andern Augen lieset, als der Leser, der nur Erbauung in ihnen sucht.

Auf diese Weise scheint es klar zu werden, daß mit den Anleitungen zur Redekunst der Anfang müsse gemacht werden, damit vorzüglich das Auge geübt werde, in den Mustern der Rede, vorzüglich auf dasjenige zu schauen, was aus ihnen gelernt und gewonnen werden kann. Diese Anleitungen sind zwar von den Zeiten des Aristoteles an in großer Zahl vorhanden, und es scheint beinahe unnöthig eine neue zu schreiben; allein jede Schrift hat ihren eigenen Kreis, in welchem sie vorzüglich wirkt, weil nicht jedes Buch in eines jeden Hände kommt; jede Art der Darstellung hat ihre verwandten Gemüther, denen gerade diese Art der Darstellung der Verwandtschaft im Denken und Empfinden halber am meisten zusagt; jede Art der Bear=

beitung dieses für den geistlichen Stand so wichtigen Gegenstandes hat etwas Eigenes, welches die andern nicht haben, stellt manches in ein anderes Licht, in welchem es noch nicht erblickt wurde, und kann darum nicht überflüssig genannt werden, wenn sie nicht eine bloße Compilation des schon längst Gesagten ist; und wichtigere Gegenstände müssen ja recht oft und von allen Seiten besprochen werden, ehe sie in ihr rechtes und eigenthümliches Leben treten. Darum habe ich auch nicht geglaubt, etwas Überflüssiges zu thun, wenn ich meine Ansichten und Gedanken (denn für etwas Weiteres gebe ich sie nicht aus) denen vorlegte, welche sie vielleicht benutzen können, indem ich selbst durch diese das Wenige leiste, was in meiner Amtsführung nützlich ist.

Meiner Ansicht nach geschiehet dieses zweckmäßiger in einer weniger an eine streng wissenschaftliche Reihefolge gebundenen und geordneten Darstellung, welcher jedoch nicht alle Ordnung fehlt, als in einem geregelten Lehrbuche, welches zum Lesen und Nachdenken nicht so sehr einladet, und dem Schreibenden zu wenige Freiheit gestattet, manchen wichtigen Gedanken gerade in dem Lichte und der Verbindung aufzustellen, wo derselbe vielleicht am meisten bemerkt wird, oder den Gedanken auch in einer andern Verbindung zu wiederholen, und mit einem andern Lichte zu beleuchten. Eine solche nicht zu sehr an Kapitel und Paragraphen gebundene Darstellung scheint mehr ein freies Gespräch mit dem Leser zu seyn, welcher unvermerkt in die Untersuchungen mit hinein gezogen wird, und der nun dem unterhaltenden Freunde gern folgt, bald dessen Meinungen billigt, bald bedenklich sie anhört, bald sie widerlegen zu müssen glaubt, bald sie erweitert oder näher bestimmt und eben dadurch in sich selbst eine ihm eigenthümliche Ansicht gewinnet, welche allein als eigene Schöpfung für ihn nützlich seyn kann.

Ich darf es nicht unterlassen, zu bemerken, daß ich in dieser Darstellung bloß meine in einer ziemlich langen Erfahrung gesammelten Ansichten und Bemerkungen niederlege, ohne mich ängstlich um dasjenige zu kümmern, was andere schon gesagt haben, und diesen Gedanken durch viele Citate ein gelehrtes Ansehen zu geben. Natürlich haben diese Gedanken dann auch nur so vielen Werth, als ein jeder nach angestellter Prüfung denselben zugestehen kann, oder will.

Erstes Kapitel.

Ueber den Begriff und das Wesen der Homiletik.

Es ist allgemein bekannt, daß man diejenige Wissenschaft, welche die Regeln über die mannichfaltigen vor christlichen Versammlungen zu haltenden zusammenhängenden Vorträge sammelt, ordnet, näher bestimmt und denselben allgemeine Gültigkeit zu geben sucht, Homiletik nennt, ein Wort, welches bekanntlich nur zufällig durch Convenienz diesen eingeschränkten Begriff erhalten hat. Ich streite nicht darüber, ob man der Homiletik den Nahmen einer Wissenschaft im strengsten Sinne beilegen könne, weil uns dieses hier gleichgültig seyn kann; sie strebt aber dennoch gewiß darnach, eine Wissenschaft zu werden, wie zuletzt noch Schott in seiner Begründung der Rhetorik und Homiletik mit Glück versucht hat. Sie soll ihrem Zwecke nach die Theorie der Kunst des öffentlichen Vortrages vor christlichen Versammlungen seyn, und sie ist auf dem besten Wege, es zu werden, wenn sie es noch nicht ganz seyn sollte. Die Ausübung dieser Theorie in dem Vortrage selbst ist mit Recht eine Kunst zu nennen, weil sie von vielen Seiten her zur Fertigkeit werden muß.

Über diese Kunst nun lassen sich natürlich Vorschriften geben, welche zwar niemahls das Wesen der mündlichen Rede ganz erschöpfend lehren werden, allein doch auf manches hindeuten können, was der sich allein überlassene, auch mit den trefflichsten Anlagen ausgerüstete junge Redner übersehen möchte. Diese Wissenschaft kann Fehler kenntlich machen und vor denselben warnen; sie kann in Ansehung der bessern Form manchen belehrenden Wink geben, der demjenigen willkommen seyn muß, welcher sich selbst als geistlichem Redner genügen möchte; ja sie kann selbst zur Erfindung zweckmäßige Hülfsmittel anweisen; sie kann das Feld näher bezeichnen und abgränzen, auf welchem der Redner sammeln und ärndten, und von seiner Ärndte wieder geben kann; sie vermag einiges über den Geist zu sagen, der in seinen Vorträgen walten und dieselben beseelen soll; und kann auf diese Weise von manchen Seiten her nützlich seyn.

Von der andern Seite her muß aber auch vieles der Anschauung und dem Gefühle selbst überlassen werden, eben weil diese Wissenschaft eine Kunst lehren soll. Wie manches muß der junge Redner durch eigene Anschauung besserer und vollkommener Muster mit dem physischen Auge auffassen; wie manches muß sein Ohr hören, was in keine Worte gekleidet, in keine Vorschriften gezwängt werden kann. Vieles Andere empfindet nur der innere Sinn, und empfindet es mit einer Klarheit, welche ihn begeistert, aber er ist nicht im Stande sich das unnennbare Etwas in Worten auszudrücken, was doch so deutlich und hell vor seiner Seele steht. In diesen beiden Hinsichten tritt die Homiletik bescheiden zurück, und überlässet es der lebendigen Anschauung redender oder schreibender Muster, das zu vollenden, was sie nicht zu leisten vermag, oder auch der glücklichen natürlichen Anlage, welche aus sich selbst zu schöpfen im Stande ist.

In so weit also, als der todte Buchstabe das sagen kann, was oft das Gefühl weit deutlicher empfindet, oder das Beispiel anschaulicher darstellen könnte, soll die Homiletik die Kunst des öffentlichen Vortrags vor christlichen Versammlungen, oder die Kunst zu predigen lehren. Predigen hat aber schon seit langer Zeit den Begriff:

„in religiöser Absicht vor einer Versammlung eine
„zusammenhängende Rede halten."

Indessen unterscheidet man doch dem Gebrauche nach die Predigt von den geistlichen Reden, und versteht unter einer Predigt gewöhnlich die längern Vorträge über eine Religions-Wahrheit, an deren Spitze ein biblischer Spruch oder Abschnitt als Text, oder als Grund dieser Art der Behandlung der Wahrheit oder deren Wahl steht; unter Reden aber jene kürzern oder längern Vorträge, welche entweder nicht aus einem Texte abgeleitet sind, oder nicht jenen vollständigern Zweck der Erbauung durch erschöpfende Belehrung und darauf gegründete Ermahnung und Trost, oder Warnung und Hoffnung haben. Diese Reden haben außer dem Zwecke des erbauenden Eindrucks, welchen sie machen wollen, auch noch eine besondere äußere Veranlassung, als Taufen, Trauungen, Beichten, Einführungen von Lehrern und andere.

Insofern dieses ein bloßer Sprachgebrauch ist, habe ich nichts dagegen; allein, wenn in dem Worte Rede etwas gesucht wird, welches schon das innere Wesen, wenn auch nur in der Form, andeuten soll: so finde ich diese Benennung unrichtig; denn die Predigt soll ihrem Zwecke nach eine Rede in der höhern Bedeutung dieses Wortes, und nicht ein bloßer Vortrag seyn, welchen vielleicht viele ohne Saft und Kraft

halten können. Besser ist daher der Unterschied zwischen allgemeinen Religionsreden oder Predigten, und besonderen oder Gelegenheitsreden.

Alle diese Arten des Vortrags machen die Gegenstände aus, über welche die Homiletik, so weit sie kann, ihren Unterricht zu geben, und deren Theorie sie zu entwickeln hat. Da aber diese Bogen nur Ansichten und Gedanken über die geistliche Beredtsamkeit enthalten: so nehmen sie die Pflicht nicht auf sich, diese Theorie vollständig entwickeln und begründen zu wollen, sondern practische Beiträge dazu zu liefern. Das Geschäft dieser Begründung und Entwickelung ist ohnehin schon in einem andern Werke unternommen.

Zweites Kapitel.

Ueber die Predigt im Allgemeinen.

Eine Predigt ist eine Rede über eine Religionswahrheit, bei welcher ein Text zum Grunde gelegt wird, und deren Zweck die vollständigere Erbauung ist. In dieser Erklärung liegen drei Forderungen, welche sich als gegründet rechtfertigen müssen. Erstlich, die Predigt muß ihrem Wesen nach eine Rede seyn; zweitens, ihr Inhalt muß eine Religionswahrheit geben, welche aus unsern heiligen Schriften abgeleitet und durch diese bewiesen werden kann, und daher fordert sie einen Text; drittens endlich, ihr alleiniger Zweck ist die allgemeine Erbauung. Den ersten beiden Forderungen ist schon oft widersprochen worden, in der dritten aber stimmen alle überein, und gerade diese

Übereinstimmung in der letzten Forderung giebt mir einen Grund, auch auf den ersten beiden Forderungen bestehen zu dürfen.

Dem ersten, daß die Predigt wesentlich eine Rede in Ansehung ihrer Form und Behandlung seyn müsse, widersprach unter andern Peter Miller in Göttingen, und wollte daher von dem Prediger keine Beredtsamkeit, sondern nur Wohlredenheit, weil er meinte, daß der Zweck der Beredtsamkeit die Überredung sey, der Prediger aber nicht überreden, sondern überzeugen wolle, und nur Wahrheit zu seinem Gegenstande haben könne. Daß hier der Fehler in einem willkührlichen Begriffe, welcher der Beredtsamkeit untergelegt wird, und wozu wohl Aristoteles und Cicero die unschuldige Veranlassung gegeben haben, liege, leuchtet leicht in die Augen. Die richtige Antwort ist hier abusus non tollit usum. Das πιθανον des Aristoteles und die persuasio des Cicero sollen nichts weiter andeuten, als eine solche Überzeugung, welche auch auf die Entschließungen des Willens wirkt, wie Schott in dem schon genannten Werke von pagina 113 an sehr klar bewiesen hat. Sollten auch jene Männer wirklich nur die Überredung im Auge gehabt haben, wie schwer zu beweisen ist, so würde daraus nichts weiter folgen, als daß sie der Beredtsamkeit einen falschen und einseitigen Zweck untergelegt hätten.

Andere aber meinten, es sey der Würde der Religion entgegen, wenn die Kunst der Beredtsamkeit aufgeboten würde, um die göttlichen Wahrheiten zu lehren, welche die Religion verhält, indem ein Verstand, welcher die göttlichen Wahrheiten in ihrer Einfachheit nicht fassen, und ein Herz das nicht sogleich deren beseligende Kraft fühlen könne, durch die Strahlen der Beredtsamkeit nicht erleuchtet, und durch deren Feuer

nicht werde erwärmt werden. Wer aber die herrlichen Reden eines Jesaias, welcher sogar die Blumen und den Schmuck der Dichtkunst zu Hülfe ruft, und die meisterhaften Reden eines Paulus vor einem Festus und Agrippa lieset, von denen uns Lucas nur einen das Original nicht erreichenden Auszug gegeben hat, wird bald sehen, daß jene Männer eine andere Meinung hatten. Jene angedeutete Meinung hat besonders in den pietistischen Schulen geherrscht, welche sich sogar an der Beredtsamkeit eines Bourdaloue, Bossuet und Saurin ärgerten.

Die sehnlichsten Wünsche auch des geistlichen Redners müssen seyn, die Aufmerksamkeit für seinen Vortrag zu erregen und zu fesseln; von der mitgetheilten Wahrheit durch mündliche Rede Überzeugung zu bewirken, und das Herz dafür zu erwärmen, und wohlgemerkt dieses alles nicht in einem nach und nach leitenden Unterrichte, sondern in einer kurzen Stunde. Es mag wahr seyn, was Schott sehr richtig bemerkt, daß sich die ganze Besserung eines Menschen nicht in einer Stunde erstürmen lasse; denn die ganze religiöse Veredlung eines Menschen erfolgt nur durch das allmählige und harmonische Zusammenwirken aller richtig erkannten und lebendig gefühlten Religionswahrheiten; allein es bleibt doch wahr, daß der Redner für das eine, was er gerade zum Gegenstande seines Vortrags gewählt hat, in der Stunde seines Redens die Erreichung jener genannten Zwecke wünschen müsse. Wer sich nun getrauet, diese Wünsche ohne die Hülfsmittel der Beredtsamkeit erreichen zu können, der erst vermag die Nothwendigkeit der Beredtsamkeit für den geistlichen Redner, welchen man nun nicht mehr Redner, sondern Sprecher nennen müßte, zu leugnen. Der Mißverstand, denn weiter ist es wohl nichts,

liegt aber vielleicht darin, daß man unter Beredtsamkeit immer nur den Gebrauch der schlagendsten Figuren der Redekunst, und die Anwenduug der besiegendsten äußern Hülfsmittel in Geberden und Stimme dachte, und es vergaß, daß eine sanft dahin fließende Rede, wenn der Gegenstand, oder der Zweck oder auch die Stimme des Redenden sie fordern, gleichfalls ein Meisterstück der Beredtsamkeit seyn könne.

Wer nun Erregung der Aufmerksamkeit, deren Erhaltung und stete Spannung; wer Überzeugung des Verstandes bis zu einem wohlthätigen Glauben und Erwärmung des Herzens bis zu einer innigen Entschließung für die vorgelegte Wahrheit wenigstens in einem wünschenswürdigen Grade, wenn auch nicht in ihrer ganzen Vollendung von der Rede fordert: der fordert Erbauung, und diese Erbauung fordern alle, mithin muß consequenter Weise auch Beredtsamkeit gefordert werden, als das allein zum Ziele führende Mittel. Ich kann diese letzte Behauptung, daß die Beredtsamkeit für den Redenden, der in einem zusammenhangenden Vortrage jene Zwecke erreichen will und soll, das allein zum Ziele führende Mittel sey, nicht besser beweisen, als wenn ich die schöne Definition der Rede in Schott's angeführtem Buche pag. 105. hersetze. „Ein Vortrag also, den wir Rede im engern Sinne nennen (ein Product der eigentlichen Beredtsamkeit) characterisirt sich als eine zusammenhangende Darstellung der Vorstellungen des Redenden in Worten, welche ganz dazu geeignet ist, durch eine gleichmäßige Beschäftigung des Verstandes und der Vernunft auf der einen, und der Einbildungskraft und des Gefühlvermögens auf der andern Seite den menschlichen Willen zu bestimmen." Cicero drückt dieses in wenigen Worten aus de oratore lib. III. c. 27.

„quum explanamus aliquid, vel quum conciliamus animos, vel quum concitamus.“ Mithin explanando, (docendo) animos conciliando, eosque concitando erreiche der Redner seinen Zweck, und dieses will ja auch der geistliche Redner, welcher zu erbauen sucht.

Man sage nicht, daß die Erbauung nicht immer die Erwärmung des Herzens bis zu einer innigen Entschließung fordere, auch nicht immer die Überzeugung des Verstandes und der Vernunft bis zu einem wohlthätigen Glauben, weil die Erstere nicht nothwendig sey, wenn Trost und Beruhigung bezweckt werde, und das Letztere nicht, wenn auf das Herz allein gewirkt werden solle. Eine wahre Beruhigung und ein hinreichender Trost erfolgen nicht eher, als bis auch der Wille zu der Entschließung gebracht ist, gegen die traurigen Vorstellungen oder die beunruhigenden Zweifel anzukämpfen, und heiterern Aussichten und Hoffnungen oder richtigern Vorstellungen sich hinzugeben; und auf das Herz kann nicht anders gewirkt werden, als durch den Verstand und die Vernunft; denn alles andere, was auf diesem Wege nicht erreicht wird, wird in dunkeln Gefühlen bestehen, welche man mit dem schönen Nahmen des Herzens nicht belegen darf.

Ich weiß es wohl, daß der Wille des Menschen auf ganz andern Wegen und durch ganz andere Mittel bewegt, und zu Entschließungen geleitet, ja gezwungen werden könne, als durch die Beredtsamkeit; nehmlich durch erregte Furcht oder Hoffnung, durch angebotenen Genuß oder Entbehrung, durch allmählige Belehrung oder stuffenweise Gewöhnung und Erziehung; allein das sind nicht die Hülfsmittel, welche dem geistlichen Redner zu Gebote stehen, und ich darf daher immer

sagen: die Beredtsamkeit sey für ihn, wenn er als Redner auftreten soll, das allein zum Ziele führende Mittel.

Die zweite Forderung war: der Inhalt der Predigt muß eine Religionswahrheit aus unsern heiligen Schriften seyn, und daher ist der Text nothwendig. Dieser Forderung wird schon mit mehrerem Scheine widersprochen, wie dieses zuletzt noch von Klein in dem Schuderoffschen Journale geschehen ist. Ich glaube aber, daß sich auch diese Forderung werde rechtfertigen lassen. Daß der Inhalt einer Predigt eine Religionswahrheit im weiteren Sinne des Wortes seyn müsse, das geben jetzt alle zu, indem man von der Sonderbarkeit der Campeschen Schule zurückgekommen ist, daß der Prediger Lebensklugheit zu lehren habe, und daher Predigten über den Ackerbau, die Industrie, Kuhpocken und Gott weiß über was noch verlangt wurden. Der Prediger ist ein Lehrer der christlichen Religion, und diese allein hat er zu lehren, und es ja nicht zu vergessen, daß er diese allein zu lehren habe. Wenn er diese lehrt, so kann er etwas leisten, weil er nun seinen bestimmten Kreis hat, und nicht zum oberflächlichen Vielwisser gemacht wird; er behauptet seine Würde, weil er nunmehr lauter würdige Gegenstände auf seine Kanzel bringt; er enthält sich eben deswegen aller Einmischungen in Dinge, die ihn nichts angehen, und wird nicht ein politischer Declamator, wovon sich selbst gepriesene Redner unserer Zeit nicht frei erhalten haben.

Daß dieses der Prediger ganz allein zu thun habe, zeigt das ganze Benehmen des Christenthums selbst, um seinen Zweck zu erreichen. Der Zweck des Christenthums war kein anderer, als den Menschen für dieses und jenes kommende

Leben zu erziehen, und durch diese Erziehung das gegenwärtige Leben nach und nach auf die Stuffe zu heben, auf welche es erhoben werden kann, und zwar in allen seinen Theilen und Verhältnissen; das kommende Leben schon in der Brust des Menschen vorzubereiten, damit er auch vollbereitet dorthin übergehen könne. Daß Jesus bei seinem Unternehmen auch das gegenwärtige Leben im Großen und im Kleinen vor Augen gehabt habe, das zeigen die klarsten Stellen. Wenn er vor den Mauern der Stadt Jerusalem weint, daß einst ihre Herrlichkeit vergehen werde, und diese dennoch erhalten werden könne, wenn man ihm folgen wolle: so sieht jeder klar genug, daß auch das gegenwärtige Leben vor seinen Blicken lag. Er wußte es wohl, daß seine Lehre, wenn sie nur befolgt würde, den kräftigsten Einfluß auf die Staatsverfassung und Gesetzgebung und das ganze politische Seyn haben könne und werde; wußte es wohl, daß sie ins Innerste des Familienlebens eindringen könne und müsse; daß sie den Menschen für alle Lebens-Verhältnisse bilden und damit das Leben selbst gestalten werde. Aber, wie benimmt er sich? Nichts von politischer Weisheit und Staatsklugheit, nichts von öconomischen Belehrungen, von Gesundheitslehren und kleinlichen Lebensregeln, von wissenschaftlicher Bildung und Erziehung und anderem Wortgeklingel kommt aus seinem Munde. Und dennoch wußte er, daß sich dieses alles durch seine Lehre in die Weise werde gestalten, in welche es einmahl kommen müsse, und daher war auch dieses sein Zweck.

Dagegen belehrt er den Menschen von der Verdorbenheit seines Innern, aus welcher er erlöset und wiedergeboren werden müsse; von seiner höhern Bestimmung und seinem göttlichen Berufe; von seiner Anlage zur Gottähnlichkeit durch Wahrheit,

Gerechtigkeit, Liebe und Gotteserkenntniß u. s. w. Diese Saamenkörner streut er aus, und überlässet sie der Zeit als dem fruchtbaren Boden zur Enthüllung und Aufkeimung, zum Wachsthum, zur Blüthe und Reifung, und unsere Zeit siehet es noch, wie dieses alles gewirkt hat und noch wirkt, herrlicher noch wirken wird, wenn in dem wahren Sinne Jesu Christi alles einmahl eine Heerde und ein Hirte nicht bloß extensive sondern intensive wird geworden seyn, wenn sie nicht mehr bloß Herr Herr sagen, sondern den Willen thun ihres Vaters im Himmel.

Dieses ist das Benehmen, welches auch der Prediger zu befolgen hat. Er lehre nur Religion, und mache diese in den allgemeinen Beziehungen zum Leben anschaulich, aber wohlgemerkt nur in den allgemeineren Beziehungen, nicht in den kleinlichen Anwendungen, welche zu sehr ins Einzelne gehen; sondern er überlasse die nähere Anwendung und Benutzung der Vorsehung und dem stets wirksamen Menschensinne. Wenn der Prediger nur wahre Christen bildet, so bildet er auch Bürger, Hausväter, Hausmütter, herrliche Kinder, Künstler und tüchtige Landleute, Gelehrte und weise Beamte in den niedern und höhern Kreisen, ohne das alles im Einzelnen zu lehren und selbst in Politik und Hauswesen, Technologie und Ackerbau, Medizin, Jurisprudenz und Gesetzgebung hinein zu stümpern.

Dessen ungeachtet bleibt ihm dieses alles nicht ganz fremd; denn die Religion verbreitet sich über das ganze Leben, und eben deswegen bleibt dem Prediger nichts fremd, was zum wahren Leben gehört. Es ist aber ganz etwas Anderes, alles dieses aus dem religiösen Gesichtspuncte und seiner allgemeinern

Bezie-

Beziehung behandeln, als ins Einzelne und Kleinliche gehen; ganz etwas Anders, dieses mit dem Lichte der Religion beleuchten, durch deren Geist beleben, durch ihr heiliges Feuer erwärmen, und durch den heiligen und reinen Odem derselben gleichsam reinigen und heiligen; als den Lehrer der Klugheit im Einzelnen machen, und dasjenige lehren und vorschreiben wollen, was die Erfahrung und eigene Beobachtung in jedem Stande besser lehren. Warum sollte der Prediger nicht den weisen Regenten und Gesetzgeber, den gerechten König und Herrscher bei schicklicher Gelegenheit entweder im Allgemeinen oder im einzelnen gegebenen Muster als heiliger Lobredner schildern; warum nicht den christlichen Hausvater zeichnen, die fromme Hausmutter malen; die Sorge für die Gesundheit als heilige und fromme Pflicht darstellen; den gerechten Richter als Diener Gottes aufstellen dürfen? Warum nicht auch das Gegentheil im warnenden Beispiele der heiligen Schrift, woran diese so reich ist, vorhalten können? Allein er bleibt in seinen Gemälden und Schilderungen immer nur in den äußeren Umrissen und Zügen; wählt diese nur aus dem Felde der Religion und religiöser Moral, stellt diese in den religiösen Gesichtspunct, und weiß alles zu vermeiden, was einer Einmischung in Dinge, die sie nicht angehen, oder welche vielleicht die Zeit als zweideutig ansieht, ähnlich sehen könnte. Herrliche Beispiele stellen uns Reinhard und Ammon auf, in jenen Reden, welche sie bei der Eröffnung und dem Schlusse der Landtage in Dresden zu verschiedenen Zeiten gehalten haben. Hier darf selbst der geistliche Redner freimüthig seyn, wenn er es unter der Aegide der Religion und Wahrheit mit Weisheit zu seyn weiß. Wie sehr verschieden ist aber alles dieses von der kleinlichen Klugheitslehre, welche dieses alles im Einzelnen lehren wollte, und als eigentliche Bestimmung des Predigers, den man zum Volkslehrer stempelte, ausgab. Der Nahme

Volkslehrer, in welchem sich selbst einige Geistliche gefielen, bezeichnet den ganzen Geist dieser Schule, welcher manche huldigten, die eines ganz anderen Sinnes waren, aber in das innere Wesen dieser Schule nicht hineinblickten. Sind die Geistlichen und Prediger Volkslehrer: so sind sie auch nur Lehrer für diejenigen, welche man zum Volke rechnet, und nicht mehr für diejenigen, welche über das Volk erhaben zu seyn glauben; sind sie Volkslehrer, so sind sie Lehrer der mancherlei Gegenstände, welche man dem Volke angemessen hält. Wie sehr das erste in dem Geiste der damahligen Zeit und zum Theile auch noch der jetzigen war und sey, wird jeder wissen, der sie genauer beobachtet hat. Der ganze Gottesdienst war mit allen seinen Heiligthümern nur für das sogenannte Volk, jeder andere, deren Zahl immer größer wurde, war davon befreiet; die Religion selbst, wenigstens in ihren äußern Anstalten, war nur ein Zaum für das Volk, und die Diener derselben hatten nur den Werth, welchen sie in dieser Hinsicht haben konnten. Gilt aber das letztere, was in dem Begriffe Volkslehrer liegt: so können wir Prediger zu allem Möglichen gebraucht werden, was irgend eine Zeit für ein Volksbedürfniß halten könnte. Da dieser Ausdruck also so sehr gemißbraucht werden kann, so ist er der angemessene wohl nicht, welchen wir uns können gefallen lassen. Wir sind Lehrer der Religion, und mehr noch als dieses, nehmlich Diener des Wortes Gottes, obgleich nicht Priester in dem alten Sinne des Wortes.

Diese Bemerkungen bahnen uns nun den Weg zu dem Beweise, daß auch ein biblischer Text nothwendig sey, welchen der Gebrauch seit langen Zeiten eingeführt hat, und der auch hier, wie so oft, lehrt, daß der reine ungekünstelte Menschen-Sinn meistens auch das Wahre finde. Wenn der Prediger

nur christliche Religion zu lehren hat: so bedarf es auch eines Stempels für ihn, daß er wirklich Christenthum lehre, um vor seiner Gemeinde sich gleichsam zu legitimiren. Dieser Stempel ist der Text aus der Bibel, und meistens aus dem N. T. Welchen Eindruck der Text mache, welchen Glauben er bei der Gemeinde hervorbringe, daß der Prediger dieses und gerade dieses sagen müsse, welche Beseitigung alles Vorurtheils, daß der Prediger vielleicht persönliche Absichten habe, und welche Willigkeit, die Lehren, Ermahnungen, Warnungen und selbst Strafen zu hören, gerade dadurch hervorgebracht werden, daß der Prediger einen Text hat, an welchen er sich hält: das wissen alle diejenigen, welche die Gemeinden etwas genauer kennen. Der Text ist das Palladium des Hofpredigers vor Fürsten und Gewaltigen, des Stadtpredigers, der gegen die Sünden der Üppigkeit kämpft, und des Landpredigers in vielen Fällen, und darum muß der Text, wenn er nicht ein vorgeschriebener ist, sorgfältig gewählt werden.

Alles, was dagegen gesagt wird, daß er die Erfindung zu sehr beschränke, die Art der Darstellung zu sehr beenge, dem Geiste Fesseln anlege, ist erstlich ungegründet bei dem Reichthume der Bibel, und zweitens wären es geringe Nachtheile, wenn sie wahr wären, gegen den obigen Vortheil, der durch die Auslassung eines Textes verloren gehen würde. Daß dieses auch das Urtheil anderer Männer sey, möge folgende Stelle aus der Jenaischen Litt. Z. Jahrgang 1822 No. 165. pag. 340. beweisen:

„Der Abendmahlsreden (von Rüdel) sind 15. Sie haben einen höchst einfachen Plan (ausgenommen die siebente, die zu lang und kunstreich, obgleich voll hinreißend schöner Stellen, besonders S. 168. ist) und

wir bedauern nur, daß sie nicht alle so an biblische Stellen sich anknüpfen, wie die zwölfte und funfzehnte. In unsern Tagen, wo die Bibel von den ungelehrten Christen doch gar zu sehr vernachlässiget wird, und auch in unsern Kirchen Vorlesungen aus derselben mit weniger als halber Andacht angehört werden, thut es besonders noth, bei allen kirchlichen Reden von einem biblischen Spruche auszugehen, damit dieser sich unvergeßlich in die schon durch einen kirchlichen Act empfänglich gewordenen Gemüther grabe."

Ein biblischer Text hat aber auch noch manches für sich, was denselben nicht gerade als nothwendig darstellt, jedoch einige Vortheile anbietet, welche nicht zu verachten sind. Ein biblischer Text übt e r s t e n s die Erfindungskraft, und eben damit leitet er auf Ideen, welche sonst vielleicht nicht in den Kopf des Redners gekommen wären. Davon geben sehr viele Reinhardische Predigten klare Beweise, in welchen man es deutlich siehet, daß gerade der Text die Idee hervorgerufen habe, wenn man auch die gar zu künstlich abgeleiteten, wie diejenigen aus dem Evangelio am Tage des neuen Jahres, nicht berücksichtigen will. In dieser Rücksicht sind die vorgeschriebenen Texte den freien noch vorzuziehen, weil bei den letzteren die Idee schon gefunden ist, und der Text der Idee gemäß, wenigstens oft, gewählt wird.

Ein guter Text bietet zuweilen die Anordnung der ganzen Rede dar, und giebt der Darstellung oft etwas Originelles, und eine ganz eigenthümliche Haltung. Z. B. Röm 13, 12. Die Nacht ist vergangen, der Tag ist herbei kommen. Dieser Text kann sogleich das Thema werden, und die Theile liegen

in den beiden Fragen: welche Nacht ist vergangen, und welcher Tag ist herbeigekommen. — Ein genaues Studium der Texte leitet immer mehr in den Geist der Bibel hinein, ein Licht nach dem andern gehet auf, und es bildet sich der wahrhaft christliche Redner, während ein Prediger ohne Text immer in einem gewissen Kreise bleibt, der sich nicht leicht erweitert. Darum werden die unbiblischen Redner, welche auf ihren Text nicht viel achten, am Ende so fade und langweilig, weil ihr Ideenkreis so leicht erschöpft wird, und derselbe, wenn nicht besondere Talente vorhanden sind, von keiner Seite sich erweitern will. — Aus diesem biblischen Geiste, der sich immer mehr entwickelt, entsteht dann die Zuversicht in den ausgesprochenen Lehren, Verheißungen, Hoffnungen, Geboten und Regeln, welche man Salbung nennt, welche nur der erleuchtete Verstand, der tief eingedrungene Geist, und das ganz erwärmte Herz mittheilt. So kann auch nur ein Beamter, der lange in seinem Fache und mit Eindringen in den Geist desselben gearbeitet hat, mit einer Zuversicht und Bestimmtheit sprechen, welche andere durch Weitläuftigkeit und Suade zu ersetzen suchen, und nicht können.

Jene oben angegebene Definition einer Predigt forderte endlich drittens die Erbaulichkeit als eine wesentliche und nothwendige Eigenschaft, und es bedarf wohl keines Beweises, denn sie ist der Zweck derselben. Erbaulich ist aber jede Predigt, durch welche ich mich entweder belehrt, oder befestigt fühle in den Wahrheiten des Christenthums, oder welche mich beruhiget und tröstet, oder endlich Kraft, Lust und Trieb zur Tugend einflößet. Wenn wir eine von diesen Wirkungen oder mehrere oder alle in uns wahrnehmen, dann erst sagen wir, daß wir erbauet worden sind. Ob aber unsere Predigt erbaulich sey, das sagt nicht die Thräne eines weichen Herzens, auf welches

oft Nebenideen oder äußere Eindrücke wirken, nicht der Beifall der Menge, welcher oft durch zufällige Umstände erworben wird, sondern allein das eigene Gefühl des Redners, und das Treubleiben des bessern Theiles der Gemeinde in unsern Versammlungen. Wenn der Redner selbst bei dem Niederschreiben einer Predigt eine von diesen Wirkungen in sich wahrnimmt; dann erst kann er glauben, daß seine Predigt dem Inhalte nach erbaulich seyn werde, wenn er diese Wirkungen bei den Zuhörern nicht vielleicht durch einen fehlerhaften Vortrag, oder durch eine dunkle und verworrene Darstellung aufhebt. Ich rede hier aber von einem reinen und unverdorbenen Gefühle des Redners; denn einem Mystiker, der in dunkeln Gefühlen schwärmt, kann manches seinem Gefühle nach erbaulich scheinen, was es für Andere nicht ist.

Wenn nun, wie es mir scheinet, diese Forderungen richtig sind: so ist es Zeit, mehr in das Einzelne einzudringen; denn tiefere Untersuchungen über die Natur der Beredtsamkeit und deren Gründe, sowohl der Beredtsamkeit überhaupt, als der Kanzel-Beredtsamkeit, sind schon von Schott in dem mehrmahls angeführten Buche angestellt, und können dort nachgelesen werden. Bei einer jeden Rede, mithin auch bei der religiösen, lassen sich immer vier Dinge unterscheiden, nehmlich der Inhalt, oder die Materie; die Form und Anordnung der Rede; drittens die der Rede zukommende Schreibart, und viertens dasjenige, was zu dem äußern Vortrage der Rede selbst gehört. Dieses würde mehrere Hauptabtheilungen unserer fernern Untersuchungen geben, worin sich wahrscheinlich das Vorzüglichere wird zusammen fassen lassen.

Drittes Kapitel.

Von dem Inhalte der Predigt oder dem Stoffe derselben.

Der Inhalt einer Predigt kann, wie schon die gegebene Definition andeutet, aus dem ganzen Gebiete der christlichen Religionslehre, im weitesten Sinne genommen, gewählt werden; und zwar nicht aus der eigentlichen Religionslehre allein, sondern auch aus den mannichfaltigen Anwendungen, deren sie fähig seyn mag. Damit aber breitet sich dieses Gebiet ungemein weit aus, und der christliche Redner hat nicht Ursache über die Beschränktheit oder Armuth seines Feldes zu klagen. Die Anwendung der Religionslehre verbreitet sich ja über das ganze Leben; denn jede menschliche Bestrebung, jedes menschliche Thun, jeder Wunsch und jedes Gefühl, jede Gesinnung und jeder Entschluß, jede Lage wie jedes Verhältniß lassen sich aus einem christlich-religiösen Gesichtspuncte betrachten. In so fern aber dieser christlich-religiöse Gesichtspunct fehlt, oder nicht hervortritt, in so fern darf der christliche Redner eine Materie nicht zu dem Gegenstande seiner Rede machen; denn wir haben schon gezeigt, daß er nur Religionslehrer und Diener des Wortes Gottes seyn soll. Wer hier nicht subtilisiren will, der wird eben damit sein wahres Feld schon bezeichnet finden, und wird es fühlen, daß viele Gegenstände des menschlichen Lebens zwar im Allgemeinen berührt, aber nicht im Einzelnen auf die Kanzel gebracht werden können, weil gerade durch die zu individuelle Behandlung der religiöse Gesichtspunct sich verliert, oder zu weit aus dem Auge gerückt wird.

Daraus folgt schon, daß selbst nicht einmahl die Sittenlehre oder die Moral als eine bloße Rechtslehre, oder Moral

aus philosophischen Principien, oder als eudämonistische Klugheitslehre behandelt werden darf, weil damit immer das Religiöse verloren geht. Wenn z. B. die Sparsamkeit bloß von der Seite ihres Werthes für das irdische Leben dargestellt wird, und geschähe dieses auch mit der lebendigsten Beredtsamkeit: so kann dieses vielleicht eine gute Rede, aber keine christliche Predigt seyn. Allein abgeleitet aus der Dankbarkeit gegen Gott, welche uns verpflichtet, mit dessen Gaben weise umzugehen, oder aus der Liebe gegen den Nächsten, als göttlichem Gebote, welche in der Sparsamkeit so manche Hülfsmittel findet, wird sie einen christlich-religiösen Gesichtspunct erlangen; im ersten Falle aber reine Klugheitslehre seyn, welche auch auf jedem andern Rednerstuhle gelehrt werden kann. Eine solche Predigt würde über diesen Gegenstand sogar kleinlich werden, wenn sie in die kleinern Vorschriften eingehen wollte, welche man in Rücksicht der Sparsamkeit geben kann.

Naturpredigten, welche nicht auf die Gottheit hinleiten, sondern sich in der Schönheit und Zweckmäßigkeit der Natur verlieren, lassen sich nicht einmahl durch die mittelbare Erinnerung an Gott, welche vielleicht in den Zuhörern entstehet, als christliche Predigten rechtfertigen. Wie ganz anders verfährt hier die heilige Schrift, welche die Natur wohl zu benutzen weiß; denn wie lebt und webt da die Gottheit in jedem Zuge, und wie erzählen da die Himmel die Ehre Gottes, und die Feste verkündigt seiner Hände Werk.

Daraus entwickelt sich nun, daß der christliche Religions-Lehrer und Prediger auf seinem Felde recht bekannt seyn müsse, um immer neu und fruchtbar zu bleiben. Dazu gehört aber nicht bloß eine genaue Kunde der Religionslehre selbst, und

wenn sie auch noch so gründlich und ausgebreitet wäre, sondern auch eine genaue Bekanntschaft mit dem Leben und mit dem menschlichen Herzen. Es gehört daher der christliche Redner gewisser Maaßen ins Leben hinein, und er darf sich nicht immer in seine Studirstube verschließen; denn er soll das menschliche Leben in seinen mannichfaltigen Abstufungen kennen lernen, wenigstens in so weit, als es sein Kreis verlangt. Das menschliche Herz aber lernt man am besten durch eine genaue Beobachtung seines eigenen Herzens kennen; denn alles, was sich in dem Herzen anderer Menschen anders zu gestalten oder anders auszusprechen scheint, sind nur ausgezeichnete Abstufungen, deren erste Anlagen in einem jeden Herzen liegen. Es ist nur zu wahr, was Jesus sagt, aus dem Herzen kommen arge Gedanken, aber auch gute. Freilich wird der bessere Mensch jene mannichfaltigen Äußerungen heftiger und fehlerhafter Begierden schwer begreifen können; allein im Kleinen werden sich auch in seinem Herzen solche Gefühle geregt haben, wenn sie auch überwunden und ausgerottet seyn sollten. Wie würde sonst der Menschenkenner das lesen können, was in dem Herzen eines Judas vorging, wenn ihm nicht sein eigenes Herz, wenigstens in der Erinnerung sagte, wohin der Geiz verleiten, wie er sich beschönigen, wie er in Allem die bessere Seite selbstbetrügend hervorzuziehen wisse, um seine Wünsche, wo nicht zu rechtfertigen, doch nicht so schwarz zu finden. Allein glücklicher Weise verweilt der christliche Redner nicht lange und nicht oft bei diesen schwarzen Gemälden; sondern er forscht mit mehr Liebe den Keimen des Schönen, Guten und Edlen nach. In seinem Herzen lieset er dann die Kämpfe, die es kostete, das Gute über das Böse, das Schöne über das Häßliche, das Edle über das Unedle siegen zu machen; er nimmt aus seinem eigenen Herzen die Waffen her, mit welchen er kämpfte, und reicht sie

seinen Zuhörern dar; lernt aus diesem die Hülfsmittel, welche ihm den Kampf erleichterten, und bezeichnet sie; erinnert sich der Gefahren, der Versuchungen, der Verblendungen und Verirrungen, und weiß sie zu schildern, ohne sich selbst als das Beispiel aufzustellen.

Selbst dann, wenn von Andern das menschliche Herz in seinen mannichfaltigen Gefühlen und Empfindungen geschildert wird, und wir als horchende Schüler hören, oder als lernbegierige Leser nachsehen: so wird doch jene Schilderung für uns nur wahr und brauchbar, wenn wir dabei in unser eigenes Herz zurückgehen, und forschen, ob dieses möglich sey. Erfahrungs-Seelenkunde ist daher dem Prediger ein Studium, welches ihm nicht erlassen werden kann.

Eine hochwichtige Frage ist es hier, wie die Religions-Kenntniß des christlichen Redners beschaffen seyn müsse, nicht sowohl in Ansehung ihrer Ausdehnung und Gründlichkeit, als in Ansehung des Geistes, welcher in derselben herrscht. Es ist bekannt, daß vorzüglich drei Systeme der christlichen Religionskenntniß in unsern Tagen vorhanden sind, in welche sich die Theologen der protestantischen Kirche theilen, und von welchen ein jedes seine Verehrer, obgleich in mannichfaltigen Abstufungen und Schattirungen hat. Einige geben unserer Religion einen übernatürlichen Ursprung, andere leugnen dieses, und lassen dieselbe auf eben dem Wege entstehen, wie jede andere menschliche Erkenntniß, obgleich sie eine besondere leitende Vorsehung dabei annehmen. Andern ist der außerordentliche und unmittelbarere Ursprung von der Gottheit noch nicht hinreichend; sondern sie suchen selbst in den Lehren der Religion und in den Aussprüchen der heiligen Schrift einen tiefern und

gleichsam geheimern Sinn, als der gewöhnliche Sinn der Worte andeutet. Daß ich hier die sogenannten Supernaturalisten, Rationalisten und Mystiker bezeichnen will, leuchtet bald ein.

Wichtig aber ist dieses, weil natürlich aus jedem Systeme ein ganz anderer Geist sich zu entwickeln scheint, der selbst auf die Natur, wenigstens auf die äußere Erscheinung der christlichen Beredtsamkeit, einen mannichfaltigen Einfluß hat. Die ersten beiden Systeme bleiben doch in den Gränzen des Denkbaren, mithin auch Vorstellbaren; demnach muß in dem Vortrage derselben mehr Licht herrschen, und der Weg zu dem Herzen wird meistens durch die Vorstellungen des Verstandes gewonnen werden. Das letzte System aber liebt das Dunkle, das Geheimnißvolle, und da dieses durch Vorstellungen, Begriffe und Schlüsse des Verstandes nicht darzustellen ist: so wenden sich diese Redner vorzüglich an das Gefühl, und suchen in diesem, ich weiß nicht was, hervor zu bringen.

Wenn das Begreifliche, das heißt doch wohl, das mit den gewöhnlichen Erfahrungen Übereinstimmende (denn, genau genommen, enthalten auch diese des Unbegreiflichen viel) dem Verstande am leichtesten dargestellt, bewiesen und annehmbar gemacht werden kann: so scheinen allerdings die Rationalisten einen großen Vorzug vor den Supernaturalisten zu haben, weil sie immer in den Gränzen des Begreiflichen bleiben, und überall lichtvoll reden können.

Die Gegner dieses Systems meinen aber, daß eben diese Rationalisten, wenn sie consequent bleiben, und nicht unvermerkt den Schein des Supernaturalismus annehmen, einen

großen Vortheil aufopfern, nehmlich den Nachdruck der Worte der heiligen Schrift, welche gleichsam ein höheres Siegel ihren Behauptungen, Einleitungen, Entwickelungen und Beweisen aufdrücken. Das Wort Jesu Christi: „ich lebe, und ihr sollt auch leben“ könne bei den Rationalisten den Nachdruck und die beweisende Kraft nicht haben, wie bei dem redlichen Supernaturalisten, der um dieses Wortes willen mit unerschütterlichem Glauben an die Unsterblichkeit glaube. Wenn der Rationalist mit eben diesen Worten Glauben und frohe Hoffnung in seiner Gemeine verbreite, so geschehe es nur, weil seine Gemeine aus Supernaturalisten, das ist, Offenbarungsgläubigen bestehe. Sollte es nun einmal möglich werden, um in der Sprache dieser Gegner fortzureden, daß alle Christen, bis auf den geringsten herab Rationalisten würden: so würde der Glaube an Unsterblichkeit eben so dahin welken, wie einst unter den rationalistischen Griechen und Römern, deren Summa fidei am Ende war: „was ist Wahrheit?“ Niemals wird sich die ganze Christenheit bis zu der Höhe des Rationalismus erheben können; denn wenn derselbe das noch leisten soll, was das Christenthum mit seinen bisher als Offenbarungen Gottes geglaubten Lehren geleistet hat: so müssen vorher alle Christen voll ausgebildete Philosophen werden.

Dieses fühlen sie auch wohl; denn sie sprechen in ihren Reden an das Volk unbedenklich in dem Nahmen der heiligen Schrift, und belegen damit, obgleich ihrem System nach jedes Wort der heiligen Schrift erst vor den Richterstuhl der Vernunft gezogen werden muß, ehe es Gültigkeit, mithin Beweiskraft haben kann. Es liegt darin, sagen die Gegner, in der That eine Inconsequenz. Dem Systeme des Rationalismus nach ist der höchste Richterstuhl der Religion, und deren einzige lautere

Quelle die sana ratio oder die Vernunft. Soll nun die heilige Schrift Gültigkeit und Beweiskraft haben, so muß vorher von allen ihren Theilen bewiesen werden, daß sie die Aussprüche der reinsten Vernunft, nach einer richtigen Auslegung enthalte, daß sie mithin die höchste Offenbarung der objectiven Vernunft an die Menschheit sey, gleichviel auf welchem Wege. Ehe dieses nicht bewiesen ist, gilt consequenter Weise jedes Wort der heiligen Schrift, es möge Jesus oder Paulus gesagt haben, nicht mehr als jedes andere Menschenwort, und sie ist uns dann nicht mehr werth, als ein anderes gutes Buch. Wer aber will diesen Beweis, daß die heilige Schrift überall die reinste Vernunft enthalte und deren Organ in allen Religionslehren sey, übernehmen, und wer getrauet sich, denselben so durchzuführen, daß er für jeden glaublich werde? Ehe aber dieser Beweis nicht geführt und anerkannt ist, haben die Rationalisten nach ihrem eigenen Systeme kein Recht, irgend eine Wahrheit auf Aussprüche der heiligen Schrift zu gründen oder damit zu belegen und zu sanctioniren, wie sie es doch bis jetzt unbedenklich thun. Zwar läßt sich nicht sagen, daß dieses ein Mißbrauch sey; denn warum sollte die Übereinstimmung eines andern mit unsern Vorstellungen nicht Werth haben können, und warum sollte diese Übereinstimmung nicht angeführt werden dürfen? Allein dessenungeachtet bleibt es wahr, daß der Rationalist die heilige Schrift nicht mit dem Geiste und dem Nachdrucke brauchen könne, wie der gläubige Supernaturalist.

Der Rationalist muß auch in andere Verlegenheiten kommen, weil er nach dem gegenwärtigen Stande der Kirche vieles als wahr dahin stellen muß, was seinem Systeme, mithin seiner Überzeugung, widerspricht. Manche Begebenheiten nicht nur, welche die Evangelien enthalten, sondern selbst manche Lehren des N. T. stimmen mit seinem Systeme nicht überein; diese

haben aber eine kirchliche Sanction und in dem Glauben der Gemeinen eine Begründung erhalten, daß der rationalistische Prediger in Verlegenheit gerathen muß, wie er seine Überzeugung mit demjenigen, was die Kirche lehret und die Gemeine glaubt, in ein erträgliches Verhältniß bringen soll. Das Antiquiren und Vergessen aller dieser Facta und Lehren geht nicht an, weil nothwendig von ihnen gesprochen werden muß. In allen diesen Dingen, sagen die Gegner des Rationalismus, hat der supernaturalistische Prediger einen entschiedenen Vorzug, weil sein Glaube mit dem Glauben der Kirche in kein so widersprechendes Verhältniß kommt.

Aus allem diesen gehet hervor, daß es dem Rationalisten noch schwerer werden müsse, die Autorität des N. T. zu beweisen oder nur aufrecht zu erhalten, als es dem Supernaturalisten wegen der mancherlei Einwürfe wird. Beide aber wollen doch Christen seyn, und darum müssen doch beide ein gleiches Interesse haben, die Autorität desselben aufrecht zu erhalten.

Dieses sind die Gründe, welche die Gegner des Rationalismus vortragen, denen sie ein großes Gewicht beilegen, und aus welchen sie glauben, daß dieses System einen nachtheiligen Einfluß auf die christliche Beredtsamkeit haben müsse, so daß selbst einige behauptet haben, man könne ohne Supernaturalist zu seyn, gar nicht als christlicher Redner wirken. Sie meinen daher, daß der supernaturalistische Prediger, so lange wir noch in unsern Gemeinden auf dem Boden des Glaubens an Offenbarung stehen, hierin einen Vorzug vor den Rationalisten habe, der, wenn er consequent verfährt, dem Boden unter sich nach und nach wegreißt, ohne gleich einen andern an die Stelle setzen zu können, weil die Vernunft des Volkes mit der seinigen nicht

gleichen Schritt halten werde; und die Gefahr müsse sehr groß werden, wenn dieser Boden einmahl ganz weggerissen sey.

Wenn auch der Rationalist anführe, daß die größere Klarheit in seinen Vorträgen herrschen müsse, weil er nichts lehre, als was dem Verstande begreiflich, und der Vernunft denkbar sey: so sey es doch auch bei dem Supernaturalisten, wenn er sich in seinen Schranken halte, und nicht mehr wissen wolle, als eine gesunde Auslegung der heiligen Schrift lehret, so sehr finster nicht. Nur müsse man dem Supernaturalisten nicht gerade alle Athanasianische und Augustinische Lehren, und die Systeme aller isten und aner aufbürden. Sein einfacher Glaube sey allein, daß Jesus Christus Gottes Sohn war, der mithin mit Gott in einer höhern, und zwar undarstellbar engern und genauern Verbindung stand, als jeder andere Mensch; der eben deswegen der Weg, die Wahrheit und das Leben sey, daher unsern Glauben verdiene, sobald wir nur seiner Lehre gewiß sind. Seine Aussprüche sind daher vollgültige Beweise, und wir dürfen sie als solche hinstellen, ohne daß wir deswegen die Beweise der Vernunft verachten oder vernachlässigen. Nur glauben wir, daß die Beweise der Vernunft nicht überall ausreichen, wenigstens dem Volke nie so viel gelten werden, als der Ausspruch Jesu Christi.

Freilich gestehen wir ein, daß es uns unbegreiflich sey, wie Jesus Christus in dieser engsten Verbindung mit dem Vater stand; allein eben so unbegreiflich ist uns auch das Wie der Verbindung zwischen der menschlichen Seele und dem Leibe, welche wir ihrer Unbegreiflichkeit wegen doch nicht leugnen können. Daher glauben wir, daß aus der Unbegreiflichkeit niemahls auf die Unwahrheit oder Unmöglichkeit irgend einer Meinung geschlossen werden könne.

Es ist noch manches andere in der heiligen Schrift, was unbegreiflich ist, aber vielleicht nur deswegen, weil nur noch ein Glied in der Kette des Denkens fehlt; und wir würden dieses alles begreiflich finden, wenn uns dieses verborgene Glied bekannt würde. Allein um dieser Unbegreiflichkeit willen das Christenthum in seiner ganzen Gestalt verändern, eine schwankende Philosophie daraus machen, das möchte doch wohl ein Schritt seyn, der zu weit hinaus gethan ist. Warum sollen wir uns z. B. Wunder gerade als ganz übernatürliche Erscheinungen denken? Es ist genug, wenn wir darin außerordentliche Wirkungen der Gottheit sehen, deren Absicht es war, den Glauben hervorzubringen, welchen Köster in seiner Characteristik der Wunder mit dem einfachen Satze ausdrückt: „spricht Gott in den Thaten des Propheten, so spricht er auch in seinen Worten.“ Warum sollen wir die ganze Geschichte Jesu und des apostolischen Zeitalters erst in Mythen verwandeln, um des Unbegreiflichen weniger zu haben? Die größesten Unbegreiflichkeiten bleiben ja dennoch, nehmlich: wie die geistige Kraft der Gottheit auf die Welt wirke — wie diese Kraft nicht Welt seyn, und dennoch in Allem leben, weben und seyn könne — wie diese Gottheit freie Wesen könne bestehen lassen, und dennoch alles nach ihrem Willen lenken — wie ein endliches Wesen, die Seele des Menschen, unsterblich und ewig seyn könne. Keine Philosophie wird den Spinozismus, Determinismus, Materialismus u. s. w. jemahls beweisen, aber auch keine diese Lehren widerlegen können. Hier müssen wir also um unserer eigenen Vernunft, Ruhe und Tugend willen bei dem Unbegreiflichen beharren, warum nun nicht auch in andern Lehren, welche gewiß nicht allem Aberglauben Thor und Thür geöffnet haben, sondern eine hohe Wohlthat des menschlichen Geschlechtes gewesen sind.

Alle

Alle diese Anführungen scheinen in der That ein großes Gewicht zu haben; dennoch aber wird, der Rationalist manches Gründliche dagegen erwidern können, wodurch dieselben ihr Gewicht verlieren.

Zuerst sagen sie, ist es nicht ganz richtig, wenn ihr behauptet, daß wir allen göttlichen Ursprung der heiligen Schrift leugnen, und daß wir unsere subjective Vernunft über die heilige Schrift hinausstellen. Nur ist der göttliche Ursprung, welchen wir annehmen, ein anderer, als der, welchen ihr behauptet. Wir glauben nehmlich, daß die göttliche Vorsehung es leitete, daß Jesus die ewig nothwendigen Wahrheiten der Religion in ihrer Reinheit erkannte, und auf eine Weise zu lehren wußte, daß sie einen ganz andern Eingang in der Menschheit fanden, als die Lehren der damahligen philosophischen Schulen; wir glauben, daß eben diese Vorsehung auch die Annahme dieser Lehren, deren Verbreitung und Befestigung in den menschlichen Gemüthern begünstigte, und daß ohne diese Begünstigung vielleicht keine Spur des Christenthums mehr übrig seyn möchte, und wir verehren daher in dem Christenthume die größeste Wohlthat, welche Gott dem menschlichen Geschlechte jemahls hat zu Theil werden lassen. Aber wir nehmen keine andere Leitung der Vorsehung dabei an, als diejenige, welche sie allen menschlichen Angelegenheiten angedeihen lässet, bei der einen nur sichtbarer bei der andern weniger sichtbar. Dennoch aber ist uns Jesu Lehre eine göttliche Lehre, gerade deswegen, weil unsere Vernunft das Göttliche darin erkennt, welches uns vielleicht ohne den Vorgang Jesu noch lange wo nicht unbekannt, doch nicht so rein und mit falschen Meinungen unvermischt geblieben seyn möchte. Wir führen daher die Aussprüche der heiligen Schrift mit eben so innigem Glauben als Bestätigungen

unserer Lehren an, und vielleicht ist unsere Überzeugung oft noch größer, als bei manchem Supernaturalisten. Wir bedienen uns des Wortes Jesu Christi: „ich lebe, und ihr sollt auch leben," mit eben dem Nachdrucke, als ihr, obgleich unsere Ansicht von der eurigen verschieden ist; denn wir glauben es von ganzem Herzen, daß Jesus lebe und daß sein Geist unsterblich sey; und die Bestimmung, welche dem einen von Gott gegeben ist, gehört ja auch uns allen.

Glaubet aber ja nicht, daß wir unsere Ansicht unvorsichtig vortragen werden, und daß uns nicht der Glaube des einfachen Christen heilig sey, so lange er dessen noch als die Stütze seiner Überzeugung bedarf. Wenn er aus keinem andern Grunde an die Unsterblichkeit seiner Seele glauben kann, als deswegen, weil er Jesum aus dem Grabe wieder hat lebendig werden sehen, und nun sich versichert hält, daß derjenige, der selbst auferstand, ihm seine Unsterblichkeit zusichern könne: so werden wir diesen seinen Glauben nicht antasten, ihm denselben nicht unvorsichtig zu rauben suchen. Aber wir werden nach und nach auch seine Vernunft erleuchten oder zum Selbstbewußtseyn bringen, wir werden ihm für seinen Glauben auch Vernunftgründe nach und nach erkennbar machen, und damit ihm seinen Glauben nicht nehmen, sondern verstärken, und mit der Zeit wohl lebendiger noch machen, als der bloße Geschichtsglaube seyn kann. Möge also immerhin die ganze Menschheit sich nicht bis zum reinsten Rationalismus erheben können: so werden wir nicht schaden, wenn wir unvermerkt auch das Volk um einige Stufen höher heben, weil wir mit heiliger Scheu den Geschichts-Glauben des Volkes unangetastet lassen, und selbst die vorlauten Lehrer tadeln, welche dieses unvorsichtiger Weise thun.

Es ist daher keine Inconsequenz, wie ihr uns Schuld gebet, wenn wir unbedenklich im Nahmen der heiligen Schrift reden, und mit deren Aussprüchen belegen; denn wir führen keine andere Aussprüche der heiligen Schrift an, als diejenigen, welche wir um ihres Inhaltes willen für göttliche Wahrheit halten. Freilich ist uns die sana ratio der Prüfstein der Göttlichkeit und Wahrheit aller dieser Lehren, allein wir sind nicht so undankbar, daß wir nicht die heilige Schrift verehren sollten, welche die menschliche Vernunft zu ihrer Selbsterkenntniß geführt hat, und glauben deswegen noch nicht, daß wir derselben entbehren können. Das nehmliche müsset ihr ja auch thun, indem auch ihr nicht jedes Wort und jeden Ausspruch der heiligen Schrift anführen könnet; sondern erst deren Sinn und Übereinstimmung erforschen müsset, wenn ihr mit Kraft und Nachdruck davon wollet Gebrauch machen. Nur wird es uns leichter, den wahren Sinn vieler Stellen zu erforschen, weil wir den Prüfstein der Vernunft haben, welchen ihr nicht wollet gelten lassen; es wird uns leichter, die entscheidenden Stellen aufzufinden, und Übereinstimmung in das Ganze zu bringen, weil wir unbedenklich alle diejenigen fallen lassen, welche Widersprüche enthalten, während ihr euch mit tausend kleinen Mitteln helfen müsset, um nur eine anscheinende Übereinstimmung hervorzubringen, welche kleine Mittel wir alle nicht nöthig haben.

Wir sind daher gar nicht gezwungen, den Beweis zu führen, daß alle Aussprüche der heiligen Schrift die reinste Vernunft enthalten, weil wir bei allem Göttlichen, was wir in der heiligen Schrift entdecken, das Menschliche nicht ausschließen, und sehr wohl sehen, wie dieses entstanden seyn könne, und von der Vorsehung zugelassen sey. Dagegen hat der Supernatura-

lismus sich von jeher bemüht, das Vernünftige aller Lehren und Aussprüche darzuthun, und gerade aus diesem Bemühen ist das System der supernaturalistischen Dogmatik entstanden, welches eine Menge von Lehren, Distinctionen und Subtilitäten enthält, welche alle unnöthig waren, weil die heilige Schrift von denselben nichts weiß.

Wir kommen auch zweitens in gar keine Verlegenheit, wenn wir nach der Lehre der Kirche vieles als wahr müssen stehen lassen, wie ihr saget, was unsere Überzeugungen widerspricht. Denn erstlich sind wir gerade in unsern Predigten, deren Inhalt von unserer Wahl abhängt, gar nicht genöthigt, irgend etwas zu sagen, was unserer Überzeugung widerspricht, und vieles können wir mit eben der redlichen Überzeugung sagen, wie ihr, wenn wir auch einen andern Sinn damit verbinden. Auch uns ist Jesus Christus Gottes Sohn, nur in einem andern Sinne, wie bei euch; auch uns ist sein Wort Gottes Wort, auch wir kennen einen heiligen Geist, auch wir kennen eine Erlösung, eine Vergebung der Sünden; auch wir glauben, daß Jesus sein Leben gegeben habe zur Bezahlung für viele; auch wir sahen in ihm das Lamm Gottes, welches der Welt Sünde trägt; auch wir haben dafür einen begreiflichen Sinn, den ihr nicht habt, wir kommen dabei nicht in Schwierigkeiten, welche ihr nicht lösen könnet. Doch tasten wir dabei den Glauben nicht eines einzigen einfachen Christen an, der sich von allem diesen andere Vorstellungen machet, als wir; sondern wir lassen ihn ruhig bei seinem Glauben, wenn er seiner Tugend und seiner Ruhe nicht schadet. Wenn wir zum andern aber in dem Unterrichte der Jugend an die Lehrbücher der Kirche gebunden sind, so lehren wir, was die Kirche lehret, und geben die Beweise, welche die Kirche giebt, nicht als unsere Lehren und un-

sere Beweise, sondern als die Lehren der Kirche, um keinen Anstoß zu geben. Glücklicher Weise trifft auch dieses nur einige Lehren, welche auf die Sittlichkeit keinen Einfluß haben, welche wir daher können stehen lassen, ohne uns berufen zu fühlen, unsere Privat-Ansichten der Jugend mitzutheilen, weil sie dieselben nicht zu beurtheilen vermag. Das nehmliche muß ja auch der entschiedenste Supernaturalist thun; denn es ist unmöglich, daß der denkende Mensch, nicht in irgend etwas seine eigene Meinung haben sollte, welche er um des Anstoßes willen zurückhalten muß. Oder haben die Supernaturalisten allein das Recht, ihre Lehren und Erklärungen vorzutragen, wenn auch die Kirche von diesen Lehren und Erklärungen nichts weiß?

Drittens bemerken wir, daß die Autorität des N. T. nach unserm Systeme eben so gut gerettet und aufrecht erhalten werden könne, als nach dem supernaturalistischen, und vielleicht noch besser. Wenn es sich nehmlich immer mehr entwickelt, daß das N. T. in seinen wesentlichen Lehren die reinste Vernunft enthält, wenn wir mit immer größerm Danke es erkennen müssen, daß diese heiligen Bücher die Vernunft zu ihrer Selbstentwickelung geführt haben, wenn nach und nach nicht durch Bestreiten entgegengesetzter Ansichten, sondern durch allmählige Belehrung das Volk dieses immer mehr fühlen lernt: so wird die Autorität dieser Bücher fester begründet, als durch bloße Anführungen, daß Gott dieselben geoffenbart habe. Dem Rationalisten, wenn er weise ist, möchte es leichter werden, manche Bedenklichkeiten, selbst des gemeinen Mannes, zu heben, als dem Supernaturalisten, der jeden Ausspruch rechtfertigen muß, und zuweilen nicht kann; z. B. die sichtbare Wiederkunft Christi auf die Erde — das letzte Weltgericht u. a.

Wir geben viertens gern zu, daß auch in der supernaturalistischen Ansicht Klarheit und Licht herrschen könne, und sehen dieses in den Arbeiten eines Spalding und Reinhard, und wir haben von dieser Seite her das gemäßigte supernaturalistische System nicht angegriffen oder beschuldigt.

Fünftens endlich ist es eine nicht ganz gerechte Beschuldigung, wenn die Gegner sagen, daß wir die Grundlehren des Supernaturalismus um ihrer Unbegreiflichkeit willen verwerfen. Wir wissen es sehr wohl, daß das Unbegreifliche einer Sache kein Grund seyn könne, deren Wahrheit oder Daseyn zu leugnen. Darum nehmen wir auch manche Lehren aus andern Gründen gern an, obgleich das Wie auch uns unbegreiflich ist. Wir sehen nur in der Entstehung des Christenthums nichts so Außerordentliches, das uns zu dem Glauben einer übernatürlichen Offenbarung nöthigen könnte; wir finden so manche unleugbare Spuren einer rein-menschlichen Entwickelung und allmähligen Ausbildung, freilich unter mittelbarer Leitung der Vorsehung; wir entdecken in den Erzählungen der Thatsachen so manches, was uns auf die Vermuthung leitet, daß wir keine reine historische Wahrheit überall vor uns haben, sondern eine zeitgemäße Ansicht; wir haben selbst Gründe zu glauben, daß manche Thatsachen erst später erzählt, und entweder ganz fromm erfunden, oder in ein wunderbares Licht gestellt sind: und aus allen diesen Gründen sind wir zu unserm Systeme gekommen. Wir lassen aber gern dem Supernaturalisten das seinige, und bitten ihn nur, daß er uns nicht anfeinde, und aus der christlichen Gemeinschaft stoßen wolle; denn die Zeiten sind vorüber, in welchen man das Wesen des Christenthums in speculativen Meinungen suchte, und jedes Entgegengesetzte verdammte. Glaube, Liebe, Hoffnung, diese drei bleiben, aber die Liebe ist die

größeste unter ihnen. Wir Rationalisten aber glauben auch, und lieben und hoffen.

Wenn wir nun diese Beschuldigungen oder vielmehr Befürchtungen von der einen, und die Vertheidigung von der andern Seite näher erwägen, so sehen wir leicht, daß beide Systeme für die Wirksamkeit der geistlichen Beredtsamkeit gleich sind, und daß der eine eben so vortheilhaft für die wahren Zwecke des Christenthums wirken könne, wie der andere, wenn die übrigen Bedingungen gleich sind. Es lehrt ja dieses auch die Erfahrung. Die Kirche eines supernaturalistischen Reinhard, wie Tzschirner bemerkt, war eben so mit wirklich lehrbegierigen Zuhörern angefüllt, wie die Versammlungen, worin der Rationalist Zollikofer predigte, und aus beiden Versammlungen gingen die Zuhörer belehrt und erbaut zu Hause.

Der Rationalist kann diejenigen Lehren des Glaubens und der Tugend, welche auf die Kanzel gehören, um nichts lichtvoller darstellen, als der Supernaturalist, welcher ja die Beweise, Erläuterungen und Bestimmungen der Vernunft und gesunden Philosophie eben so unbedenklich gebraucht, ohne mit seinem Systeme in Widerspruch zu gerathen; denn die dem Supernaturalismus vorgeworfene Dunkelheit kann nur in der Begründung der Religion oder vielmehr des Systemes überhaupt liegen, und diese gehört nicht auf die Kanzel, sondern wird daselbst vorausgesetzt.

Der Naturalist hingegen, der nur die von ihm selbst zum Theile geschaffenen Naturgesetze als wirkende Ursachen gelten lässet, der um seiner Naturgesetze willen die Gottheit immer so weit zurückschiebt, als möglich; dem selbst eine specielle Vorse-

hung im Stillen etwas unphilosophisches ist, kann unmöglich die Bibel als ein begründendes und beweisendes Buch gebrauchen. Dieser muß aber, wenn es ja solche giebt, von dem Rationalisten unterschieden werden. Der ächte Rationalist und der gemäßigte Supernaturalist stehen vielleicht nicht so weit auseinander, als gewöhnlich geglaubt wird, und der Friede zwischen beiden ist vielleicht nicht so weit entfernt, als man fürchtet. Wenn nur erst der Begriff eines Wunders mehr aufgeklärt seyn wird, und die leidenschaftlichen Streitigkeiten über deren Möglichkeit oder Unmöglichkeit, wobei gewiß verschiedene Begriffe zum Grunde liegen, nachlassen; wenn man erst aufhören wird, die Gottheit mit ihrer Wirksamkeit in die Gränzen einer engen Philosophie zu weisen; wenn eine gesunde Exegese erst das wahrhaft Vernunftgemäße des N. T. wird hervorgehoben haben: so entstehet vielleicht der wirklich wünschenswerthe Friede. Ehe dieser Friede auf die eine oder die andere Weise erzielet worden ist, möchte es nur anzurathen seyn, diesen Streit nicht vor dem Volke zu führen, alles Polemisiren und Reformiren von den Kanzeln zu entfernen, und der Vorsehung es zu überlassen, wie sie auch dieses zum Besten der Gemeine leiten wird, welche ja die Pforten der Hölle nicht überwältigen sollen.

Anders ist es aber mit der mystischen Ansicht der Religion. Es ist sehr schwer zu sagen, was die Mystik eigentlich sey, indem es schwer ist, die Dunkelheit in Licht zu verwandeln, oder da helle zu sehen, wo es finster ist. Wenn man von gegebenen Beispielen eine Vorstellung abstrahiren darf: so scheint in allen Mystikern eine lebhafte und ungeregelte Phantasie, welche sich selbst lieber Gefühl nennen möchte, vorzuherrschen; denn ihre Neigung, alles unter sinnlichen Bildern zu denken und in dieselben einzukleiden, scheint dieses zu bestätigen. Aus

eben dieser Quelle fließet auch das Haschen nach Witz, welches sich in allen Mystikern von den frühesten Zeiten bis auf unsere Tage herab offenbaret, und sich gewöhnlich nach dem Geschmacke der jedesmahligen Zeit richtet. Dieses Brüten über jenen sinnlichen Bildern, welche man gern sich nach allen Seiten ausmalen möchte, dieses Vergnügen, bei solchen Bildern, welche bald reiner, bald unreiner sind, zu verweilen, dieses Hingeben an solche Vorstellungen der Phantasie nennen sie dann Gefühl und Andacht, und täuschen sich selbst.

Geboren ist diese Mystik in dem abgezogenen Leben der Anachoreten, Mönche und abgesonderten Gesellschaften, von jenen Ägyptischen Anachoreten an bis auf die Zinzendorfianer hinab. Nie ist die Phantasie geschäftiger, als in der Einsamkeit, und da, wo die Wirklichkeit fehlt, treten eigene Gebilde an die Stelle, und schaffen sich eine neue Welt. Allein eben dieses Vorherrschen der Phantasie schließt diejenige Seelenkraft, worin die Religion ihren Sitz haben soll, die Vernunft, in ihrer reinen und ungetrübten Thätigkeit ganz aus, und daher ist der Mystiker allem Aberglauben so hold, wenn derselbe nur seine Phantasie beschäftigt. Je unbestimmter nun jene Bilder sind, jemehr sie sich in Nebelgestalten verlieren, desto leichter lassen sie sich ausmalen und gestatten jeder Begierde die Freiheit, sie gerade nach ihrem Geschmacke zu gestalten. Wenn nun ein solches Bild unglücklicher Weise in der heiligen Schrift, wenn auch nur beiläufig enthalten ist: so glauben sie ein Recht zu haben, dieses Bild als eine Religionswahrheit selbst zu behandeln. Welche unglückliche Ausmalungen hat nicht das Wort Jesu Christi veranlasset: so lange der Bräutigam bei ihnen ist, fasten die Hochzeitleute nicht. Ja der Ausdruck Jesu: wer nicht wieder geboren wird aus dem Wasser

und Geist, hat einen eigenen Artikel der Dogmatik von der Wiedergeburt veranlasset.

Wenn wir nun über den Einfluß dieser Mystik auf den christlichen Redner nachdenken: so scheinen sich folgende Wirkungen nothwendig äußern zu müssen. Unter allen Seelenkräften sind wohl keine mehr verschieden und weiter auseinander, als die Vernunft und die Phantasie. Die Vernunft ist gerade das Vermögen das Übersinnliche aufzufassen; die Phantasie dagegen jene Kraft, das Sinnliche aufzunehmen, zu bewahren in lebendiger Anschauung, und mannichfaltig umzugestalten und neu zusammenzusetzen. Die Vernunft strebt nach Licht und Wahrheit, und bedient sich dazu sehr oft der Hülfe des Verstandes; die Phantasie dagegen nur nach dem, was sinnlichen Reiz hat, wenn auch die Schärfe der Wahrheit fehlt. Nun aber, und darin haben die Rationalisten Recht, hat die Religion ihren Sitz allein in der Vernunft, weil sie die Lehre des Übersinnlichen enthält; die Vernunft ist es allein, welche in Religionssachen entscheiden kann, wenn sie auch nicht oberste Gesetzgeberinn wegen ihrer Beschränktheit seyn mag, und höhere Belehrung dankbar annimmt; mithin kann die Phantasie in diesem hohen Gebiete nicht zugelassen werden, folglich auch alle Mystik nicht. Wer sich aber der Mystik mehr oder weniger hingiebt, der schließt auch mehr oder weniger die Vernunft in seinen Untersuchungen und Darstellungen aus, weil er der Phantasie einen zu freien Spielraum giebt, und eben damit muß er dunkel werden, und selbst Irrthümer nähren und veranlassen. Der ächte Supernaturalist ist kein Gegner der Vernunft; denn auch bei ihm ist es die einzige Seelenkraft, welcher er in Sachen der Religion ein Recht zugesteht, und deren Hülfe er sucht, um die höhern Belehrungen ganz zu verstehen, in Zusammenhang

zu bringen, und für das Leben und die innere Veredlung des Menschen recht brauchbar zu machen. Allein der Mystiker muß seiner Natur nach ein Feind der Vernunft seyn, er mag sich dessen bewußt werden oder nicht, es eingestehen, oder leugnen, weil die Vernunft gerade seinen freien Spielraum auf dem Felde der Phantasie beengt. Die Mystik ist daher auch eine Feindinn des Lichtes und der Klarheit

Wir thun ihr auch wohl nicht Unrecht, wenn wir sie eine Feindinn der Ordnung in der Darstellung nennen. Die Gebilde der Phantasie haben nur dann Ordnung und Regelmäßigkeit, wenn sie von der Vernunft geleitet werden, wie bei dem Künstler und Dichter; allein wenn sie in das Reich der Ideen und Gefühle ohne entsprechende Gegenstände der Wirklichkeit sich verlieren, dann pflegt die Ordnung zu schwinden; und dieses ist leider der Fall bei dem Mystiker in Sachen der Religion. Die Künstler und Dichter haben ein Ideal vor Augen, nach welchem sie schaffen, welches sie als ein Wirkliches gern darstellen möchten; und daher suchen sie Einheit und Übereinstimmung in ihre Schöpfungen zu bringen, mit Reiz und Schönheit verbunden. Der Mystiker hat diesen Zweck nicht; sondern er will Gefühle der Andacht erregen, wobei ihm selten Einheit und Übereinstimmung vorschwebt, weil es ihm an einem Ideale fehlt, welches er darstellen will. Er irrt von Bilde zu Bilde, von Gleichnissen zu Gleichnissen, kleidet diese am liebsten in kurze abgebrochene Sätze, um etwas Tiefes darin ahnen zu lassen, welches er vielleicht auch selbst darin finden mag, weil das Dunkle ihm immer tief zu seyn scheint, und so wird aus dem Ganzen ein Chaos, von welchem der Anfang eben so gut in der Mitte und am Ende, als im Anfange selbst zu finden ist.

Diese beiden Fehler, von welchen sich die Mystik nicht frei erhalten kann, weil sie in der Natur derselben gegründet sind, wenn sie auch bald in größerem bald in geringerem Grade vorkommen, müssen nothwendig einen Dritten herbeiführen, nehmlich Mangel an Selbstständigkeit oder innerer Übereinstimmung. Es kann nicht fehlen, daß an einem Orte etwas behauptet wird, was an einem andern zurückgenommen werden muß, oder daß Behauptungen vorkommen, welche sich widersprechen; oder hier allgemein, dort beschränkt, hier unter diesen, dort unter entgegengesetzten Bestimmungen ausgesprochen werden. Die allgemeinen Führer die Vernunft und der bestimmende Verstand fehlen, ohne welche doch kein Sterblicher sicher gehen kann.

Alles dieses widerspricht der Natur wahrer Beredtsamkeit zu sehr, als daß es einem Mystiker, wenn er sich nicht zuweilen verleugnet, je gelingen könnte, beredt zu werden. Die Beredtsamkeit verlangt nehmlich, wie wir oben gesehen haben, eine gleichmäßige Beschäftigung der Vernunft und des Verstandes auf der einen, und der Einbildungskraft und des Gefühl-Vermögens auf der andern Seite. Wenn nun die Mystik es allein mit der Phantasie zu thun hat, welche sie mit Gefühl verwechselt: so bleiben drei Kräfte der menschlichen Seele unbeschäftigt, und der Zweck der Beredtsamkeit wird nicht erreicht. Nennen wir aber Beredtsamkeit jedes, was die äußere Form der Beredtsamkeit in schönem Periodenbau, in mannichfaltigen Bildern und Gleichnissen, in oft überraschenden Wendungen, und in der Lebendigkeit und Wärme des Vortrags hat: dann freilich giebt es mystische Predigten, welche von diesen Seiten her beredt genannt werden können. Allein statt allgemein eindringender und bleibender Wahrheit geben sie Übertreibungen, und schielende und halbwahre Behauptungen, und sinken bei

all' ihrem Pathos und bei aller ihrer Wärme zur Declamation herab.

Die äußern Gestalten der Mystik sind höchst verschieden, und der Rationalist kann sich eben so wohl in die Mystik verirren, als der Supernaturalist. Das einzige sichere Kennzeichen der wahren Mystik ist das Vorherrschen der Phantasie. Mit dieser Phantasie geht der eine Mystiker in die Geheimnisse der Religion und sucht sie zu enthüllen, der andere in die Verbindung mit Christo durch Liebe, ein dritter schafft eine sinnliche Ewigkeit in tausend Bildern, ein vierter verirrt sich in Politik und Staatsverfassung. Kenntlich sind sie aber alle daran, daß sie Bilder der Einbildungskraft für Wahrheit nehmen und geben, und durch ein Bild, welches sie lebhaft ergreift, sich selbst täuschen, und eine Wirklichkeit träumen, welche wenigstens in der Übertreibung und in dieser Gestalt sich nicht findet.

Es ließe sich dieses alles durch Beispiele aus gedruckten Predigten anschaulicher machen; allein dieses verwickelt in Mißverständnisse und unangenehme Reibungen, und derjenige, welcher die angeführten Kennzeichen zu Hülfe nimmt, wird die Mystik schon entdecken, wo sie sich zeigt. Aber gewarnt muß jeder junge Theologe werden, sich nicht in diese Labyrinthe der Mystik zu verirren, und besonders dann sich nicht verleiten zu lassen, wenn sie sich in gepriesenen und schimmernden Beispielen zeigt. Möge die äußere Form noch so anziehend seyn, und was das Äußere betrifft, alle Regeln der Beredtsamkeit befriedigen: so möge doch der junge Redner bedenken, daß die überdachteste Wahrheit eben dieser schönen Formen fähig sey. Freilich erträgt die Wahrheit jene Übertreibungen und Exergasieen nicht, und sie muß oft einen ruhigern Gang gehen; allein sie überzeugt

auch mehr, wirkt dauernder auf Verstand und Herz, und hat das Gute, daß der Redner sich immer gleich bleiben kann, und nicht bald hinreißet, bald fade und matt wird. Es ist ja nicht möglich, diese schimmernden Bilder auch bei dem glücklichsten Talente immer zur Hand zu haben, es muß ja Erschöpfung zuweilen eintreten; es kann nicht fehlen, daß bei diesem Haschen nach Bildern und Gleichnissen, nach witzigen Gedanken und Antithesen, nach kurzen Sentenzen und Kraftsprüchen, und was dessen mehr ist, nicht auch manche unglückliche Griffe vorkommen, welche sogar ans Lächerliche gränzen, oder Lächerlichkeit selbst sind; es kann nicht fehlen, daß diese Mystik, in welcher Gestalt sie auch sey, sich am Ende auspredigt, und nach wenigen Jahren des glänzenden Ruhmes verlassen da stehet. Mögen doch nicht junge Redner nach einem Schattenbilde greifen, das nicht ein langes Bestehen haben kann.

Das wahre Kriterion einer guten Predigt ist, wenn dieselbe beim ruhigen und wiederholten Lesen, wenn gleich sanftere, doch eben dieselben Eindrücke zurückläßet, welche sie bei dem mündlichen guten Vortrage machte. Bei dem wirklichen Vortrage nimmt so manches zum Vortheile ein, was bei dem ruhigen Lesen wegfällt; schöne Gestalt des Redners, Wohlklang der Stimme, lebhafter und einnehmender Vortrag, sichtbare Wärme desselben für seine Gedanken; dann das Kommen der Gedanken und Bilder Schlag auf Schlag, welche dem Zuhörer nicht Zeit lassen, ruhig nachzudenken, und den Prüfstein der Wahrheit anzuhalten; am Ende das Zurückbleiben eines Eindruckes aus dem Ganzen ohne deutliche Erinnerung aller einzelnen Behauptungen. Alle diese Vortheile fallen bei dem ruhigen Lesen hinweg, und wenn der Eindruck der Predigt in Ansehung der Überzeugung und Rührung der nemliche bleibt; dann erst darf man eine Predigt gut nennen.

Im mündlichen Vortrage werden oft Bilder als wunderschön aufgenommen, deren Schönheit bei dem Lesen ganz verschwindet, weil entgegengesetzte oder heterogene Züge dieselben entstellen; z. B. „Ein furchtbar Mißtrauen steht, geharnischt, zwischen Volk und Fürsten, und schüttelt auf beide seine Schlangen." Wie heterogen, daß ein Geharnischter Schlangen ausschüttelt. — Kleinliche Gedanken, werden bei dem mündlichen Vortrage, leicht als wichtige behorcht. Z. B. „Wer am Cometen nicht genug hat, gehe ein Jahr weiter, wo eine Finsterniß, die das ganze Land bedecken wird, auf uns wartet. Und es werden Zeichen geschehen 2c." „Wer sieht nicht, daß hier ganz gewöhnliche Naturerscheinungen zu Wunderzeichen gestempelt werden. Halbwahre Gedanken werden übersehen, als: „Ach! daß der Mensch so wegfahren könnte aus aller Anfechtung der Zeit." Ist dieses wohl ein christlicher Wunsch, indem der Christ in dem Kampfe der Zeit geprüft, geläutert werden, und erstarken soll. Allein wir sehen hier, wie die Phantasie vorherrschend ist, hier eine reine und edle; bei andern leider eine unreine und unedle.

Der Mystiker sagt mit vielen Worten meistens sehr wenig, zuweilen gar nichts; er knüpft seine Bemerkungen, worin viel Tiefes liegen soll, ohne alle Logik oft an unbedeutende Worte der heiligen Schrift, wenn nur die veränderte Bedeutung eines Wortes eine Veranlassung giebt; eben deswegen kommt er auf ganz disparate Vorstellungen, und es ist schwer den Faden zu finden, an welchem das Ganze sich hinleitet. Daher aber auch das Chaotische in der Anlage, die Sprünge von dem Einen auf das Andere, und der gänzliche Mangel an Entwickelung, indem alles wie Orakel-Sprüche aussehen soll. Wenn nun bei allem diesen viel Talent sich zeigt, wenn die Neuheit

einzelner Gedanken, oder deren glücklicher Ausdruck, oder die unerwartete Anwendung, wenn wahrer Witz oder Scharfsinn oder Tiefe des Gefühls hie und da nicht geleugnet werden können: so erhalten solche Predigten zuweilen etwas Originelles, welches unwiderstehlich anzieht. Wenn nun aber dieses alles ohne Talent, ohne jene Vorzüge durch bloße Nachahmung erreicht werden soll: so entstehen Erbärmlichkeiten, welche nicht zu ertragen sind. Daher können junge Redner vor dieser Klippe nicht genug gewarnt werden.

Wenn wir dieses bisher Bemerkte über die drei jetzt herrschenden Systeme in der Theologie noch einmahl übersehen: so scheint daraus zu folgen, daß für die christliche Beredtsamkeit nach dem Geiste, welchen das Christenthum unleugbar hat, indem es nicht eine wandelbare Philosophie, sondern eine positive Religion seyn will, deren ganze Reinheit wir vielleicht noch nicht erreicht haben, aber sicherlich einmahl erreichen werden, der neutestamentliche Supernaturalismus der vielleicht mit dem ächten Rationalismus eines und dasselbe ist, das günstigste System sey. Denn ihm steht auf der einen Seite das ganze Licht einer gesunden und populären Philosophie, wenn sie nur in ihren Schranken bleiben will, und auf der andern die ganze Kraft und der Nachdruck der heiligen Schrift unverkümmert zur Seite. Vielleicht hat auch der Prediger Theremin in Berlin nicht mehr sagen wollen; er hat sich aber unvorsichtig ausgedrückt, und einen Supernaturalismus vertheidigt, der freilich nicht haltbar seyn mag.

Viertes Kapitel.

Nähere Bestimmung des Inhaltes einer Predigt.

Natürlich gehört für eine Predigt nur ein angemessener Theil des ausgebreiteten Feldes der Religionserkenntniß; und zwar nur von dem Umfange, daß er in einer Stunde mit Eindruck und Behaltbarkeit vorgetragen werden könne. Es kommt also hier darauf an, die Gränzen einer Predigt in Absicht des Umfanges zu bestimmen.

Eine Predigt muß eine Monographie über einen Theil der Religionslehre, oder deren Anwendung auf das Leben seyn. Da aber eine Predigt der Zeit wegen auf eine gewisse Länge eingeschränkt ist, so muß dieser Theil der Religionslehre so eingeschränkt seyn, daß er in einer Stunde, dem Zwecke des Redners gemäß, vorgetragen werden könne.

Dieser Zweck kann nun nicht immer in einer gänzlichen Erschöpfung des gewählten Gegenstandes liegen, weil man sonst sehr wichtige und tiefe Materien nicht berühren dürfte; allein er muß doch immer dahin gehen, den Gegenstand von einer Seite her so ausführlich zu behandeln, daß der gehörige Eindruck gemacht, die mögliche Überzeugung erlangt werde, und daß der Zuhörer das mitnehmen könne, was der Redner wünschet, es sey nun der nächste Zweck Belehrung, oder Beruhigung oder Erweckung. Man darf daher von einem gut gestellten Thema verlangen, daß es diese Gränzen bestimme, mithin möchten manche Themata fehlerhaft seyn, weil sie einen zu großen Umfang haben. Z. B. Jesus das Licht der Welt. Doch davon nachher mehreres.

In Ansehung des Inhaltes einer Predigt kommen nun folgende einzelne Theile vor, welche eine nähere Betrachtung verdienen: 1) der Text, und 2) das daraus abgeleitete Thema mit seinen Theilen.

1) Von dem Texte einer Predigt.

Der Text einer Predigt ist entweder ein vorgeschriebener, oder ein frei gewählter. Der erstere ist entweder im Allgemeinen vorgeschrieben, wie die Pericopen, oder ad hunc actum gegeben, wie bei Probepredigten und manchen Gelegenheitsreden. Sobald über einen vorgeschriebenen Text gepredigt wird: so kommt es nur auf die Ableitung des Thema aus dem Texte an; allein hier ist wieder ein doppelter Fall. Entweder muß der ganze Text benutzt werden, weil er nur einen oder zwei Verse in wenigen Worten enthält, oder er kann theilweise gebraucht werden, weil er einen größeren Abschnitt aus der heiligen Schrift umfasset.

Bei allen Texten ohne Unterschied ist nun die erste Forderung, daß der Redner in den wahren Sinn des Textes eindringen müsse, und daß daher eine gesunde Auslegung der heiligen Schrift demselben unerläßlich sey, und zwar eine solche Auslegung, wie sie bei seiner Gemeine Billigung finden kann; denn wäre dieses nicht, so wäre es besser, das Thema oder den Text zu ändern. Denn, man vergesse es doch ja nicht, daß der Text dasjenige sey, worauf sich der Redner beruft oder womit er sich legitimirt, und eine Legitimation, welche nicht geglaubt wird, ist so gut als gar keine, ja noch schlimmer. Möchten doch dieses die Prediger bedenken, welche bei der Benutzung der Evangelien so gern die Wunder wegerklären, und damit niemand genügen, als sich selbst, weil die Gemeine eine

solche Wegerklärung nicht glaubt, sich daran ärgert, und dadurch den ganzen wohlthätigen Eindruck der Predigt verliert. Kein System kann doch verlangen, daß man es zum Schaden der Erbauung gleichsam aufdränge, und die Kanzel ist nicht mehr, wie vor dreihundert Jahren, der Ort, wo gekämpft und besonders mit Meinungen gekämpft werden soll, deren Wahrheit oder Unwahrheit noch lange nicht bewiesen ist. Man kann dieses mit keinen gelindern Nahmen, als mit den Benennungen der Systemsucht oder Aufklärungssucht belegen. Es zeigt sehr geringe Kenntniß des Menschen an, wenn man glaubt, mit ein Paar Machtsprüchen von Vorurtheil und dergleichen von der Kanzel herab einen lange gewohnten Glauben sogleich ausrotten zu können; oder sehr geringe Menschenliebe, wenn man frommen Menschen um seines Systemes willen dasjenige nehmen will, woran ihre Ruhe und ihre Hoffnung hängt; oder eine geringe Unterscheidungsgabe, wenn man solche Meinungen für eben so schädlich hält, als einst den Glauben an Ablaß, und Fürbitte der Heiligen, und den Werth sogenannter guten Werke.

Es ist aber auch nicht gut, wenn man Worten der Bibel einen andern Sinn unterlegt, als denjenigen, welche sie in dem Zusammenhange haben müssen, auch wenn die Gemeinde kein Bedenken dabei haben sollte. Wenn es nehmlich nicht zweifelhaft ist, daß irgend ein Sinn in diesem Zusammenhange allein gelten müsse: so ist es gewisser Maaßen eine pia fraus, wenn man einen andern Sinn unterschiebt, die bei dem Reichthume der Bibel wenigstens nicht für nothwendig gehalten werden kann. Diese pia fraus kann sich auch zuweilen an dem Redner rächen, wenn er ein anderes Mahl mit einer andern Erklärung auftritt, und aufmerksame Zuhörer an ihm irre werden.

Wenn die Worte Jesu: „Wer ist unter euch, der mich könnte einer Sünde zeihen" in dem Sinne genommen werden, daß sie die moralische Reinheit Jesu darlegen, so ist dieses gegen den Zusammenhang, weil Jesus nur von falschen Lehren hier redet, welche man ihm nicht würde darthun können. Wenn die Worte Röm. 8, 38. rc. „Ich bin gewiß, daß — mag uns scheiden von der Liebe Gottes" von der treuen Liebe des Christen gegen Gott erklärt worden: so ist auch dieses gegen den Zusammenhang; denn es ist der Sinn, daß kein auch noch so unglückliches Ereigniß dieses Lebens ein Beweis der aufhörenden Liebe Gottes sey. Noch mehr ist dieses zu tadeln, wenn selbst alle Zuhörer sehen müssen, daß dasjenige, was der Prediger als Erklärung angiebt, der Sinn nicht seyn könne, wie es sonst wohl üblich war, wo alles in der Bibel stehen mußte, und wie leider einige Redner sich es jetzt wieder erlauben.

Solche Verstöße sind zwar nicht groß, aber sie sind unnöthig und deswegen leicht zu vermeiden. Findet nehmlich der Redner Gründe, über eine besondere Materie zu reden, welche nicht in dem vorgeschriebenen Texte liegt: so wähle er lieber einen freien Text, als daß er seine Gedanken den Gedanken des Textes unterschieben sollte. Aus diesem allen folgt die Regel: Das Thema der Predigt muß in einer richtigen und geltenden Erklärung des Textes liegen.

Nun entstehet die Frage: wie muß das Thema im Texte liegen? die Antwort ist, entweder unmittelbar oder mittelbar durch eine richtige Schlußfolge. Wollte man die Regel geben, daß jedes Thema unmittelbar im Texte liegen müsse: so würde man in den meisten Fällen freie Texte wählen müssen, weil ein vorgeschriebener Text nicht immer die Art von Vorstellung

enthalten kann, welche der Redner wünschet, und seinem Zwecke angemessen findet; oder man müßte auf alle neue und eigene Ansicht Verzicht leisten. Ja selbst frei gewählte Texte möchten sich nicht immer ganz dem Zwecke des Redners gemäß finden lassen. Auch Jesus und noch mehr seine Apostel benutzten auf diese Weise das A. T. und zwar letztere mit einer Freiheit, welche wir nicht einmahl ganz nachahmen dürfen.

Unmittelbar liegt das Thema in dem Texte in folgenden Fällen:

1) Wenn die eigenen Worte des Textes das Thema und die Abtheilungen geben, z. B. am ersten Weihnachtstage. Tit. 2, 11 — 14:

In Christo ist die heilsame Gnade Gottes allen Menschen erschienen;

a. daß sie verleugnen sollen das ungöttliche Wesen und die weltlichen Lüste,

b. daß sie gerecht und gottselig leben in dieser Welt,

c. daß sie warten auf die selige Hoffnung und Erscheinung rc.

Oder Miser. Dom. 1 Pet. 2, 21 — 23:

Christus hat uns ein Vorbild gelassen, daß wir sollen nachfolgen seinen Fußstapfen;

a. darin, daß seine Leiden nicht Folgen seiner Sünde waren, weil er keine Sünde gethan hat,

b. daß er in seinen Leiden nicht wiederschalt oder drohete,

c. sondern es dem anheim stellte, der da recht richtet.

2) Wenn zwar die eigenen Worte des Textes nicht gebraucht, aber dennoch die Gedanken des Textes ganz benutzet werden.

Z. B. Am Tage des neuen Jahres nach Ps. 67:

Der Segen Gottes in dem vergangenen Jahre sey uns eine Aufmunterung,

a. zu erforschen die wohlthätigen Wege seiner Vorsehung, v. 3,

b. in den Dank aller bessern Menschen freudig einzustimmen, v. 4 — 6,

c. und fernern Segen auch für das kommende Jahr von seiner Güte zu hoffen, v. 7. 8.

Jede andere Art der Ableitung des Textes aus dem Thema ist eine mittelbare, weil immer erst eine Schlußfolge nöthig ist, um auf dieses Thema zu kommen. Hier ist es eine nothwendige Regel, daß 1) die Schlußfolge nahe liege, und nicht durch Umwege erhalten werden müsse; 2) daß sie nicht zu künstlich, sondern gemeinfaßlich sey; 3) daß es durch eine logische Schlußfolge herbeigeführt werde und nicht durch eine witzige, welche in Antithesen oder andern Operationen des Witzes ihren Grund hat. Diese Art der Ableitung ist besonders bei geschichtlichen Pericopen sehr anwendbar.

Wenn über das Evangelium am neuen Jahrstage, Luc. 2, 21, folgendes Thema abgeleitet wird:

„Über die wichtigen Verhältnisse, in welche wir durch die heilige Taufe treten:"

so ist der Mittelschluß nöthig, daß durch die Beschneidung dem Juden ähnliche Pflichten aufgelegt wurden, wie dem Christen durch die heilige Taufe. Dieser Schluß liegt sehr nahe, und mithin liegt das Thema mittelbar im Texte. — Wenn aber Reinhard auch folgendes Thema daraus ableitet: „Wichtige Erinnerungen, welche ein bedeutender Nahme uns giebt:" so ist dieses schielend, indem es wahr scheint und nicht ist. Der Nahme des Menschen ist etwas so Zufälliges, daß sich daran wohl keine Erinnerungen knüpfen lassen.

Aus dem Evangelio am Feste der Erscheinung Christi zieht ein anderer Redner die Bemerkung, daß jene Zeiten noch eine Wissenschaft ehrten, welche jetzt ihren Werth verloren hat, nehmlich die Sterndeuterei; daß die Weisen jener Zeit daraus die Schicksale der Völker vorher zu bestimmen gesucht hätten. Diese Bemerkung führt nun zu dem Thema:

„Wir haben andere Zeichen der Zeit, woraus wir mit untrüglicher Gewißheit die Schicksale der Länder und Völker im Allgemeinen vorher bestimmen können: die Sünde bleibt der Leute Verderben; aber Frömmigkeit erhöhet ein Volk."

Dieses Thema hat wohl nicht die Logik abgeleitet; sondern der Witz, weil es nur ein Gegensatz ist. Freilich würden auf diese Weise die Pericopen sehr fruchtbar; allein man sieht nicht ein, welche Bestätigung die im Thema vorgelegte Wahrheit nun aus dem Texte bekommen soll. Der Text sinkt zu einem Motto beinahe herab, der nur beibehalten zu seyn scheinet, weil er gewöhnlich ist.

Gewiß ist eine andere Ableitung des Thema aus eben diesem Texte, welche derselbe Redner giebt, natürlicher. Er macht die Bemerkung, daß die Weisen des Morgenlandes durch den Anblick des gestirnten Himmels, und des ihnen neuen Sternes, zu dem großen Entschlusse begeistert wurden, selbst zu erforschen, ob der König der Juden geboren sey. Auch den Dichter des 8ten Psalms stimmte der Anblick der Gestirne zu feierlicher Betrachtung. Daraus entwickelt er nun den Gedanken für eine Predigt.

„Die Natur und der Werth der frommen Empfindungen

und Gesinnungen, welche der Anblick des Sternen-Himmels uns einflößet."

Zwar ist es nicht ganz richtig, daß der Anblick des Sternenhimmels Gesinnungen einflöße, sondern wohl nur Empfindungen; allein aus diesen können sich Gesinnungen entfalten.

Das Evangelium am 19ten p. Tr. vom Gichtbrüchigen, muß einem andern Redner das Thema hergeben:

„Die Erndte, als Anreizung nach Vergebung der Sünden zu streben."

In dem Evangelio ist von keiner Erndte die Rede, sondern nur von dem Rechte Jesu, zu sagen: deine Sünden sind dir vergeben. Die Schlußfolge ist daher: Heute ist der Sonntag des Erndtefestes, in dem Evangelio dieses Tages ist aber nur von Sündenvergebung die Rede; beides muß auf irgend eine Weise vereinigt werden: also, die Erndte u. s. w. Wie logisch! Und wer hat jemals die Erndte, welche zum Danke, zum Vertrauen und vielen andern Empfindungen auffordert, als Anreizung nach Vergebung der Sünden zu streben, angesehen. Die angeführten Gründe sind eben so streng logisch, wie die Ableitung des Thema. 1) Die Erndte ist oft Veranlassung zu Sünden — also auch ein Reiz zur Besserung. 2) Durch Besserung machen wir uns des Erndtesegens würdiger. Die andern Fehler abgerechnet, werden auf einmal Besserung und Vergebung der Sünden verwechselt u. s. w. Solche Themata werden noch obendrein als Muster gedruckt.

Aus Matth. 22, 5. Aber sie verachteten das, und gingen hin, der eine auf seinen Acker, der andere zu seiner Handthie-

rung — wird hergeleitet: Wie die Betreibung des Landbaues eine Veranlassung zu Sünden werden könne. Gewiß sehr künstlich, indem mühsam bewiesen werden muß, daß dieser Eingeladene deswegen nicht zur Hochzeit kam, weil er von seinem Landbaue nicht abbrechen wollte. Ob wohl Jesus dieses hat sagen wollen?

Zu den mittelbar abgeleiteten Themen rechne ich folgende:

1) Wenn das Thema zwar im Texte wörtlich liegt; aber die Abtheilungen erst gesucht werden müssen; denn durch eine andere Schlußfolge können andere Abtheilungen entstehen. Die Worte 1 Cor. 13, 13. Es bleiben Glaube, Liebe, Hoffnung, lassen sich wörtlich als Thema gebrauchen, aber es lassen sich manche Abtheilungen denken, je nachdem die jedesmahlige Ansicht und der Zweck des Redners verschieden sind.

2) Wenn das Thema zwar in dem Texte dem Inhalte nach liegt, aber mit andern Worten ausgedrückt werden muß. Dieses ist die gewöhnlichste Art der Ableitung, und bedarf keiner näheren Erklärung. Z. B. aus 2 Cor. 6, 8 — 10.

Die allein wahre Beruhigung bei Verläumdungen.

1. Wenn das eigene Bewußtseyn sagt, daß sie nicht gegründet sind.
2. Wenn es uns überzeugt, daß wir statt des angeschuldigten Bösen desto mehr Gutes gethan haben.

3) Wenn das Thema aus einer Bemerkung fließet, welche sich über den Text wenigstens ungezwungen, wenn auch nicht jedem sichtbar anbietet. Z. B. Aus dem Evangelio Joh. 4, 47 — 54:

Über die ausnehmende Liebe der Ältern zu ihren Kindern.

Aus Luc. 7, 11 — 17: Lebe so, daß alle Guten über deinen Tod einst trauern,

wozu die Bemerkung Veranlassung giebt, daß so viele Einwohner der Stadt Nain den Tod des Jünglings beklagten.

Diese Ableitungsquelle ist besonders bei den Evangelien reichfließend; allein man muß sich auch hüten, daß die Bemerkungen nicht zu weit gesucht sind, wovon sich nur zu viele Beispiele finden. So wird aus dem Ausrufe Petri: Hier ist gut seyn! Matth. 17, 4., das Thema abgeleitet:

Über die Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur.

Bei diesem Ausrufe hat Petrus wohl wenig an die Schönheiten der Natur gedacht.

4) Wenn das Thema die einzelnen Theile des Textes zu einem Ganzen vereinigt, indem es den weggelassenen Hauptsatz enthält. Z. B. 1 Pet. 3, 8 — 15:

Weises Betragen des Christen unter feindselig gesinnten Menschen.

a. Feste und innige Vereinigung mit allen Gutgesinnten. v. 8.
b. Christliche Sanftmuth und Feindesliebe. v. 9.
c. Vorsicht und Aufrichtigkeit im Reden und Handeln. v. 10.
d. Fleckenlose Tugend. v. 11.
e. Friedensliebe. v. 11.
f. Vertrauen auf Gott. v. 12 — 15.

Wenn die Pericope einen größern Umfang hat, als bequem in einer Predigt abgehandelt werden kann: so ist es rath-

sam, nur einen Theil derselben als Text zu gebrauchen, und diesen gewählten Theil vielleicht allein vorzulesen, weil die Vorlesung des übrigen wirklich unnütz ist, und nur Zeit wegnimmt. Die meisten Pericopen sind eben deswegen auch, wenigstens in dem Königreiche Hannover, etwas lang gewählt, damit sie theilweise gebraucht werden sollen, um immer neue Ideen an die Hand zu geben.

Bei einem freien Texte, der allemal gewählt werden muß, wenn die Pericope nicht zusagen will, wenn nicht auf eine künstliche und gezwungene Weise etwas aus der Pericope erpresset werden soll, was nicht darin liegt, giebt es zwei Wege, um denselben aufzufinden. Entweder schwebt die Idee, über welche man zu predigen wünschet, noch nicht ganz deutlich vor, und kann nach dem Texte noch modificirt werden; oder die Idee, das heißt das Thema mit seinen Theilen, ist schon gefunden, und es fehlt nur noch an einem passenden Texte. In beiden Fällen ist das gewöhnliche Hülfsmittel freilich die Concordanz oder die sogenannten Spruchregister. Mir hat es indessen immer mehr Dienste geleistet, wenn ich einen bedeutenden Theil der Bibel mit flüchtigem Auge durchlas, wobei ich meistens auf eine weit passendere Stelle stieß, als ich mit Hülfe einer Concordanz finden konnte. Es versteht sich dabei von selbst, daß man solche Theile der Bibel vorzüglich vornimmt, in welcher sich ein solcher Text erwarten lässet; diejenigen aber überschlägt, in welchen man dergleichen wohl nicht finden kann. Man hat dabei noch den Vortheil, daß man mit der Bibel immer mehr vertraut wird.

Ein anderer Weg ist ein fleißiges Lesen der Bibel auch ohne den bestimmten Zweck, einen Text zu suchen. Dieses Lesen

führt nicht bloß Texte, sondern auch Ideen zu, und verschafft eine solche Bekanntschaft mit der Bibel, daß man im Nothfalle immer weiß, wo man zu suchen hat. Um für die vorkommenden Fälle solche freigewählte Texte zu haben, ist es gut, wenn der Prediger bei seinem täglichen Lesen der Bibel, oder bei andern Gelegenheiten sich diejenigen Stellen in ein geordnetes Register schreibt, bei welchen ihm eine schickliche Idee zu einer Gelegenheitspredigt oder Zeitpredigt einfällt, weil er dann nicht leicht in Verlegenheit ist, das Rechte zu finden, wenn die Gelegenheiten kommen. In einem solchen selbstgeschaffenen Spruchregister ist man immer besser zu Hause, als in einem fremden, und dabei enthält es nicht allein den biblischen Spruch, welchen man zum Texte gebrauchen will, sondern auch die Idee zum Thema, wenn sie auch noch unentwickelt seyn sollte. Freilich muß man dann immer mit der Feder in der Hand lesen; allein diese Art ist auch bei der ernsteren Lectüre die ganz brauchbare und wohlthätige.

Es ist aber immer besser, wenn das Thema aus dem früher gewählten Texte abgeleitet wird, als der entgegengesetzte Weg, weil bei diesem der Text nur gar zu leicht ein bloßes Motto der Predigt wird; denn es möchten seltene Fälle seyn, in welchen man Texte finden könnte, welche ganz einem schon fertigen Thema entsprechen. Es ist doch immer nur eine Hauptidee, über welche man zu reden wünschet, und diese lässet sich nach einem schicklichen Texte entweder noch modificiren oder anders ordnen, damit sie so viel, wie möglich, im Texte liege.

Zu manchen Ideen liefern die drei apocryphischen Bücher, das Buch Tobiä, der Weisheit und Jesus Sirach die am meisten passenden Texte; aber manche achtbare Theologen, auch Rein=

hard, haben die Wahl der Texte aus diesen Büchern ganz verworfen, weil diesen Texten das eigentlich göttlich Bestätigende fehlen soll. Strenge Supernaturalisten müssen freilich consequenter Weise so entscheiden; aber dann hätten diese Bücher auch nicht in die Sammlung mit aufgenommen werden sollen. Der rationale Supernaturalist aber wird keine wörtliche Inspiration annehmen können, mithin möchte manchen Texten selbst aus dem N. T. dieselbe Eigenschaft fehlen, und das Feld, auf welchem sich hier sammeln ließe, möchte nicht bloß sehr beengt werden, sondern selbst so unbestimmt, daß man schwer wissen könnte, wo man sammeln und wählen dürfe. Die Gemeinden selbst finden gewiß keinen Anstoß, wenn ein recht schicklicher Text aus diesen Büchern genommen wird, besonders bei Gelegenheitsreden, und daher möchte ich glauben, daß man daraus wählen dürfe, wenn aus den übrigen Theilen der heiligen Schrift sich kein eben so guter Text anbieten will.

2) Eigenschaften des Thema.

Das Thema muß, wie aus dem Vorigen erhellet, ein Satz seyn, der eine Religionswahrheit entweder in der Theorie oder in der Anwendung enthält; der von einem solchen Umfange ist, daß er dem Zwecke des Redners gemäß, in einer Stunde behandelt werden kann, und aus dem Texte abgeleitet ist.

In Ansehung der ersten Eigenschaft, daß ein Thema eine Religionswahrheit enthalten müsse, darf man aber nicht glauben, daß sich eine jede Religionswahrheit auch zu einem Thema der Predigt gebrauchen lasse. Der Zweck der Predigt ist Erbauung nach dem früher angegebenen Begriffe; mithin kann keine Religionswahrheit zum Thema gewählt werden, welche diesen Zweck nicht erfüllen kann. Man sollte glauben, eben

deswegen, weil irgend etwas eine Religionswahrheit sey, müßte dieses auch erbaulich seyn, wenigstens den Theil der Erbauung erreichen helfen, welcher in der Belehrung liegt. Allein

1) ist Belehrung allein noch nicht die Erbauung, welche den Zweck einer Predigt ausmacht; denn diejenige Belehrung, welche hier gefordert wird, muß wenigstens mittelbar auf die Besserung des Herzens, und auf die Entschließung des Willens wirken. Dahin gehören Belehrungen über schädliche Vorurtheile und nachtheiligen Aberglauben — über eine richtige Ansicht solcher Wahrheiten, welche von einem unrichtigen Gesichtspuncte gesehen, wenigstens nicht so wohlthätig auf die Besserung, Beruhigung und Hoffnung wirken, als dann, wenn sie in den richtigern Gesichtspunct gestellt werden.

2) Giebt es Religionswahrheiten, welche entweder nur zu dem gelehrten Gebäude der Religion gehören oder in einem ausführlichen Unterrichte erst ihre Rolle erhalten können, und daher für eine einzelne Rede nicht angemessen sind. Daher folgt die Regel: „Wähle zu deinen Predigtsätzen nur solche, welche wenigstens mittelbar auch auf die Besserung, Beruhigung oder Hoffnung wirken."

Es werden daher manche Religionswahrheiten seyn, welche nach dieser Regel sich nicht wählen lassen. Es gehören dahin:

a. Feinere Distinctionen, welche mehr einen Werth für die gelehrte Behandlung, oder gar nur für die Partheisucht haben, als für die Erbauung. Z. B. Über die Art und Weise der Gegenwart des Leibes Christi im Abendmahle — die feine Lehre über die Satisfactionem vicariam und Rechtfertigung u. s. w. — Die Art und Weise der Inspiration und Offenbarung.

b. Manches, was nur zu der Geschichte der Religion und nicht zu deren Wesen gehört, und von einer solchen Beschaffen-

heit ist, daß sich demselben keine erbauliche Ansicht abgewinnen lässet. Z. B. die sogenannten Daemoniaci, welche wahrscheinlich nicht erschienen seyn würden, wenn nicht ein solcher Glaube unter den Juden geherrscht hätte, und welche daher nur geschichtliches Interesse haben.

c. Bestreitungen unbedeutender Meinungen, auch wenn sie wirklich Aberglauben enthalten, wie es in den aufklärungssüchtigen Zeiten Mode war.

d. Zweifelhafte Sätze der heiligen Schrift, von denen die Exegese noch nicht hat ausmachen können, ob sie bildlich oder buchstäblich zu nehmen sind.

Doch es ist diese Classification nicht einmahl nothwendig, indem die Regel ziemlich genau angiebt, was den Inhalt einer Predigt, mithin auch den Inhalt des Thema ausmachen könne.

Es liegt aber zweitens in jener Erklärung: „Das Thema muß eine Religionswahrheit enthalten" auch dieses, daß der behandelte Satz ganz und nicht halb wahr seyn müsse. Gegen diese nothwendige Eigenschaft wird weit mehr gesündigt, als man glauben sollte, und daher ist das Thema einer sorgfältigen Prüfung zu unterwerfen. Folgende nicht aus der Luft gegriffene Themata werden dieses beweisen:

Durch geringe Mittel bewirkt Gott etwas sehr Großes.

Dieß ist nicht ganz wahr; denn das Mittel muß immer dem Zwecke, wie die Kraft der Wirkung, gleich seyn. Wenn es aber ausgedrückt wird:

„Durch anscheinend geringe Mittel bewirkt Gott oft etwas sehr Großes:

so würde dieser Satz streng wahr seyn.

Die Absichten Gottes, warum er seinen Sohn so niedrig, arm und unglücklich geboren werden und leben lassen.

Die Geschichte sagt wohl von einer niedrigen, aber nichts von einer armen und unglücklichen Geburt; denn die Ältern Jesu scheinen ihrem Stande nach wohlhabend gewesen zu seyn. Auch war gewiß sein Leben, wo nicht ganz glücklich, doch auch nicht unglücklich, indem er sehr anständig und würdevoll lebte. Sein Ende war freilich ganz unglücklich.

Die Folgsamkeit, die wir unsern jedesmahligen Überzeugungen, verbunden mit dem Eifer schuldig sind, diese Überzeugungen immer mehr zu berichtigen."

Dieß ist gewiß ein nur halb wahrer, und dabei gefährlicher Satz, weil er alle Schwärmerei entschuldigt, wovon unsere Tage ein unglückliches Beispiel gesehen haben. Es muß gewiß etwas mehr seyn, als bloße Überzeugung, was uns zum pflichtmäßigen Handel treiben soll, und es ist eine schwere Aufgabe für die Moral, die Gränze genau zu bestimmen.

Drittens darf man mit vollem Rechte auch wohl Bestimmtheit fordern. Diese Bestimmtheit liegt theils in der Einheit des Sinnes, den es haben kann, und dem Zuhörer vorlegen soll; theils in der Faßlichkeit; theils in der bestimmten Begränzung. Die meisten witzig seyn sollenden Themata leiden an dem Fehler der Unbestimmtheit, und meistens in allen drei Rücksichten. Z. B. Die Gottesstadt; oder: Des Krieges Auflösung. Bei beiden Themen weiß man nicht, was man denken soll, bis es sich durch die Predigt erst klar macht. Beide haben auch den Fehler der Unbegränztheit, weil sich beinahe alles darüber sagen lässet.

Andere leiden an Bestimmtheit, indem einigen Hauptworten nicht der durch den Sprachgebrauch gegebene Sinn beigelegt wird. Z. B. „Der pflichtmäßige Beitrag eines jeden

Christen

Christen zur Tugend seiner Brüder." Hier liegt die Unbestimmtheit in dem Worte Beitrag, welches nicht in seiner gewöhnlichen Bedeutung stehet. Einen Beitrag kann man nur zu etwas geben, das vermehrt werden kann, und dieser Beitrag muß immer als der beigetragene Theil des Ganzen bezeichnet werden können; mithin kann man schwerlich den Einfluß auf die Gesinnung eines andern einen Beitrag nennen.

Alle zu wortreiche Themata leiden immer an Faßlichkeit, weil sich der wahre Sinn vor den vielen Worten nicht auffassen lässet. Indem man nehmlich nach einer zu großen Bestimmtheit durch eingeschobene Sätze, oder wohl gar Genitiven strebt, verliert man auf der andern Seite an Faßlichkeit. Z. B.

„Wie wir uns in den Erweisungen der Nächstenliebe nur dann ächte Nachfolger Jesu nennen können, wenn wir uns von denselben auch durch Aufopferungen nicht abhalten lassen."

Für: Die Nächstenliebe fordert, nach dem Beispiele Jesu, auch Aufopferungen.

Oder: „Wie lehrreich und ermunternd es sey, wenn wir das Licht, welches der Welt durch das Christenthum zu Theil geworden ist, mit der Finsterniß vergleichen, die vor der Einführung des Christenthums in der Welt herrschend war."

Oder: Zu welchen Gefühlen uns die Wahrheit ermuntere, daß wir, wegen des Bekenntnisses des Christenthums, zwar nicht mit solchen Verfolgungen, wie die ersten Christen, zu kämpfen haben, aber auch vielleicht in der Anhänglichkeit an dasselbe ihnen nicht gleich kommen.

Oder: Welchen Muth und welchen Eifer zum Guten es uns einflößen müsse, daß wir in dem Stifter unserer Religion nicht nur das erhabenste Vorbild der vollkommensten

Größe, sondern auch den sanftesten und liebevollesten Lehrer der beruhigendsten und kraftvollesten Wahrheit vor Augen haben.

Welches Gedächtniß möchte solche Themate sogleich auffassen, behalten und nachher wieder übersehen können? Es ist wirklich angenehm für einen jungen Homileten, an solchen Predigtsätzen sich zu üben, wie er mit Präcision und Kürze dieselben auszudrücken vermöge. Mögen diese Themata für denjenigen, der sie zwei Mahl lesen kann, noch so deutlich und bestimmt seyn, so sind sie doch nicht leicht aufzufassen.

Zu der Bestimmtheit eines Thema gehört auch, daß es so viel als möglich den Umfang einer Predigt angebe, und den Zuhörer errathen lasse, was er zu erwarten habe. In dieser Hinsicht sind besonders viele Sätze fehlerhaft, welche mit „über" anfangen, weil man nach denselben beinahe sagen kann, was man will; andere, welche einige Bemerkungen versprechen, oder einige Erinnerungen; und noch andere, welche gar keinen Artikel haben, z. B. Blicke in die Ewigkeit, bei welchen der Redner erblicken kann, was er will.

Diese Art der Bestimmtheit oder Präcision hat einen doppelten Vortheil, ein mahl für den Redner, der nun nicht willkührlich umherschweift, sondern in seinem Thema den Gang und das Maaß seiner Ausführung vorgeschrieben findet; dann für den Zuhörer, dessen Aufmerksamkeit gespannt wird, wenn er ungefähr errathen kann, was er hören werde, und worüber er eine Belehrung erwarten könne. Man wende nicht ein, daß gerade das Unbestimmte am meisten spanne, weil ja auch in andern Kunstwerken der Zuhörer oder Leser nicht wissen müsse, wie sich der Knoten lösen werde. In jedem solchen Kunstwerke

aber wird der Zuhörer immer tiefer in den Stoff eingeführt, er vermuthet irgend eine Art der Auflösung, und nun wird er gespannt, ob er die wahre Auflösung getroffen habe. Da, wo sich nichts oder zu wenig erwarten lässet, ermüdet die Aufmerksamkeit, weil sie in keine Selbstthätigkeit gesetzt wird. Der Gedanke, z. B. Werden wir uns wiedersehen? — erregt gewiß mehr Aufmerksamkeit, als die Ankündigung — Blicke in die Ewigkeit — wo nicht ganz, doch gewiß auch aus dem Grunde, weil jener Gedanke von einem bestimmten Umfange ist.

Diesen bestimmten Umfang erhält das Thema am leichtesten, wenn man nach vollendeter Disposition, oder wenn man gewohnt ist, nur die Haupttheile zu disponiren, um in der Ausarbeitung weniger gebunden zu seyn, und einen freieren Fluß der Gedanken zu haben, nach vollendeter Concipirung wieder nachsieht, ob man auch das geleistet habe, was das Thema forderte, ob mehr, oder weniger, ob von der rechten Seite oder von einem ganz andern Gesichtspuncte aus. Bei dieser Nachsicht wird man finden können, ob das Thema dürfe stehen bleiben, oder ganz geändert oder modificirt werden müsse. Ob wirklich jeder Ausarbeitung einer Predigt eine vollendete Disposition bis in die kleinen Unterabtheilungen vorangehen müsse, darüber werden an einem andern Orte Untersuchungen angestellt werden.

Wenn zum Beispiele das Thema anfangs erst hingeworfen wäre: „Von dem Glücke des häuslichen Lebens“ so wird die vollendete Disposition, oder bei anderer Art zu arbeiten, das vollendete Concept zeigen, von welcher Seite her das Glück des häuslichen Lebens dargestellt sey, und dann wird sich dieses umfassende Thema so einschränken lassen, wie die ganze Predigt

es fordert. Z. B. Das Glück des häuslichen Lebens in der Erleichterung wahrer Tugend — oder: in der Vollendung unserer Ausbildung — oder: durch Entfernung vieler Versuchungen.

Viertens ist es eine Haupteigenschaft des Thema, daß es den Gedanken enthalten muß, welcher die Abtheilungen wirklich umfasset, und die Theile als Theile wirklich enthält. Dagegen wird gefehlt, 1) wenn das Thema selbst wieder als Theil vorkommt. Z. B.

Die Begeisterung der Zeitgenossen großer Begebenheiten.

a. Das Wesen der Begeisterung überhaupt.

b. Die Begeisterung bei dem Anblicke großer Begebenheiten.

c. Die Begeisterung besonders der Zeitgenossen.

Die Fehler dieses Thema, und dieser Abtheilungen dürfen wohl nicht erst nachgewiesen werden; allein oft sind diese Fehler mehr versteckt.

2) Wenn Theile vorkommen, welche im Thema gar nicht liegen, sondern nur als verwandte Gedanken sich anbieten. Diese Art der Predigtsätze sind ungemein häufig, und geben einen Beweis, wie selten genau über das Thema nachgedacht werde. Z. B.

Das Leben ist eine Reise.

a. In wie fern es eine Reise sey.

b. Was daraus folge.

Dieser Hauptsatz hat aber offenbar nur den ersten Theil versprochen, und der zweite Theil wird beiläufig mitgenommen. Der Fehler entstand hier aus einer gesuchten Kürze, welcher sich wohl hätte vermeiden lassen, wenn die Theile anders geordnet wurden.

Das Leben ist eine Reise.

a. In seinem Forteilen von einem Puncte zu andern.
b. In den Erfahrungen, welche sich von allen Seiten anbieten.
c. In den Belehrungen, welche es giebt.

Wenn der Hauptsatz diese angegebene Eigenschaft hat, so entwickelt sich daraus ein besonderer Vorzug der ganzen Predigt: sie erhält nehmlich dadurch dasjenige, was man Einheit nennt, oder die Predigt wird dadurch zu einem in sich abgeschlossenen Ganzen.

Wenn diese Eigenschaft erreicht werden soll: so muß man nachdenken, ob das Thema eine bloße Behauptung, oder eine Frage, eine Belehrung und Anweisung, oder eine Untersuchung, welche Entwickelung fordert, oder auch eine bloße belehrende Vergleichung u. s. w. enthalte. Diese mannichfaltigen Arten lassen sich nicht erschöpfend angeben, weil das Talent immer neue Formen erfindet; allein zusehen muß man, was das Thema enthalte. Eine Behauptung fordert Beweise, eine Frage Antworten, eine Anweisung verlangt Auseinandersetzung der Mittel und Wege, eine Untersuchung will das Gegeneinanderhalten des Für und Wider u. s. w. Es ist nicht hinreichend hierin bloß die Form als Maaßstab anzunehmen, sondern man muß auf den Gedanken selbst sehen; denn eine Frage der Form nach kann in der That eine Behauptung aufstellen. Diese verlangt denn freilich der Form nach Antworten, aber der Sache nach Beweise.

Fünftes Kapitel.

Von der Erfindung des Hauptsatzes.

Die Erfindung des Hauptsatzes ist ein Werk des Nachdenkens, oder der Meditation; und die Quellen der Meditation

sind erworbene Kenntnisse und Erfahrungen, oder natürliches Talent und eine ergiebige Erfindungskraft. Natürlich kann von diesen Quellen hier nicht die Rede seyn, sondern nur von einigen Fingerzeigen, auf welche Weise die Meditation sich die Erfindung das Thema erleichtern könne. Der Hauptsatz selbst aber ist entweder die Frucht einer in dieser Absicht angestellten Meditation, oder das Ergebniß eines von selbst sich anbietenden Gedankens, der entweder sogleich als Thema benutzt werden kann, oder geraden Weges zu einem Thema hinführt. Über diese letzte Art der Erfindung läßt sich hier nichts weiter sagen, als daß man solche bei verschiedenen Veranlassungen sich anbietenden Gedanken auf irgend eine Weise für künftige Fälle festhalten sollte, um in unfruchtbaren Zeiten des Nachdenkens einen kleinen Schatz zu haben, aus welchem man schöpfen könne. Es ist aber damit nicht jeder unbedeutende Gedanke gemeint, deren sich wohl genug anbieten, sondern einzelne glückliche Gedanken, welche sich zuweilen ungesucht darstellen, für den Augenblick nicht benutzt werden können, allein in der Folge oft brauchbar sind und als verlorne bedauert werden. Man sollte eine Art von Memorial haben, in welchem sie so verzeichnet würden, daß man sie leicht wieder finden könne, und zwar auf eine doppelte Weise. Indem man nehmlich über einen Text meditirt, bieten sich oft mehrere gute Themata an, von denen zur Zeit nur eins gebraucht werden kann; die übrigen aber könnten sogleich bei demselben Texte für künftige Fälle bemerkt werden. Andere Predigtsätze bieten sich aber bei Veranlassungen an, in welchen kein Text vorliegt, und diese müßten in eine gemischtere Sammlung kommen, welche etwa nach Materien geordnet werden könnte. Wer oft reden muß, wird es wissen, wie verlegen man zuweilen um ein gutes Thema ist, welche aber zu andern Zeiten sich darstellen, wenn man ihrer

nicht bedarf. Besonders ist es rathsam für Gelegenheitsreden solche Gedanken, welche sich durch Neuheit oder einen glücklichen Ausdruck oder eine andere Vollkommenheit auszeichnen, zu bemerken, um diesen, wenn sie oft wiederkehren, die gehörige Abwechselung geben zu können. Andere Gedanken eignen sich zwar nicht zu Hauptsätzen einer Predigt oder Rede, aber sie sind ungemein brauchbar, einen recht passenden Eingang zu gewinnen, und auch diese sind bemerkenswerth. Z. B. „In einer wohlgeordneten Familie gehen am Abende die Glieder derselben früher oder später zur Ruhe, je nachdem ihr Tagewerk früher oder später vollendet ist — aber dennoch finden sie am andern Morgen alle sich wieder." Dieser Gedanke giebt keinen Hauptsatz, allein als Einleitung zu einer Leichenpredigt, in welcher die Wiedervereinigung am Auferstehungs-Morgen hervorgehoben werden soll, würde er sehr brauchbar seyn.

Solche selbstgefundene Themata haben das Vorzügliche, daß man sie glücklicher behandeln kann, als fremde, welche man aus solchen Sammlungen ziehet, deren leider schon zu viele gedruckt sind, und sanfte aber höchstschädliche Ruhekissen werden. Denn selbsterfundene Themata passen weit besser in unsere Art zu denken und zu empfinden, und ziehen eben durch das Bewußtseyn des Eigenthums mehr an. Fremde Hauptsätze sollten mehr zur Nachahmung, zur Beurtheilung um seinen Geschmack und seine Urtheilskraft zu berichtigen oder zu schärfen, dienen, als zum wirklichen Gebrauche. Vielleicht zur Durchsicht können solche Sammlungen benutzt werden, um sich an manche Materien zu erinnern, welche sonst übersehen werden möchten.

Über die Erfindung des Hauptsatzes lässet sich also einiges nur in dem Falle sagen, wenn eine eigene Meditation angestellt

wird, um aus einem gegebenen oder gewählten Texte einen solchen Satz zu finden; denn zuweilen spricht bei dem Lesen der Bibel eine Stelle so freundlich an, daß der Wunsch entstehet: über diese Stelle möchtest du wohl einmahl predigen, ohne daß man sich sogleich eines Thema bewußt würde. Diese Meditation nun, welche in Absicht eines zu erfindenden Thema angestellt wird, lässet sich abtheilen in Vorbereitungen und in die eigene Meditation selbst.

Zu den Vorbereitungen gehört: die Auffindung a. des Zusammenhanges der Stelle mit dem Vorhergehenden und Nachfolgenden; b. der eigentlichen Absicht, in welcher der Schriftsteller diese Gedanken gerade vorträgt, und c. des wahren Sinnes der Stelle. Diese Vorbereitungen sind bei einem jeden Texte nothwendig, so bald gründlich mit demselben verfahren werden soll; allein bei erzählenden Texten, wie sie in vielen Evangelien enthalten sind, werden noch andere Vorbereitungen erfordert. Nehmlich die Erforschung a. der wahren Lage, in welcher sich die handelnden Personen, erdichtete oder wirkliche, dabei befanden; b. der Gemüthsstimmung derselben; c. der Umstände, welche auf die Gemüthsstimmung wirken konnten oder mußten; d. des Zweckes, welchen der Erzähler bei der Mittheilung der Erzählung hatte, ob nehmlich nur der allgemeine Zweck der Mittheilung vorliege, oder noch ein besonderer gedacht werden müsse; e. der Nebenumstände, welche entweder durch den Vorfall herbeigeführt wurden, oder auf welche leicht hingeleitet werden könne. Alle diese Dinge haben auf die Auffindung eines Thema einen so bedeutenden Einfluß, daß dieselben oft den Hauptsatz an die Hand geben.

Um dieses an einem Beispiele klar zu machen, wähle ich die Erzählung Jesu von dem Zöllner, der betend neben einem

Pharisäer im Tempel stand, Luc. 18, 9 — 14. Es ist bei dieser Erzählung 1) nicht unwichtig zu bemerken, daß sie eine erdichtete war; denn eben damit stellt Jesus zwei besondere Gemüthsstimmungen in abstracto auf, welche nur unter dem Bilde eines Pharisäers und eines Zöllners personificirt werden, und eben dadurch entstehet für die Meditation ein freieres Feld. Es ist demnach der Pharisäer der Repräsentant einer besondern Denkungsart über das Wesen der Tugend, und der Zöllner einer davon verschiedenen. Diese Bemerkung leitet schon darauf hin, wie unnöthig jene so häufigen Ergießungen über den Stolz der Menschen sind, die so gern sich über andere erheben, so wie jene so oft gehörten Herabwürdigungen des Pharisäers. Es ist hier nur die eigenthümliche Denkungsart zu entwickeln, welche Jesus über das Wesen der Tugend als die unrichtige darstellen will, so wie in dem Zöllner die wahre. Dieses muß, von der Seite angesehen, der Meditation vielen Stoff zum Entwickeln, mithin auch zum Erfinden geben.

Der Pharisäer ist hier offenbar der Repräsentant jener Systeme, welche die Tugend mehr in der Handlung, in dem erfüllten Gebote und in der geleisteten äußeren Pflicht suchen; der Zöllner dagegen der Repräsentant jenes Systemes, welches die Tugend in dem innern Sinne und Geiste sucht, dem immer ein hohes Ideal der Reinheit der Gesinnung, des Adels der Entschließung, und des Eifers diesem Ideale zu genügen, vorschwebt, und der in dem Bewußtseyn, dieses Ideal noch lange nicht erreicht zu haben, traurig an die Brust schlägt, und spricht: Gott sey mir Sünder gnädig. Darum muß nun der Pharisäer nicht eben ein verdorbener Mensch seyn, sondern nur ein Mann, der über das wahre Wesen der Tugend noch in einem gefährlichen Irrthume stand. Es ist also dieses Gleichniß eine ungemein

sinnreiche Gegeneinanderstellung des bisherigen Jüdischen Systemes und zwar gerade von der strengsten Parthei, und des künftigen Christlichen. Wie fruchtbar kann nun durch diese eine Bemerkung die eigentliche Meditation über dieses Evangelium werden.

Wählen wir die folgenden Verse 15 — 17, wo Lucas beiläufig anführt, daß auch einmahl Kinder zu Jesu gebracht seyn, um sie zu segnen, wobei es sich aus der Art der Erzählung ergiebt, daß Lucas nicht als Augenzeuge erzählt, und oft mehr nach der Ähnlichkeit des Inhaltes zusammenreihet, als nach der Zeitfolge; dagegen Matthäus den Ort angiebt, und sich dadurch als Zeugen darstellt. — Hier lassen sich der Meditation folgende vorbereitende Fragen vorlegen: 1) Welche Mütter brachten ihre Kindlein. 2) In welcher Absicht, oder welche Wirkungen erwarteten sie von dem Segen Jesu? Sollte dieser Segen die feierliche Aufnahme in seine Gesellschaft seyn, oder erwarteten sie Wirkungen für das irrdische Gedeihen ihrer Kinder? 3) Warum wollten die Jünger Jesu die Mütter mit ihren Kindern nicht zulassen? u. s. w. Mag es seyn, daß nicht jede dieser Fragen zu einer sich rechtfertigenden Antwort führt, und daß wir manche dahin müssen gestellt seyn lassen: so werden sie dennoch das Nachdenken beschäftigen, und eben dadurch vielleicht fruchtbare Gedanken veranlassen.

Um noch an einer Parabel die Nützlichkeit der vorläufigen Meditation zu zeigen, wähle ich Luc. 16, 19. fin., oder die Erzählung von dem reichen Manne. 1) Welchen reichen Mann hatte Jesus im Auge, einen reichen Schlemmer überhaupt, oder eine bestimmte Menschenklasse? Der letzte Vers lehrt uns, daß Jesus eine Menschenklasse im Auge hatte, welche die Wahrheit

der Auferstehung oder des Fortlebens nach dem Tode leugnete; mithin wahrscheinlich reiche Sadducäer. 2) Welcher Fehler, oder welches Laster tadelt Jesus besonders an demselben? Gewöhnlich führt man die Unbarmherzigkeit gegen die Armen an, welche freilich angedeutet wird, doch aber nicht als Hauptsache; denn es wird wohl bemerkt, daß Lazarus begehrte, sich von den Brosamen zu sättigen, allein nicht gerade urgirt, daß sie ihm niemand gegeben habe. Vielmehr scheint aus dem Ganzen hervor, daß das Vergessen der höhern Bestimmung und der bloß sinnliche Lebensgenuß ihn der höhern Seligkeit unfähig machte. Du hast dein Gutes genossen in deinem Leben, und für das Zukünftige in keiner Hinsicht eine Saat gestreuet. 3) Welches möchte also wohl die Hauptabsicht Jesu bei dieser Erzählung gewesen seyn? Dieses scheint aus der vorhergehenden Bemerkung hervorzugehen; nehmlich den Menschen auf die Wichtigkeit seines Andenkens an eine höhere Bestimmung aufmerksam zu machen. 4) Warum fügt Jesus besonders den letzten Zug von v. 27—31 hinzu? Um zu zeigen, daß allein eine aus freien Glauben hervorgehende Hoffnung des ewigen Lebens für die höhere Ausbildung Werth haben könne, aber nicht ein durch Wunder bewirkter Glaube, der nicht aus dem Innern des Menschen hervorkeimt.

Die bisherigen Beispiele waren meistens aus dem erzählenden Theile der Bibel, ich füge deshalb noch eines bei, welches eine Stelle wählt, die keine Erzählung enthält; nehmlich Röm. 5, 1. Paulus hatte in dem vorhergehenden Kapitel aus dem Beispiele Abrahams bewiesen, das eigentlich Verdienstliche in dem Character des Abraham, oder dasjenige, woran die Gottheit einen besondern Wohlgefallen hatte und dafür bezeugte, liege nicht in dieser oder jenen Handlung oder überhaupt

nicht in seinen Handlungen; sondern in dem Glauben, welchen er gegen die Gottheit bewieß, und durch welchen alle seine Handlungen gerade nach dem Willen der Gottheit ausfielen. Denn dieser Glaube sey die Ursache seines Gehorsams gegen Gott, die Quelle seines Vertrauens und der Ursprung seines ganzen religiösen Sinnes und Geistes geworden. Darum sey ihm auch dieser Glaube zur Gerechtigkeit gerechnet, oder die Ursache der Gnade Gottes und des Wohlgefallens an Abraham geworden.

Nach diesem Zusammenhange heißt also gerecht werden offenbar, den Beifall und die Liebe der Gottheit erlangen, mit allen den Segnungen, welche daraus entspringen, und jetzt kann der Sinn der Stelle nicht mehr undeutlich seyn. Die ganze Absicht Pauli ist auch offenbar, zu zeigen: daß nicht irgend ein zufälliger äußerer Vorzug, z. B. die Abstammung von Abraham, oder erfüllte Gebräuche und Gesetze der Religion, als Beschneidung und andere mosaische Gesetze; sondern allein der Glaube an Jesum Christum dasjenige sey, was uns Gottes Liebe verschaffe, deren erste Wohlthat die Vergebung der Sünden, dann die Besserung und Heiligung, und die Theilnahme an einer höhern Seligkeit sey. Glauben an Jesum Christum könne aber eben so gut der Heide, als der Jude; mithin sey er der Aufnahme in die christliche Religions-Gesellschaft eben so würdig, als dieser.

Nun entwickelt sich auch die Bedeutung des Ausdrucks Frieden mit Gott haben, welche keine andere seyn kann, als das gläubige Bewußtseyn haben, man besitze die Liebe Gottes, und mit ihr nehme man Theil an allen den Segnungen, welche jedem frommen Christen verheißen sind. — Es kann nun nicht schwer seyn, aus dieser Stelle fruchtbare Gedanken zu

Predigten zu entwickeln; denn man darf sich nur so manche Fragen, welche uns bei dieser Art der Meditation aufstoßen müssen, zur nähern Entwickelung vorlegen. Z. B. a. Warum ist der Glaube der Grund der Erwerbung der Liebe Gottes? Man findet bei weiterm Nachdenken bald die Antwort, weil der Glaube allein den religiösen Sinn und Geist hervorbringt, aus welchem der wahrhaft gute Mensch hervorgeht; oder, weil der Glaube allein den Geist der Tugend gebiert. b. Welche Gedanken liegen in dem einen Hauptgedanken, Frieden mit Gott haben? c. Warum kann man sagen, diesen Frieden haben wir allein durch Jesum Christum? — Es versteht sich aber, daß man in der Entwickelung und Beantwortung dieser Fragen psychologisch verfahren, und nicht irgend einem trockenen dogmatischen Systeme sich hingeben müsse. — Solche Fragen lassen sich nun auf die mannichfaltigste Weise wenden, und geben immer neue Gelegenheit zu fruchtbaren Hauptsätzen.

Ich kann bei dieser Gelegenheit den Gedanken nicht unterdrücken, daß freilich zu einer solchen Meditation ein guter Grund von Kenntnissen müsse gelegt seyn; denn wer diese nicht besitzet, der wird eine solche Stelle anstarren, er wird einen Zusammenhang aufsuchen, und keinen finden; es wird ihm alles dunkel bleiben, und er wird die Schuld auf die Unfruchtbarkeit der Stelle oder der gegebenen Regeln schieben. Es folgt also daraus, daß ein Prediger nothwendig studiren müsse, und daß sein Studiren nicht in einem bequemen Lesen von Schriften und Büchern, sondern in einem steten Nachdenken bestehen müsse, wozu das Lesen nur die Gelegenheit darbieten soll. Es ist besser, ein Buch zehn Mahl mit immer neuem Nachdenken lesen, als zehn Bücher in derselben Zeit. Man siehet eben hieraus auch, wie unerläßlich eine gute Exegese sey, um mit Nutzen über einen

Text meditiren zu können, und so lange ein Prediger lebt, darf ihm das Studium der Exegese nicht erlassen werden. Nur sey es ein brauchbares Studium der Exegese, welches in den Sinn und Geist der heiligen Schriften einzudringen sucht, und nicht darnach forscht, wie dieser oder jener die Stelle wohl ausgelegt habe. Gerade dieses Umherblättern nach Autoritäten tödtet allen eigenen Geist, und führt nie in den Geist und den Zusammenhang der heiligen Schriften hinein. Man muß bei seinem Studio der Exegese mehr nach den Grundsätzen der Auslegungskunst sich umsehen, als nach den einzelnen Auslegungen selbst, damit man mit eigenen Augen sehen lerne.

Wenn nun diese vorbereitende Meditation gleichsam die Quellen aufgeschlossen hat, aus denen man schöpfen kann: so kommt es nun an die Erfindung des Thema selbst. Hier kommen nun zwei Fälle vor: entweder man wünscht aus besondern Gründen ein zeitgemäßes Thema aus dem Texte abzuleiten; oder man will, weil man keine besondere Gründe hat, über einen der Zeit angemessenen Gegenstand zu predigen, nur ein zweckmäßiges und fruchtbares Thema aufstellen, dessen Inhalt nicht von besondern Umständen abhängt.

In Ansehung des ersten Falles nun muß man nachsehen, ob sich ein zu den Umständen passender Gedanke an den Text nach einer logisch-richtigen Schlußfolge anknüpfen lasse, oder ob nur etwas Erzwungenes heraus komme. In diesem letzteren Falle ist es besser, einen freien Text zu wählen, in welchen der passende Gedanke natürlicher sich darstellt. Zeitgemäße Predigtsätze aber werden durch manche Umstände angerathen, so daß sie entweder gerade an dem Tage gewählt werden müssen, oder in einer der nächsten Predigten, wenn auch einige allgemeine dazwischen fallen, doch gewünscht werden. Durch den Tag

werden vorgeschrieben: Festtagspredigten, Erndtepredigten, Reden an den ersten und letzten Tagen des Jahres u. a. m. Durch die Umstände werden angerathen, besondere Predigten nach merkwürdigen Vorfällen in der Gemeinde, als heftigen Gewittern und Hagelschlag, Feuersbrünsten, ansteckenden Krankheiten rc. oder auch bei Erfahrungen, welche auf den sittlichen und religiösen Zustand der Gemeinde Einfluß haben, als: gefährliche Grundsätze, welche sich zu verbreiten anfangen; Laster, welche sich in der Gemeinde ungewöhnlich häufig zeigen; besondere Fehler in Ansehung wichtiger Pflichten des Lebens. Die erstern Gründe fordern immer eine Predigt für den bestimmten Tag; die letztern aber nur Predigten bei schicklichen Gelegenheiten, welche der Text an die Hand giebt; denn es ist nicht weise, für solche Fälle die Gelegenheit gleichsam vom Zaune zu brechen; sondern wohlthätiger, die Gelegenheit abzuwarten, und wenn sie sich darbietet, nicht den Fehler oder das Laster oder die Meinung geradezu zu bekämpfen, sondern mehr die entgegenstehende Pflicht oder Wahrheit zu empfehlen, und gründlich darzustellen.

In Ansehung der ersten beiden Fälle, in welchen entweder ein besonderer Tag, oder ein Ereigniß das Thema im Allgemeinen vorschreiben, siehet man leicht, daß es gewisse Materien gebe, welche durch ihren Inhalt oder Zweck für den Tag oder das Ereigniß passend gehalten werden können. Diese Materien bieten meistens ein weites Feld dar, auf welchem man sich umsehen und suchen kann.

Für die Festtage findet sich der Umfang der Materie am leichtesten, wenn man sich den allgemeinen Zweck des Festes recht deutlich zu machen sucht, um nicht in einen zu engen Kreis von Ideen eingeschlossen zu werden. Die Festmaterie

liegt nehmlich nicht bloß in der Erinnerung an den Vorfall oder an die Begebenheit, deren Andenken das Fest gewidmet ist; sondern auch in allen den Wirkungen und Folgen, welche sich von dieser Begebenheit ableiten lassen; in allen den Umständen, welche die Begebenheit vorbereiteten; in den Menschen, welche sie leiteten, und in den allgemeinen Betrachtungen, welche sich anknüpfen lassen, so wie in den besondern Nebenumständen, welche dabei eintraten.

Wer sich z. B. das Pfingstfest nur als das Andenken an die Begebenheit der Ausgießung des heiligen Geistes auf die Apostel denkt, der hat nur ein sehr eingeschränktes Feld für seine Selbstbetrachtungen; wer aber in dieser Begebenheit den Anfang und die Gründung des Christenthums als äußerlicher Religions-Anstalt, und als den Anfang des sichtbaren Reiches Gottes siehet, der erweitert sein Feld für diese Festbetrachtungen auf eine ungemeine Weise. Dann kann man zurückgehen, um die Ursachen aufzufinden, wie an einem Tage und durch einen einzelnen Eindruck es möglich war, eine Vereinigung von beinahe 3000 Seelen zu bewirken, und zwar unter den schwierigsten Aussichten; dann ist es möglich, die Natur der Begeisterung zu untersuchen, welche diese Menge ergriff, und als ächte Begeisterung durch ihre Dauer sich bewährte; dann bietet selbst das Schicksal der Kirche in ihrem Beginnen, in ihrem Fortgange, in den Vor- und Rückschritten, in ihrer allmähligen aber desto wohlthätigern Ausbreitung, in ihrem Einfluße auf das Leben bis in die innersten Verhältnisse desselben so manche lehrreiche Betrachtung dar, daß es nicht leicht an einem schicklichen und dabei fruchtbaren Hauptsatze, welchen der Redner mit Liebe bearbeitet, fehlen kann.

Um

Um sich diesen Ideenkreis zu erweitern, ist es heilsam, in den Ideenmagazinen, welche unter den mannichfaltigsten Titeln und Formen stets angeboten werden, und noch immer ihre Abnehmer finden müssen, sich umzusehen; nicht aber in der Absicht, um die gegebenen Themata wörtlich zu gebrauchen, sondern nur, um zu sehen, auf welche Seiten man seine Aufmerksamkeit bei der Meditation richten könne. Eine nicht unbedeutende Quelle, um zu manchem schönen Gedanken zu gelangen, ist das Studium geistreicher Lieder, worin oft in einzelnen Zeilen die fruchtbarsten Gedanken liegen, und das Geld für gute Liedersammlungen ist gewiß nicht schlecht angewandt.

Das Fest der Himmelfahrt Jesu bietet in Ansehung der Begebenheit selbst nur einen dürftigen Stoff dar; denn wir können davon nichts weiter sagen, als daß sie der Erzählung nach auf eine für uns unbegreifliche Weise müsse vorgegangen seyn. Allein, wenn wir nachdenken über den Eindruck, den sie auf die nachsehenden Jünger Jesu machen mußte, welcher in ihrem ganzen Leben nicht wieder verlöscht werden konnte; über die Wirkungen in und durch diese Männer; über die mannichfaltigen Betrachtungen, welche sich in Hinsicht des Überganges aus diesem Leben in das höhere anknüpfen lassen; über die Verbindung der himmlischen Wesen mit der Erde nach den Worten Jesu: „ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende:“ so eröffnet sich schon ein etwas weiteres Feld, dessen Gränzen das Talent immer weiter wird hinausrücken können.

Es ist wohl nicht unpassend, bei dieser Gelegenheit zu bemerken, daß man unfruchtbarere Festmaterien umgehen müsse. Am Michaelisfeste predigen manche so gern über die Engel, weil sie sich das Fest der Engel an diesem Tage denken. Ich leugne

nicht, daß sich wohl einige fruchtbare und erweckliche Betrachtungen darüber anstellen lassen, aber gewiß nicht recht viele, weil uns dieses eine terra incognita ist. Am wenigsten dürfte in dieser Lehre auf die Bilder des A. T. viel Werth gelegt werden, weil diese offenbar meistens aus dem Glanze eines irdischen Thrones und dessen Umgebungen entlehnt sind. Es sind ja Seraphim und Cherubim und Erzengel nur prächtige Worte, ohne vielen innern Gehalt; und die Betrachtungen über die Nachahmung der bessern Engel haben immer etwas leeres, weil wir zu wenig wissen, und etwas nur halb treffendes, weil höhere Wesen für unsere schwächern Kräfte nicht wohl als Muster aufgestellt werden können, wenigstens nur in den Hinsichten, in welchen uns die Idee der Gottheit ein weit treffenderes Muster vorhält. Aber ist denn an diesem Feste nicht die Zeit der Erndte eine Veranlassung, welche zu weit fruchtbareren Gedanken führt? Eben so werden wir uns bei den Festen der Erscheinung Christi, und den Marienfesten immer mehr bei den Nebenbetrachtungen zu verweilen haben, als bei dem Hauptgegenstande.

Treten besondere Vorfälle in der Gemeinde ein, welche man für wichtig genug halten darf, um sie in einer Predigt zu berühren, oder eine passende Wahrheit ihrentwegen besonders vorzutragen: so ist wohl das vorzüglichste Mittel das zu finden, was in Rücksicht eines solchen Vorfalles erbaulich seyn kann, wenn man sich selbst in die Stelle der Zuhöher stellt, und sich fragt: Was würdest du über diesen Vorfall wohl gern hören, was würde dich beruhigen oder trösten, ermahnen oder erwecken, belehren oder Hoffnung geben; welche Ansicht würde deinen Dank gegen die Gottheit am meisten anfachen, dein Vertrauen am meisten beleben, deine Liebe am stärkesten erwärmen. Was dem Redner selbst nicht interessant ist, das wird es auch durch

seinen Vortrag der Gemeinde nicht. Weisheit aber ist es, nicht zu oft besondere Vorfälle auf der Kanzel zu berühren, damit es ja nicht heiße: er bringt alles auf die Kanzel.

Natürlich stellen sich bei diesen Meditationen mehrere Themata dar, wenn der Text einige Fruchtbarkeit hat, und die Wahl wird oft schwer; allein man wird auch leicht Gründe finden, welche die Wahl leiten können. Wähle das Thema, welches dich am meisten anspricht, weil gerade dieses Ansprechende und Gefallende bewirken wird, daß du mit Liebe dasselbe behandelst, und deine Arbeit dir dadurch am meisten gelingt; wenn auch objectiv genommen dieses Thema nicht das vorzüglichste seyn sollte. Andere Gründe, welche die Wahl leiten können, sind, daß man unter mehreren Hauptsätzen denjenigen wählt, über welchen man noch nicht geredet hat, oder welcher einem besondern Bedürfnisse der Gemeinde anpassend zu seyn scheint.

Das Thema selbst aber bietet sich der Meditation an entweder so, daß der Hauptsatz sogleich vorliegt, und die Theile gesucht werden müssen, oder so, daß sich die einzelnen Theile darstellen, zu welchen denn ein verbindender Hauptsatz gefunden werden muß. Dieses letztere wird immer der Fall seyn, wenn man irgend einen Text wo möglich einmahl erschöpfen will. Dieses führt uns auf einen neuen Gegenstand, nehmlich auf die Hauptabtheilung des Hauptgedankens und die dadurch bedingte Anordnung der Hauptpartthie der Predigt.

Sechtes Kapitel.

Von den Unterabtheilungen des Hauptsatzes.

Nothwendig muß ein längerer Vortrag Abtheilungen haben, weil von dem Zuhörer das Ganze sonst nicht übersehen

werden kann, und ein immer ohne merkliche Abtheilungen fortlaufender Vortrag ermüden müßte. Dieses beweisen auch die besten Muster, welche wir im Demosthenes und Cicero vor uns haben. Diese einzelnen Abtheilungen aber sind nichts weiter, als die Entwickelung der einzelnen Gedanken, welche sich in dem Hauptgedanken unterscheiden lassen. Sie liegen darin theils als nähere Entwickelungen des Hauptgedankens, um den ganzen Gedanken anschaulicher zu machen, theils verhalten sie sich, wie Behauptung und Beweis, theils sind sie Erläuterungen des Hauptsatzes oder auch Folgerungen aus demselben u. s. w.

Man hat über die beste Art der Eintheilung sehr viele Regeln gegeben, und unter diesen manche, welche durchaus nicht haltbar sind; z. B. daß eine Predigt nur zwei Theile haben dürfe oder dichotomisch seyn müsse. Wenn solche Regeln gültig seyn sollen, so können schon nach der Natur der Sache derselben nicht viele seyn, weil sich das Mannichfaltige nicht unter viele allgemein geltende Regeln zwängen lässet. Wie mannichfaltig aber sind die Gedanken ihrem Inhalte und ihrer Form nach, welche als Hauptsätze zu Predigten dienen können.

Folgende drei Regeln sind indessen allgemein.

1) Die Abtheilungsglieder müssen in dem Hauptgedanken enthalten seyn, und denselben erschöpfen.

2) Diese Glieder müssen coordinirt und nicht subordinirt seyn.

3) Die Glieder müssen in einer logischen oder in einer rhetorischen Anordnung auf einander folgen.

Die erste Hauptregel, daß die Abtheilungsglieder in dem Hauptgedanken wirklich enthalten seyn, und denselben erschöpfen müssen, bedarf in Ansehung ihrer ersteren Hälfte keines Bewei-

ses, auch keiner Erläuterung, obgleich oft dagegen gesündiget wird. Es ist nehmlich schon oben bemerkt, daß oft verwandte Ideen als Theile angehängt werden, worin eine gewisse Willkühr herrscht, welche der genauere Redner sich nicht gern erlaubt. Beispiele wird man aus den mannichfaltigen Materialien zu Predigten leicht sammeln können.

Die andere Hälfte der obigen Regel bedarf aber einer nähern Entwickelung und eines Beweises. Die Theilungsglieder sollen nehmlich den Hauptsatz erschöpfen. Der Sinn dieser Regel ist nicht, daß alles mögliche in eine Predigt aufgenommen werden solle, was sich über einen Hauptgedanken sagen lässet; sondern nur, daß sich in dem Hauptsatze nicht noch eben so wichtige Theilungsglieder finden müssen, als die angeführten. Diesen Fehler bringen alle Themata hervor, welche zu allgemein ausgedrückt und nicht gehörig begränzt sind, und daher einen zu reichhaltigen Stoff darbieten. Der Redner hilft sich denn damit, daß er willkührlich das weglässet, was die Zeit nicht fassen will. Z. B. das Thema: „Anleitungen zu einem christlich-frommen Lebenswandel" kann schwerlich auch nur in der Eintheilung erschöpft werden. Bei einem solchen Thema wird dann willkührlich ein quid pro quo gegeben, ohne daß sich der Redner selbst einmahl Rechenschaft geben kann, warum er gerade dieses und nicht etwas anderes gesagt habe.

Zuweilen liegt der Grund des Mangels an erschöpfender Eintheilung gerade in der unrichtigen Eintheilung selbst, indem man Glieder coordinirt, welche subordinirt werden sollten, und nun in den Eintheilungen abbrechen muß, weil derselben zu viele zu werden scheinen. Z. B. das Thema: „Die Vortheile des guten Nahmens" kann sehr leicht kaum erschöpflich scheinen,

wenn man unrichtig abtheilt. Abgesehen nun davon, daß dieser Hauptsatz in einer solchen Form, in welcher er auf bloße Klugheitslehre und Eudämonismus führt, für eine christliche Predigt nicht geeignet seyn dürfte, kann dennoch an diesem Beispiele die vorhergehende Bemerkung klar gemacht werden.

Die Vortheile des guten Nahmens

lassen sich in der Eintheilung erschöpfen, wenn man diese Vortheile unter gewisse Klassen zu bringen sucht, und dann können es seyn: a. Vortheile im Innern des Menschen, als ein gewisses Selbstvertrauen, ein vermehrter Antrieb, den erworbenen guten Nahmen nicht sinken zu lassen. b. Vortheile im äußern Leben des Menschen, als Zutrauen anderer Menschen u. s. w.

Wenn man aber sogleich die Vortheile aufzählen will: so kommt man ins Weite, und kann seine Theile nicht alle mitnehmen. Z. B.

1) Vermehrtes Selbstvertrauen.
2) Verstärkter Antrieb, seinen Nahmen zu behaupten.
3) Kraft zu manchen gemeinnützigen Unternehmungen.
4) Zutrauen anderer Menschen zu uns.
5) Leichtere Wirksamkeit auf andere, u. s. w. beinahe ohne Ende.

Sehr leicht wird nebenher bemerkt werden, daß 3. eine Unterabtheilung von 1., 2. und 5. Unterabtheilungen von 4. sind.

Mich dünkt, daß es an diesen beiden Beispielen klar in die Augen falle, daß sich die Regel wohl geben lasse, die Theilungsglieder müssen den Hauptsatz erschöpfen; auch daß sie es deutlich machen, in welchem Sinne dieses Erschöpfen zu nehmen sey.

Eben dieses Erschöpfende darf man aber in Ansehung der Unterabtheilungen nicht fordern, weil sonst zu sehr ins Breite hinein würde gearbeitet werden. In den Unterabtheilungen ist es hinreichend, so viel aufzunehmen, als die jedesmahlige Absicht der Predigt fordert, oder nach der besondern Stimmung des Redners zu fordern scheint.

Vielleicht hätte ich diese Erschöpfung des Hauptsatzes durch die Abtheilungen besser mit dem Nahmen der Vollständigkeit der Theilungsglieder bezeichnen können; denn es entsteht durch die Abwesenheit dieser Eigenschaft eine Lücke, welche ausgefüllt werden muß; dennoch aber wird der Gedanke, welcher darin liegen soll, deutlich und bestimmt genug seyn, um nicht mißverstanden zu werden. Eine Predigt soll ja nicht ein abgerissenes Stück aus irgend einem Ganzen darstellen, sondern sie soll selbst ein Ganzes seyn, und daher muß Vollständigkeit eine ihrer ersten Eigenschaften werden. Anders möchte es seyn, wenn eine Predigt an zwei auf einander folgenden Sonntagen in zwei Abtheilungen gehalten wird, wovon vielleicht bei einer andern Gelegenheit geredet werden kann.

Die zweite Regel, daß die Abtheilungsglieder coordinirt und nicht subordinirt seyn müssen, hat den Beweis ihrer Richtigkeit in sich selbst; denn subordinirte Glieder geben Unterabtheilungen, und nicht Haupttheile. So wahr und richtig diese Regel ist, so sehr ist es zu bewundern, daß so oft gegen dieselbe gefehlt wird; denn man kann nicht leicht eine Sammlung von Predigten durchgehen, worin man nicht dergleichen Fehler entdeckt. Diese Erfahrung ist ein Beweis, daß die Abtheilungen nur zu leicht hin gemacht, und nicht gehörig geprüft werden.

In einer Predigt, deren Hauptsatz ist:

Des Krieges Auflösung,

wird auf folgende Weise abgetheilt: a. sie ist möglich, b. sie ist nothwendig, c. sie ist herrlich. Offenbar aber ist das letzte Glied nicht coordinirt, sondern subordinirt; denn die Herrlichkeit (Wohlthätigkeit) der Auflösung des Krieges ist ein Grund ihrer Nothwendigkeit, weil nur von einer moralischen, und nicht physischen Nothwendigkeit die Rede seyn kann.

Um nun gewiß zu seyn, daß die Glieder eines Thema, welches man entworfen hat, wirklich coordinirt sind, muß man sich des Theilungsgrundes recht deutlich bewußt werden; denn coordinirt können nur diejenigen Glieder seyn, welche nach demselben Theilungsgrunde entworfen sind. Wenn z. B. ein berühmter Redner über das Thema nach Ezech. 11, 19. 20 redet.

Was dazu gehöre, den Ruhm eines frommen Volkes zu verdienen:

so sieht man leicht, daß dieses Thema Kennzeichen oder Eigenschaften eines frommen Volkes verlange, und diese Kennzeichen machen den Theilungsgrund aus. In jener Predigt werden aber diese Eigenschaften eines frommen Volkes nur zu dem ersten Theile der Rede gewählt, und als zweiter Theil werden die heiligen Pflichten aufgestellt, welche uns das Verlangen auflegt, dieses Nahmens würdig zu werden. Bei dieser Abtheilung fehlt es gewiß an einem Theilungsgrunde, und dadurch wird die Abtheilung ganz willkührlich; denn die Theilungsglieder sind weder coordinirt, noch subordinirt, sondern nur verwandt. Es ist klar, daß das Thema anders gebildet werden mußte, um eine solche Abtheilung zu rechtfertigen. Es ist in der That schwer, dieses sonst herrliche Thema so zu stellen, daß es dieses Erforderniß erfülle. Der Zweck wurde aber erreicht, wenn die

Unterabtheilungen des ersten Theiles zu Haupttheilen der Predigt gemacht wurden, und da der zweite Theil nur daran erinnert, diese Eigenschaften eines frommen Volkes zu erwerben, festzuhalten und immer mehr zu erhöhen: so konnte dieses in der Schlußermahnung geschehen, welche dann etwas gedrängter ausfallen mußte. In folgender Gestalt scheint es keinen Fehler zu haben.

Was dazu gehöre, den Ruhm eines frommen Volkes zu verdienen.

Aus dem Munde des Propheten hören wir

1) es müsse unter ihm die stille Eintracht des Rechtes,
2) ein lebendiger Sinn für die Wahrheiten des Himmels,
3) eine herrschende Reinheit des sittlichen Lebens und Wandels,
4) der Segen einer treuen Gemeinschaft mit Gott gefunden werden.

Das Nachdenken über den Theilungsgrund, welcher in einem Thema liegt, muß mithin aller wirklichen Eintheilung vorangehen, obgleich es practisch nicht nothwendig ist, daß man nicht früher Theile entwerfe, als bis man sich auch des Theilungsgrundes bewußt sey, denn oft stellen sich der Meditation früher einige Abtheilungsglieder dar, ehe der Theilungsgrund ganz ins Bewußtseyn gekommen ist. Diese sich von selbst anbietenden Theilungsglieder kann man vorläufig hinstellen, an ihnen prüfen, ob sie coordinirt oder subordinirt oder nur verwandt sind, um durch sie dem wahren Theilungsgrunde näher zu kommen.

Mitunter bieten sich auch wohl einzelne Abtheilungen einer Predigt früher an, als selbst das Hauptthema, und dann muß

aus diesen Abtheilungen, wenn sie uns ansprechen, das Thema gesucht werden. Denn zusammengehörige Wahrheiten stehen immer in einer Wechselwirkung mit einander, und die früher ins Bewußtseyn getretenen wecken die ihnen zuhörenden mit auf.

Wenn sich z. B. der Seele die Wahrheiten darstellen: es giebt doch gewiß noch andere Erweisungen der Wohlthätigkeit, als das Mittheilen barmherziger Gaben, welches nur dem Bemittelten möglich ist; denn sonst müßte der Ärmere von der Ausübung und dem Genusse einer der edelsten Tugenden ausgeschlossen seyn, und sich wie jene arme Wittwe im Tempel mit dem guten Willen allein begnügen, aber er könnte sich doch nicht den Trost zusprechen, ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeiset: so stellen sich zwei Wahrheiten dar — auch der Arme kann wohlthun — auch er also hat den Trost, wohlthätig wirken zu können. Offenbar kann hier das Thema nicht seyn: auch der Arme kann wohlthun, weil sonst folgende Abtheilung entstehen müßte:

a. Beweis, daß er dieses könne,

b. Beweis, daß er also auch jetzt und einst diese Beruhigung haben werde.

Auf diese Weise wäre das Thema der erste Theil, und der zweite schiene ganz willkührlich hinzugesetzt, weil man gern darüber sprechen möchte. Das Thema muß so ausgedrückt werden, daß beide Theile als Glieder darin liegen; mithin muß man beide in einen Satz zusammenfassen, vielleicht auf folgende Weise.

Der Arme ist von der Seligkeit des Wohlthuns nicht ausgeschlossen.

1) Er kann auf mannichfaltige Weise wirklich wohlthun.

2) Er hat dieselbe Empfänglichkeit für die lohnenden Gefühle des Wohlthuns, wie der Reiche.

Wenn in einer Abtheilung Unterabtheilungen, wie meistens der Fall ist, nothwendig werden: so gelten eben dieselben Regeln des Coordinirtseyns, und des gleichen Theilungsgrundes. Indessen muß man es auch bei allen diesen Eintheilungen, besonders in den kleineren Nebensätzen nicht zu weit treiben; denn der Hauptzweck derselben ist, die Wahrheiten in einer lichtvollen Ordnung an einander zu reihen, um sie theils dem Gedächtnisse des Zuhörers behaltbarer und seiner Fassungskraft übersehbarer vorzulegen; theils selbst durch die Ordnung der Aufeinanderfolge eine Wahrheit durch die andere aufzuhellen und zu unterstützen. Es ist aber auf der andern Seite auch nichts widriger, und der wahren Beredtsamkeit unangemessener, als ein durch zu viele Abtheilungen zerstückter und zerhackter Vortrag. Allein man nehme die Sache auch nicht zu leicht; denn eine logisch-richtige Eintheilung erleichtert die Arbeit, die Übersicht, die Eindringlichkeit ungemein; sie sichert vor unnöthigen und widrigen Wiederholungen; sie ist selbst die Quelle eines recht wohlthätigen Gedankenreichthums, indem ein Gedanke den andern herbeiführt; und selbst die Diction muß dabei gewinnen, wenn alles am rechten Orte steht. Es ist wahr, wenn man die Reden eines Cicero zerlegen wollte; so würde man bedeutende Verstöße gegen diese Regeln finden, und es möchte mancher glauben, daß eben deswegen diese Kleinigkeiten, wie mancher sie ansehen möchte, nicht so nothwendig seyn möchten. Allein Cicero hat durch ganz andere Vorzüge diese Mängel, wo nicht ersetzt, doch weniger fühlbar gemacht, und eine gewisse Breite, welche ihm eigen ist, würde er durch eine richtigere und sorgfältigere Eintheilung vermieden haben.

Noch sind nun einige Worte über eine dritte Regel zu sagen, welche in Ansehung der Abtheilung oben aufgestellt wurde. Die gefundenen Theile sollen nehmlich in einer logischen Ordnung auf einander folgen, oder wenn diese sich nicht will bestimmen lassen, in einer rhetorischen, oder was gleichbedeutend ist, in einer ästhetischen Folge und Ordnung. Es treten nehmlich nicht ganz selten Fälle ein, in welchen die Logik über die Reihefolge der Theile keine Bestimmungsgründe anbietet. Wenn z. B. die Theile eines Predigtsatzes nur in den einzelnen Beweisen bestehen können, welche für diese Wahrheit vorgelegt werden müssen: so ist es der Logik ziemlich gleichgültig, in welcher Ordnung diese Beweise aufeinander folgen, weil diese nur nach der Beweiskraft derselben fragt; allein es ist für die Wirksamkeit des Vortrags nicht ganz gleichgültig, in welcher Ordnung sie da stehen. Dieses bestimmt dann die Rhetorik oder auch die Aesthetik durch das Gefühl für das Schickliche und Schöne.

Es ist nicht ganz leicht, die Forderungen der Logik in dieser Hinsicht so zu bestimmen, daß sie für alle Fälle ausreichen könnten; denn in einem guten Kopfe springt bald diese Ansicht lebhafter vor, bald jene, bald wird dieser Nebenzug mehr hervorgehoben, bald jener. Darum eben muß die Homiletik sich begnügen, nur einige Winke zu geben. Zuerst ist es klar, daß dasjenige, was aus andern Vorstellungen erst seine ganze Deutlichkeit erhält, diesen folgen müsse. In dieser Art muß wohl die Begriffsbestimmung, wenn sie in einem besondern Theile entwickelt werden muß, allem übrigen vorangehen. Dieses beweisen schon die so sehr gemißbrauchten Abtheilungen, worin zuerst gezeigt wird, worin es bestehe, dann was es wirke u. s. w.

Eben so möchte zweitens die Logik dieser Regel gemäß fordern, daß der theoretische Theil dem practischen vorangehen müsse. Z. B. Der Beweis einer Wahrheit muß den ersten Theil ausmachen, und die Bestimmung des Gebrauches, welche wir davon im wirklichen Leben machen können, den zweiten wenn nehmlich eine solche Abtheilung in der Natur des Hauptsatzes gegründet ist. Z. B. Der Reinhardische Satz:

Wir sind Kinder der Zeit unter der Leitung Gottes.

1) Beweis dieser Wahrheit,

2) Anwendung derselben auf Gesinnung und Leben.

Gleichfalls möchte die Logik die Forderung machen, daß Sätze, welche in der Hauptrücksicht gleichartig sind, doch auf einander so folgen müssen, daß derjenige später komme, der sein volles Licht und seine ganze Stärke erst aus dem oder den vorhergehenden erhalten muß. Z. B. Beweise sind als Beweise gleichartig, allein es ist doch denkbar, daß einer den andern verstärken kann.

Wir sehen bei dieser kurzen Entwickelung sehr deutlich, daß die Hauptregel, welche die Logik hier giebt, diejenige sey, welche zuerst angeführt ist, daß nehmlich die Theile in der Ordnung folgen müssen, wie sie sich wechselseitig aufhellen, bestätigen und verstärken. In dieser Regel sind alle übrigen enthalten.

Wenn nun aber diese logische Regel keinen Bestimmungsgrund mehr giebt, weil es ziemlich gleichgültig scheint, in welcher Folge die Theile stehen, und jeder gleich deutlich ist, wie früh oder spät er vorkomme: so giebt doch die Rhetorik noch einige Anweisungen, nach welchen man zuweilen ordnen kann. Diese Anweisung nimmt dieselbe her e n t w e d e r aus der grö-

ßern Wirksamkeit auf die Spannung der Aufmerksamkeit, oder aus der psychologischen Entstehung und Entwickelung in unserer Seele, oder endlich aus dem Gefühle des Schicklichen und Schönen.

Es spannt die Aufmerksamkeit nicht, wenn das Schwächere auf das Stärkere folgt, sondern es spannt mehr, wenn es in umgekehrter Ordnung an einander gereihet wird. So richtig diese Regel ist: so sehr hängt sie in der Anwendung von dem Gefühle des Redners ab, und zuweilen wohl gar von Localumständen, oder besonderen Stimmungen der Versammlungen, von welchen geredet wird. Das an sich stärkere kann in dem Vortrage zum schwächern werden, wenn es selbst nicht so sehr auf das Gefühl des Redners wirkt, als eine an sich schwächere Vorstellung. Daher wird die Regel immer am besten befolgt, wenn der Redner sein eignes Gefühl fragt, und dasjenige zuletzt folgen lässet, was ihn selbst am meisten ergriffen hat, oder ergreift. Reden wir z. B. von einem Fehler, so fällt uns oft die Thorheit desselben stärker auf, als dessen Schädlichkeit, und daher sind wir auch im Stande, diese Thorheit in ein helleres Licht zu setzen, und wir thun Recht, wenn wir diese Schilderung folgen lassen, obgleich die Schädlichkeit eines Fehlers ein wichtigerer Gesichtspunct seyn würde, als die Thorheit desselben. Zuweilen können wir einem Beweise aus der Erfahrung eine größere Anschaulichkeit geben, als einem Beweise aus der Natur der Sache selbst, und dann haben wir einen temporellen Grund, diese Darstellung folgen zu lassen.

Gewiß hat sich Reinhard in folgenden Abtheilungen durch das Gefühl des zu nehmenden Interesse an den Vorstellungen, wenn er sich dessen auch nur dunkel bewußt war, leiten lassen.

Thema: Wie wir uns durch einen ernsten Blick auf das Eigenthümliche des scheidenden Jahrhunderts zum letzten Jahre desselben vorbereiten sollen.

1) Worin besteht das Eigenthümliche des scheidenden Jahrhunderts?

Es hat sich angestrengt:

a. es in seinen Kenntnissen zur Vollständigkeit,
b. in seinen Wissenschaften zur Ergründung,
c. in seinen Sitten zur Selbstentscheidung,
d. in seinen bürgerlichen Verhältnissen zur Freiheit,
e. in seiner Religion zur Aufklärung zu bringen.

2) Wie wir uns durch einen ernsten Blick vorbereiten.

Dieser Blick soll uns ermuntern:

a. den Schluß des Jahrs mit inniger Dankbarkeit gegen Gott zu machen,
b. zur Achtung gegen unser Geschlecht,
c. zu weiser Mäßigung in allen unsern Bestrebungen,
d. zu erhöheter Liebe gegen das Vaterland,
e. zu frohen Hoffnungen für die Zukunft.

In dem zweiten Theile ist diese Climax nicht so sichtbar, als in dem ersten; auch correspondirt er den Abtheilungen des ersten nicht, und ist matter; dennoch aber ist das Gefühl der Steigerung im Ganzen sichtbar.

Auch das Psychologische kann einen Grund abgeben, die Reihefolge zu ordnen; denn es muß offenbar angemessen erscheinen, etwas so aufeinander folgen zu lassen, wie es in unserer Seele sich zu entwickeln scheint. Z. B. scheint folgendes von Reinhard psychologisch geordnet:

Wir müssen den gemeinschaftlichen Endzweck des Vaterlandes

1) richtig kennen, 2) redlich wollen, 3) kräftig befördern,
4) ihm unsere besondern Zwecke willig und großmüthig unterordnen.

Oder: Wir haben in Ansehung unsers bisherigen religiösen Lebens zu untersuchen:

a. Was wir bisher geglaubt,
b. bisher gewollt,
c. bisher gethan, und
d. gehofft haben.

Diese Anordnung der Sätze aus psychologischen Gründen ist besonders in dem practischen Theile der Predigt zu berücksichtigen, indem unsere Ermunterungen und Belehrungen sich in der Ordnung halten, wie eine Wirkung nach der andern in der Seele entstehen kann.

Zuweilen kann die Zeitfolge entscheiden, in welcher Ordnung die Sätze wohl am besten stehen möchten. So hat Reinhard gewiß nach der Zeitfolge, wie uns nach und nach die Wohlthaten des Lebens zu Theil werden, in folgendem geordnet:

Schon am Morgen unsers Lebens schenkt uns Gott 1) Kraft, 2) Freunde, 3) Vaterland, 4) Mittel der Bildung, 5) Antheil an den Segnungen des Evangelii.

Drittens kann das Gefühl des Schicklichen und Schönen uns leiten, wovon sich aber wenig sagen lässet, weil es ein Gefühl ist. Wenn Reinhard sagt:

Die fliehende Zeit eilt dahin
a. schnell, b. unvermerkt, c. unwiederbringlich:

so könnte eben so gut gesagt werden, sie eilt dahin unvermerkt, schnell und unwiederbringlich; es scheint ihn aber das dunkle Gefühl des Schönen geleitet zu haben, dem es auffiel, daß die

Worte in der Abtheilung allmählig volltöniger werden. Ein anderes Mahl sagt er:

Möchten die Stände der Nation bei ihren Berathschlagungen eingedenk seyn

a. des Fürsten, der sie ruft,

b. des Vaterlandes, das sie sendet,

c. der Religion, die sie bekennen.

Die Bestimmungsgründe dieser Reihefolge sind mehrfach; denn es entstehet bei jedem Gliede ein erhöhetes Interesse (Climax), das Gefühl des Schicklichen fordert diese Anordnung; durch den Parellelismus, der in dem Ausdrucke herrscht, erhalten sie eine gewisse Schönheit, und die beobachtete Zeitfolge des Rufes, dann des Sendens, hierauf der ersten Vereinigung in dem Tempel des Herrn, scheint diese Anordnung ganz natürlich zu machen.

Es giebt freilich auch Glieder einer Predigt, welche alle zum Ganzen nothwendig sind, aber sich dennoch so gleich zu seyn scheinen, daß es gleichgültig ist, in welcher Ordnung sie stehen; indessen entdeckt sich bei sorgfältiger Prüfung doch immer etwas, was irgend einer Anordnung einen Vorzug vor einer andern geben könnte. In Reinhard's Predigten kommt auch folgende vor:

Von dem Verhältnisse, in welchem das Evangelium Jesu und die menschliche Gelehrsamkeit mit einander stehen.

1) Menschliche Gelehrsamkeit kann allerdings von dem Evangelio abführen.

2) Sie kann sogar gleichgültig und feindselig dagegen machen.

3) Aber sie thut dieses bloß, wenn sie unvollkommen ist, oder gemißbraucht wird.

4) An sich wird sie von dem Evangelio begünstigt.

5) Sie ist demselben auf die mannichfaltigste Weise nützlich gewesen.

6) Sie verdient das Vertrauen wahrer Christen.

7) Sie kann die eifrigste Mitwirkung zu ihrer Erhaltung und Beförderung fordern.

Es wird leicht auffallen, daß diese Predigt nur in eine Hof- oder Universitätskirche gehöre; allein über die Form derselben kann doch auch hier geurtheilt werden, ohne sie deswegen für ein vollkommenes Muster auszugeben. Auf den ersten Anblick scheinen die Theile aus Urtheilen zu bestehen, welche in der Ordnung aufgeschrieben sind, wie sie sich zuerst darstellten; allein bei genauerer Prüfung zeigen sich doch einige Gründe der Anordnung. Zuerst sieht man: das Negative geht dem Positiven, das weniger Empfehlenswerthe den Beifallswürdigern voran. Die beiden ersten Glieder folgen in einer Steigerung, das dritte Glied macht den natürlichen Gegensatz. Vom vierten Gliede an kommen die bejahenden Sätze, welche wieder in einer Art von Steigerung folgen, und das 6te und 7te Glied enthalten die Schlußfolge aus dem vierten und fünften. Es scheint, als wenn sich diese sieben Theile in zwei Theile mit einer Conclusion oder Nutzanwendung hätten zusammenfassen lassen.

a. Nur eine unvollkommene Gelehrsamkeit kann in einem widrigen Verhältnisse mit dem Evangelio stehen.

b. Die wahre Gelehrsamkeit steht aber mit demselben in dem schönsten Einklange.

Concl. Daher verdient die wahre Gelehrsamkeit das Vertrauen und die befördernde Mitwirkung wahrer Christen.

Warum sollte man aber nicht zuweilen auch in einer freieren Form reden können, wie es die besten Redner unserer Zeit zuweilen auch thun. So Ammon.

Thema: Ernste Rücksprache mit uns selbst über den sittlichen Werth einer verfeinerten Sittlichkeit.

Hier lernen wir bald:

a. daß sie uns zwar gegen Ausschweifungen der Rohheit schützt,

b. und dafür den Schein gefälliger Tugenden erzeugt,

c. daß sie aber auch gegen das Gewissen ankämpft,

d. den Verstand leicht zum Aberglauben bethört,

e. die entschiedene Unlauterkeit begünstigt, und

f. nicht selten mit bitterem Ungestüme hervorbricht, so daß

g. uns Christen nichts von der Pflicht entbinden kann, sie zu bewachen, und in ihre Schranken zurück zu weisen.

Auch hier sind zwei Theile mit einer Nutzanwendung.

a. die anscheinend guten Eigenschaften der feinern Sinnlichkeit,

b. die Gefahren derselben.

Concl. Also ist es Pflicht. u. s. w.

Diese beiden Predigten gehören aber zu einer besondern Gattung, welche am richtigsten analytische im Gegensatz der synthetischen genannt werden, von denen wir nun reden müssen.

Siebentes Kapitel.

Von den verschiedenen Gattungen der Predigten in Ansehung der Form.

a. Von dem Unterschiede der synthetischen und analytischen Predigten.

In den vorhergehenden Kapiteln ist fast ganz allein auf eine Form der Predigten Rücksicht genommen, welche mit Recht synthetische genannt werden; denn sie setzen einen bestimmten Hauptsatz voran, der nur eine Erläuterung, oder Entwickelung,

Beweis oder Anwendung auf das Leben fordert; die analytische Predigt aber stellt einen unbestimmten Hauptsatz auf, beginnt dann mit einzelnen Urtheilen, an welche sich andere als Folgesätze hängen, bis sie zu einem Hauptschlusse kommt, der im Grunde dasjenige ist, was durch den Vortrag hat erreicht werden sollen, und welches in einer synthetischen Predigt hätte vorangestellt werden müssen. Von beiden unterscheidet sich die Homilie und die bloße Rede im engern Sinne. Die Homilie macht, genau genommen, die dritte Form der Predigten aus; die Rede im engern Sinne gehört nicht in diese Abtheilung, sondern steht gewisser Maaßen für sich allein, weil sie theils nicht die Absicht hat, irgend eine Wahrheit vollständig zu entwickeln oder zu beweisen, theils in ihrer ganzen Form sich freier bewegt.

Bekanntlich waren die ersten Predigten nur kurze Reden, wie sie in dem Augenblicke des Vortrages entstanden, auf deren Form und Vollständigkeit wenig geachtet wurde, und bei welchen der beabsichtigte Eindruck die Hauptsache war. Bald aber trat das Bedürfniß des Lehrens und des Ermahnens vor größeren Versammlungen ein, und man wählte dazu die Erklärung und Benutzung der nunmehr schon verbreiteten evangelischen und apostolischen Schriften, und es entstanden Homilien, von welchen uns Chrysostomus die besten Muster seiner Zeit hinterlassen hat. In dieser Form blieb die Predigt bis auf Luthern herab, der selbst keine synthetischen Predigten in unserer Form gehalten hat. Erst die französischen Redner unter Ludwig XIV. fingen an, sich nach den Mustern eines Demosthenes und Cicero zu bilden, und die freiere Form des Vortrages in eine künstlich geordnete Rede zu verwandeln, worin Bossuet, Bourdaloue, Mabillon und Saurin theils aus der katholischen, theils aus der reformirten Kirche den Anfang machten. An diese schlossen sich bald die geistlichen Redner der englischen Kirche an, und so

kam diese Form auch nach Deutschland herüber, welche im Anfange freilich steif genug nachgeahmt wurde, weil man nur die Form aber nicht den Geist aufzufassen wußte.

Seitdem aber ist beinahe die synthetische Predigt ganz allein ausgebildet, und von der analytischen hat die Schule bisher wenig gewußt, indem diejenigen analytischen Predigten, welche es giebt, bloße zufällige Erzeugnisse eines freieren Genius sind, der sich nicht immer in alle Fesseln der Kunst wollte zwängen lassen. Die analytische Form ist aber wirklich zu natürlich, als daß sie nicht von selbst zuweilen entstehen sollte; doch da man sich des Wesentlichen dieser Form nicht ganz deutlich bewußt geworden ist, so sind diese Predigten meistens ein Mittelding zwischen der synthetischen und wahrhaft analytischen geworden, denen von beiden Seiten Mangel an Ordnung oder Vollständigkeit oder Bestimmtheit hat vorgeworfen werden können.

Das Wesentliche dieser Form ist schon oben angegeben worden, so wie deren Verschiedenheit von der synthetischen Form. Diese nehmlich setzt ihren bestimmten und abgerundeten Hauptsatz voran, jene kündigt nur in einem allgemeinen kurzen Satze an, wovon sie ungefähr reden wolle — diese muß ihren vorangestellten Satz erläutern, beweisen, entwickeln, anwenden; jene spart ihren Hauptsatz bis ans Ende auf, und kommt in einer Art von Sorites demselben immer näher — diese fesselt vielleicht die Aufmerksamkeit im Anfange, und hat Mühe dieselbe Spannung zu unterhalten; jene aber scheint im Anfange wenig zu wollen, weiß aber unvermerkt mehr anzuziehen, bis sie am Ende gleichsam überwindend und siegend da steht. Aus diesen Gründen sind Themata, welche in der synthetischen Form ihrer Unbestimmtheit wegen fehlerhaft sind, in der analytischen Form oft brauchbar, wie dieses das oben angeführte Beispiel aus

Reinhard's Predigten beweiset, welches vielleicht noch etwas unbestimmter hätte gegeben werden können. Es sind also auch jene Regeln, welche oben gegeben sind, nur für die synthetische Form als gültig anzusehen. Es giebt solcher Hauptsätze viele, welche die synthetische Form sogleich verwerfen muß, aber in der analytischen passend sind. Z. B. Jesus am Brunnen Jacobs. Dieses Thema giebt nehmlich nur Gelegenheit, einzelne Bemerkungen über das Benehmen Jesu am Jacobsbrunnen mitzutheilen, an diese einige Urtheile zu knüpfen, aus diesen Folgerungen herzuleiten, und am Ende alles in einem Hauptschlusse zu vereinigen, welcher dann die Tendenz des Ganzen ausspricht. Ich kenne unter den neueren Rednern keinen, dem diese Form mehr gelingen würde, und welcher darin wahre Meisterstücke liefern könnte, als Dräseke.

Man sieht leicht ein, daß in dieser Manier die Predigt eben so wohl ein geschlossenes Ganze wird, als in der synthetischen Form; denn die Einheit liegt in dem letzten Hauptschlusse; und daher wird derselben alles fremd, was zu der Herbeiführung dieses Schlusses nichts beiträgt. Es ist eben so einleuchtend, daß auch das im Anfange ausgesprochene allgemeine Thema nicht das eigentliche Thema, sondern nur eine Hinleitung auf dasselbe sey, indem ja über ein solches allgemeines Thema viele Predigten, nicht von einer besondern Art der Ausführung, sondern von einem ganz verschiedenen Inhalte gehalten werden können. In der oben angeführten Predigt von Reinhard ist wohl das eigentliche Thema in dem Satze enthalten: „Wahre Gelehrsamkeit ist des Vertrauens und der Mitwirkung des Christen würdig.“ Dieser Satz kommt aber erst am Ende der Predigt zum Vorschein. Der Redner wird aber diesen Hauptsatz gleich im Anfange vor Augen haben müssen, um seiner Arbeit

diejenige Rundung und Vollendung zu geben, welche sie nur durch diesen Hauptsatz, auf welchen sich alles beziehen muß, erhalten kann. Ein Beispiel, welches vielleicht nicht ganz ohne Fehler ist, wird dennoch die Form ganz deutlich machen.

Jesus am Brunnen Jacobs.

1) Wir finden hier Jesum in einem unterrichtenden Gespräche mit der Sameriterinn.

2) Das Wasser des Brunnens führt ihn auf die Vorzüge des lebendigen Wassers vor jedem andern.

3) Immer aber lösche ein solches Wasser den Durst nur für eine kurze Zeit.

4) Es sey aber ein Wasser vorhanden, nach welchem man nicht wieder durste, nehmlich für den Geist.

5) Ein solches Wasser bestehe in einer lebendigmachenden Religionslehre.

6) Allein eine solche Religion sey wohl nicht in jener Lehre enthalten, welche über äußere Gebräuche noch streitet.

7) Sondern in der Anbetung des im Geist und in der Wahrheit erkannten Gottes.

8) Darum ist die Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit allein dasjenige, was Geist und Leben einhaucht.

Dieser letzte Satz ist nun das eigentliche Thema der Rede, und es wird leicht übersehen werden können, daß auch diese Form mannichfaltige Vortheile anbiete. Zuerst ist es doch eine Abwechselung, welche wir oft suchen, und bei lauter synthetischen Predigten in kleinen Nebenumständen suchen müssen, worin die Abwechselung nicht bedeutend hervorstechen kann. Dann glaubt der Zuhörer mit uns dieses Resultat zu finden, man zieht ihn in die Untersuchung mit hinein, und erregt in ihm ein steigendes

Interesse für dieselbe. Drittens überhebt man sich des oft unangenehmen Wiederholens und des Zurückschauens auf das Vorhergesagte; endlich hat man Gelegenheit am Ende mit Interesse und Wärme bei dem Hauptsatze zu verweilen, und den Schluß der Predigt recht wichtig zu machen. Auf diese letzte Weise wird der Vorwurf vermieden, welcher so vielen Reinhardschen Predigten gemacht ist, daß am Ende ein erwärmender und begeisternder Schluß fehle, welcher in der synthetischen Form oft nur durch Wiederholung des Ganzen angehängt werden kann.

Ein anderes Mahl könnte das einleitende Thema: „Jesus am Brunnen Jacobs" gebraucht werden, um zu dem Hauptgedanken zu gelangen, daß nur durch freie Überzeugung ein heilbringender Glaube gewonnen werden könne, weil Jesus am Schlusse der Unterredung deutlich andeutet, daß er nur säen, nicht erndten wolle, um einer freien Überzeugung desto mehr Raum zu geben. Dann würden aber andere hinleitende Sätze aufgesucht werden müssen, um zu diesem Hauptsatze zu gelangen.

Ich glaube nun hinlänglich die Natur einer analytischen Predigt entwickelt, und so vorgelegt zu haben, daß es jedem bessern Kopfe leicht seyn muß, nach dieser Form selbst Predigten zu entwerfen und auszuarbeiten, wenn der Text eine solche Form erlaubt, oder ein im Anfange aufgefundener allgemeiner Satz eine solche Behandlung von selbst anbietet. Besonders sind solche Themata zuweilen dazu anzuwenden, welche sich unter der allgemeinen Firma „über" anbieten, und daher für die synthetische Form selten passend sind.

b. Von der Homilie.

Von dieser Art der Predigten unterscheidet sich wieder die eigentliche Homilie, oder der zusammenhängende belehrende

Vortrag über einen Abschnitt der heiligen Schrift, der sich nicht an das systematische der beiden vorhin beschriebenen Formen bindet, und im Grunde keinen andern Zusammenhang kennt, als denjenigen, welchen der Abschnitt, über welchen geredet wird, vorschreibt. Sie leisten im Grunde dasselbe im zusammenhängenden Vortrage, was eine katechetische Unterredung über einen Abschnitt der heiligen Schrift in Fragen und Antworten enthalten würde.

Man unterscheidet aber mit Recht zwei Arten von Homilien, nehmlich solche, worin ein Hauptsatz enthalten ist, über welchen Bemerkungen, Erläuterungen, Anwendungen auf das Leben, Beweise für diese Wahrheiten in einer freiern und losern Verbindung gegeben werden. Von dieser Art sind die meisten Predigten von Herder, von welchen man zuweilen nicht weiß, ob man dieselben zu den Homilien, oder zu den analytischen Predigten rechnen soll. — Andere Homilien binden sich nur an ihren Abschnitt der heiligen Schrift, und knüpfen Bemerkungen an, wie der Geist sie gerade eingiebt, und die Bedürfnisse sie zu fordern scheinen. Natürlich geht die eine zuweilen in die andere über.

Am leichtesten scheinen Homilien über die Parabeln Jesu, und die Sittensprüche eines Salomo und Sirach, so wie über jene Abschnitte des apostolischen Theils des N. T. zu seyn, welche Lebensregeln enthalten; schwerer über andere Abschnitte der heiligen Schrift, besonders über die Paulinischen, wo derselbe sich auf Entwickelung, Beweise und Bestreitungen einlässet. Zu einer solchen Homilie lässet sich ein Plan entwerfen, durch welchen sie in den gehörigen Schranken gehalten werden. Z. B. Eine solche Homilie wäre über die Parabel von dem

ungerechten Haushalter denkbar, indem sie uns unter andern Wahrheiten auch folgende anschaulich macht.

Quellen und Folgen eines leichtsinnigen und verschwenderischen Lebens.

Quelle: a) die Gelegenheit, sich die Mittel der Verschwendung zu verschaffen, welche sich dem Haushalter in der Verwaltung des übertragenen Gutes darbot; b) leichtsinnige Denkungsart, welche derselbe nachher in der Anwendung und Wahl seiner Rettungsmittel zeigte; c) Gelegenheit zum Aufwande in üppigem Umgange.

Folgen: 1) Verlust des Zutrauens und des Amtes; 2) Versuchung und Verführung zu den ärgsten Betrügereien; 3) Vielleicht ein ehrloses und trauriges Ende.

Wenn nun diese Sätze aus dem Abschnitte abgeleitet, und sogleich mit einzelnen Belehrungen, Ermahnungen, Warnungen und Beobachtungen durchflochten werden: so wird die Form freier, und das, was wohl eine Predigt in strengerer Form werden könnte, wird zur Homilie. Die freiere Form der Homilie scheint auch zu fordern, daß die Abtheilungen nicht markirt und hervorgehoben, wie in den Predigten wohl geschiehet, sondern daß sie unvermerkt an einander gekettet werden, als wenn sich die Bemerkungen von selbst angeboten hätten. Aus eben diesem Grunde wird auch der Hauptsatz nicht angekündigt, sondern er scheint sich nach und nach von selbst zu ergeben.

Man wird sich die Natur der guten Homilie nicht besser aufklären können, als wenn man selbst eine gelungene Homilie, etwa von Herder zergliedert, und in die einzelnen Sätze auf-

löset. Man wird finden, wie da alles zusammenhängt, alles auf einen Punct hinsteuert, der durch alle mitgenommene Betrachtungen erreicht werden soll, wie am Wege zuweilen etwas Bemerkenswerthes mit aufheben wird, aber immer mit der Umsicht, daß es dem Ganzen nicht schade, sondern förderlich werde, und wie dennoch alles in dem Augenblicke des Sprechens entstanden zu seyn scheint. Ein Beispiel gebe uns seine schöne Homilie am Neujahrstage über Luc. 10, 17 — 20.

1) Bei dem Zurückblicken auf die vergangene Zeit ist alles ein Traum, bei dem Blicke nach vorwärts ist alles dunkel.

2) In der Vergangenheit wie in der Zukunft ist nichts bleibendes, alles Flucht und Wechsel.

3) Ist denn gar nichts Bleibendes? Ja in jedem Augenblicke ist ein solcher Punct des Bleibens, wenn wir ihn nur suchen wollen; allein wo ist er? Lasset ihn uns suchen.

Textvorlesung.

Die 70 kamen wieder, freueten sich über nichts, als daß ihnen die Wunder so gut gelungen wären; aber Jesus zeigte ihnen einen höhern Punct: freuet euch vielmehr, daß eure Nahmen im Himmel geschrieben sind.

1) Nicht bloß unsere Freude am N. J., sondern alle unsere Freude ist der Freude der Jünger ähnlich; denn sie freuen sich nur über die äußern Schicksale.

2) Aber könnt ihr euch auch freuen, daß eure Nahmen im Himmel geschrieben sind?

3) Das vergangene Jahr ist mit allen seinen Schicksalen, wie ein Traum dahin, das kommende wird eben so dahin gehen.

4) Bedenke nun, was ist dir einzig aus dem vergangenen Jahre geblieben.

5) Nicht wahr, nur das, was du in allen deinen Schicksalen gelernt, und was in deinen Handlungen edel gedachtes und gewolltes gewesen ist.

6) Siehe, so ist der Himmel nicht außer dir, sondern in dir, so wie das Reich Gottes.

7) Siehe, immer in der Gegenwart Gottes zu wandeln, und heilig zu werden, wie er heilig ist, das bleibt.

8) Könntest du einen größern Schatz im N. J. wünschen?

9) Also bitte heute von Gott nur das eine: Reich Gottes in uns. Himmel und Ewigkeit und freudig wirkendes Reich Gottes in uns.

So ist Herder bei dem Puncte angekommen, auf den er hinsteuerte, der nun leuchtend vor allen da liegt, bei dem sie alle ausrufen: Ja hier ist Land, und festes Land!

Wir sehen aus dieser Entwickelung, daß die Homilie im engern Sinne viele Ähnlichkeit mit der vorhin beschriebenen analytischen Predigt habe; allein sie ist doch nicht ganz dieselbe. Jene kündigt im Allgemeinen ihr Feld an, auf dem sie forschen und suchen will, diese nicht; jene bezeichnet ihre Abtheilungen etwas mehr und hebt sie hervor, diese gehet ganz still aus einer Betrachtung in die andere hinüber; jene verweilt bei den einleitenden Betrachtungen weniger, um ihre ganze Fülle in dem letzten Hauptsatze zu geben, diese weiß bei jeder einzelnen Betrachtung alles mitzunehmen, was am Wege liegt, und nutzbar zu seyn scheint; jene bewegt sich in einer mehr beengten, diese in einer freiern Bahn.

Man glaube aber ja nicht, daß eine gute Homilie etwas leichtes sey, weil sie nicht an so strenge Regeln gebunden zu seyn scheint. Gerade jene Regelmäßigkeit, in welcher die synthetische und analytische Predigt gehalten werden muß, führt die Gedanken herbei, und der Zuhörer ist eben der genau abgemessenen Ordnung wegen schon in seiner Aufmerksamkeit gehalten, wenn auch die Gedanken nicht so anziehend sind. Dem gewöhnlichern Kopfe gelingt eine Predigt in dieser Regelmäßigkeit weit leichter, als in der größern Ungebundenheit der Homilie, und es wird ihm auch leichter werden, in jener ersteren Beifall zu haben. Die Homilie aber muß durch das Gewicht der Gedanken, durch die Schönheit und Angemessenheit der Bilder, durch das Überraschende der Einfälle und Übergänge, durch den Schatz an Erfahrungen, Beobachtungen und Kenntnissen des Herzens und des Lebens ihre Zuhörer fesseln, wenn sie nicht langweilig werden will. Daher können gute Köpfe und Männer von viel Erfahrung, Beobachtung und reicher Einbildungskraft mit Glück in der Homilie sich versuchen, welche in ungeübten Händen zu leicht nur zu einem faden Gerede und leeren Geschwätze wird. Um dieses zu fühlen lese man eine Homilie von Herder, und eine gewöhnliche Morgen- oder Abendbetrachtung in einem auch gelobten Erbauungsbuche, und stelle sie gegen einander. Wenn man hier gähnt, und das Buch aus der Hand legen möchte, so wird man dort immer mehr angezogen und bis ans Ende festgehalten. Eine synthetische Predigt ist weit leichter zu memoriren, eine Homilie will nach einem angelegten Plane memorirt seyn, wenn sie das gehörige Leben erhalten, oder wenn das Memoriren nicht große Mühe machen soll.

Leichter ist die zweite Art von Homilien, welche zu Wochen-Andachten vorzüglich geeignet ist, theils weil in solchen Wo-

chenkirchen viele Personen gegenwärtig sind, welchen es nicht um eine planmäßige, sondern nur um eine belehrende und erbauende Andacht zu thun ist, welche weit leichter einzelne Bemerkungen auffassen, einzelne Lehren zu Herzen nehmen, und einzelne Erfahrungen benutzen können, als eine ganze Betrachtung übersehen. Doch darf eine solche Homilie nicht ins Wilde hinein von einem auf das andere springen, sondern muß sich auch in einer gewissen Ordnung halten. Diese Ordnung wird oft von dem Abschnitte der Bibel vorgeschrieben, welcher zum Grunde gelegt wird. Daher ist Hauptregel, daß man den Abschnitt so wählt, daß er ein Ganzes ausmacht, wenn auch nur aus irgend einem Gesichtspuncte; daß derselbe zwar hinreichenden aber nicht überflüssigen Stoff zu einer solchen bloß erklärenden und sogleich auf's Leben anzuwendenden Homilie hergebe, und daß er drittens nicht zu groß sey, um in einer angemessenen Zeit gehörig benutzt werden zu können. Es lassen sich meistens einige Gesichtspuncte finden, um einige Einheit und einigen Einklang in das Ganze zu bringen, wie man bei einiger Übung leicht finden wird. Z. B. In den Sittenlehren, welche die Apostel ihren Briefen einzuweben oder anzuhängen pflegen, ist meistens eine vorherrschende Idee vorhanden, welche zu diesen Ermahnungen Veranlassung gegeben hat, oder irgend eine Hauptlehre, auf welche sich die übrigen beziehen, oder beziehen lassen.

Es ist begreiflich, daß über diese Art von Homilien sich nicht mehr sagen lässet, als eben angeführt ist; denn da, wo nicht viel Gebundenheit ist, sind auch nicht viele Regeln. Das meiste kommt auf Geschmack, richtige Beurtheilung und Übung an, welche theils an Beispielen geübt, theils durch eigene Bemühung erworben werden muß. Schade nur, daß von dieser Art der Homilie fast gar keine gedruckte Muster vorhanden

sind, und jeder seinem eigenen Genio überlassen bleibt, und dennoch sind diese Arten der Vorträge so nützlich und nothwendig. Seiler hat in seinem größern biblischen Erbauungsbuche die Muster geben wollen, ist aber zu weitschweifig und wässerig geworden.

c. Von den Reden im engern Sinne.

Eine vierte Gattung geistlicher Vorträge machen die Reden im engern Sinne aus, welche alle Gelegenheitsreden sind; nehmlich Taufreden, Confirmationsreden, Beichtvorträge, Trauungsreden, Reden am Grabe oder Parentationen und Einführungsreden.

Diese Reden unterscheiden sich von allen vorhin erwähnten Vorträgen durch den Zweck, der ihnen denn auch eine etwas verschiedene Form vorschreibt. Jene Vorträge haben den Zweck, durch Mittheilung und vollständigere Entwickelung religiöser Wahrheiten zu erbauen; diese Reden aber suchen die Erbauung durch Erregung einer der Absicht gemäßen Gemüthsstimmung zu bewirken, und zwar einer Gemüthsstimmung, welche durch die Handlung bezweckt wird; jene suchen in ihrer Materie vollständig zu seyn, diese wählen vorzüglich nur dasjenige, was auf das Gefühl wirkt. Daß dieser Unterschied wirklich in dem allgemeinen Gefühl liege, welches man dunkler oder deutlicher von der Beschaffenheit solcher Reden hat, beweiset unter andern die Copulationshandlung. Eine Copulationsrede, welche sich über den Zweck des Ehestandes, über die demselben angemessenen Pflichten belehrend ausbreitet, kommt einem jeden als weniger angemessen vor; diejenige Traurede aber, welche durch Berührung einiger wichtigern Ansichten eine Gemüthsstimmung hervorzurufen weiß, welche das ganze Gewicht der Verbindung

und die Heiligkeit der Handlung fühlt, wird von jedem Uneingenommenen viel besser aufgenommen. Von Predigten und Homilien erwartet man daher eine zweckmäßige Vollständigkeit, von Reden nur einen beabsichtigten Eindruck, und daher ist Vollständigkeit und belehrende Erbauung nicht der Vorzug, nach welchem sie streben.

Eine Rede im engern Sinne ist daher ein Vortrag, dessen Absicht es ist, eine der Handlung angemessene Gemüthsstimmung hervorzubringen, um das Gemüth für dasjenige empfänglich zu machen, was durch die Handlung erreicht werden soll.

Aus dieser Erklärung wird sich alles entwickeln lassen, was in Ansehung der Reden als gültig anerkannt werden möchte. Zuerst folgt daraus, daß eine solche Rede bei aller Kürze, deren sie oft sich befleißigen muß, dennoch eine Einheit haben, und ein Ganzes ausmachen müsse, weil das Heterogene, welches an einander gereihet werden könnte, nicht gemacht zu seyn scheint, nur eine Gemüthsstimmung hervorzubringen; so wie auch das Zerrissene und Abgebrochene, wenn es auch nicht heterogen wäre, diese Wirkung wohl schwerlich hervorbringen kann. Es ist nur eine Gemüthsstimmung, welche man beabsichtigen muß, weil sich mehrere, wenn sie nicht sehr nahe verwandt sind, wohl nicht gleichzeitig möchten hervorbringen lassen; und daher gehört in die Rede nur dasjenige, was beitragen kann, um diese Gemüthsstimmung einzuleiten, und allmählig über die ganze Seele, so weit die Absicht geht, zu verbreiten.

Dieses Ganze bestimmt sich aber nicht aus der Materie, welche den Inhalt der Rede hergiebt, sondern aus dem Eindrucke, welchen der Redner zu machen wünschet. Sobald sich

sagen

sagen lässet, daß genug geredet sey, um diesen Eindruck zu machen, so ist die Rede vollendet, und ihr Maaß bestimmt. Eine solche Einheit aber, durch welche die Rede ein Ganzes wird, erhält man am leichtesten, wenn man einen Gedanken, oder eine besondere Ansicht wählt, welche die leitende Idee und den Faden hergeben kann, an welchen sich alles anreihet.

Da ein solcher Gedanke nicht erschöpft, sondern nur von der Seite angewandt zu werden braucht, von welcher er den beabsichtigten Eindruck geben kann: so können oft sehr umfassende Gedanken als solche leitende Ideen gebraucht werden, wenn sie nur nicht selbst ihre Weitläuftigkeit ankündigen. Z. B. Wer in einer Traurede es für angemessen hält, über die Pflichten des Ehestandes zu reden, und dieses von vorn herein ankündigt, der wird nothwendig weitläuftig und ermüdend werden müssen, oder es muß scheinen, daß seine Rede ohne Beendigung seines Stoffes abgebrochen werde. Allein wie schön lässet sich dieses in einer Hauptansicht zusammenfassen, welche nicht ein so weites Feld ankündigt, wenn die Rede so anhebt:

„Wichtig sind die Pflichten des Ehestandes, mannichfaltig in den verschiedenen Lagen des ehelichen Bundes, und schwer ist es in einer kurzen Zeit sie alle nur zu berühren. Aber sollte es denn nicht eine gemeinschaftliche Quelle geben, aus welcher sie alle fließen, irgend eine Gesinnung, durch welche sie alle nicht nur geboten, sondern selbst leicht gemacht werden? Ihr fühlt es, diese gemeinschaftliche Quelle ist der Wunsch, den ihr beide erreichen wolltet, durch eure Vereinigung euch das Leben zu erleichtern, und wichtige Anforderungen des Herzens befriedigen zu können. Und diese Gesinnung, welche eurem Herzen dieses alles gebietet, ist die Liebe. Wenn man sagen kann, alle Gebote werden in

dem einen Worte erfüllet: Liebe deinen Nächsten als dich selbst — so darf man auch sagen, alle Pflichten des Ehebundes werden in dem einen Worte erfüllet: Liebe deinen Gatten, als dich selbst."

Nach einem solchen Anfange lassen sich die Pflichten nur andeuten, und als Forderungen der Liebe, aber auch deren Ausübung als Wirkungen derselben darstellen, und man wird nicht ins Breite gerathen.

Die zweite Regel ist: die Gedanken, oder der Inhalt der Rede, müssen dem Zwecke der Veranlassung angemessen seyn; eine Regel, welche sich von selbst versteht, aber doch nicht immer erfüllt wird; denn sonst möchten wohl nicht so viele unpassende Reden bei solchen Gelegenheiten gehalten werden. Diese Angemessenheit beurtheilt ein guter Geschmack mehr nach dem Gefühle des Schicklichen, als nach Regeln, welche die Schule geben könnte, und meistens nur negativ und sehr unvollständig ausfallen möchten. Eine solche Angemessenheit ist theils eine allgemeine, welche aus dem Zwecke der Handlung an sich hervorgehet, theils eine temporelle und locale, welche durch die Art der Zuhörer oder Personen bestimmt wird, vor welchen und an welche der Vortrag zu halten ist. Jene erstere sagt uns bald, daß in einer Traurede andere Vorstellungen enthalten seyn müssen, als in einer Leichenrede, daß die Taufrede anders gehalten seyn wolle, als die Beichtrede; diese hingegen bedeutet uns, daß vor gebildeten Personen anders geredet werden müsse, als vor ungebildeten, zu fein fühlenden anders als zu roheren, in besondern Lagen des Lebens anders, als in den gewöhnlichen. Diesen Geschmack aber kann man nicht lehren, sondern Anlage, richtige Beobachtungsgabe, und besonders

das Studium guter Muster im Vergleiche mit schlechteren können diesen Geschmack hervorbringen. Es ist auffallend, daß dieser richtige Geschmack, wenigstens in der Beurtheilung, wie es nicht seyn müsse, sich in Personen, welche nicht Prediger sind, durch alle Stände hindurch so häufig findet, und daß es so manche Prediger giebt, welche diesen richtigen Tact durchaus nicht zu haben scheinen. Es müssen wohl Stubengelehrsamkeit und Abgezogenheit von dem gewöhnlichen Leben oder Gedankenarmuth die Ursachen davon seyn.

Eine dritte Regel kann wohl seyn: der Redner selbst muß sich in eine der Handlung angemessene Gemüthsstimmung versetzen können; denn nur das Gefühl, welches man selbst hat, spricht sich aus in jedem Blicke und in jeder Miene, es legt sich in den Ton der Stimme, es leitet die Bewegungen des Körpers und giebt der Sprache den passenden und würdigen Ausdruck und Fluß. Ist Ernst die Stimmung des Redners, so drückt sein Auge den Ernst aus, ist Theilnahme sein Gefühl, so bewahrheitet sie der Ton der Stimme, ist Heiterkeit in seinem Herzen, so spricht sie der Mund aus. Jene Kälte oder Starrheit, welche sich in keine Gemüthsstimmung versetzen kann, bringt gewiß auch nichts angemessenes hervor, und erreicht sicherlich den Hauptzweck einer Rede nicht, einen Eindruck zurückzulassen, der sich nicht sogleich wieder ausflächet. Bei der Trauung würdiger Personen, deren wechselseitiges Glück der Redner ahnet, sey theilnehmende Freude seine Stimmung; bei der Trauung anderer, wo Mißverhältnisse zu fürchten sind, und Leichtsinn, sey ein würdiger Ernst sein vorwaltendes Gefühl. Eben so bei andern Arten von Reden.

Aus diesen Bestimmungen folgt viertens, daß sich für eine solche Rede eben so wohl ein Plan entwerfen lasse, und

entworfen werden müsse, als für eine vollständige Predigt; nur wird ein solcher Plan ebenfalls einfacher seyn, so wie die Rede selbst einfacher ist. Durch einen solchen Plan verhütet man zuerst, daß nichts fremdartiges aufgenommen werde, was den Eindruck stören könne, welchen man hervorbringen will, und zweitens, daß das Ganze nicht ein confusum chaos von Gedanken werde, dem man die Nachlässigkeit oder Geschmacklosigkeit oder Ungeschicklichkeit des Redners sogleich ansiehet. Der beste Plan zu solchen Reden wird nicht in synthetischer, sondern in analytischer Form entworfen, weil das Synthetische zu sehr den Lehrton verräth, der hier meistens an der unrechten Stelle ist, und für einen kürzern Vortrag zu steif ausfällt. Man will in solchen Reden nicht den Lehrer hören, sondern den theilnehmenden oder rathenden, oder tröstenden Freund, oder auch wie bei Tauf- und Communionreden den weihenden Diener der Religion. Dieses Analytische hat doch wieder zwei Abstuffungen, welche wohl zu merken sind; denn es ist entweder entwickelnd oder auf die Hauptsache hinleitend.

Wenn z. B. eine Taufrede mit der Ansicht anfinge:

„Stellt sich unsern Blicken ein Säugling dar in all' der Hülflosigkeit, worin wir Menschen geboren werden, wie leicht ergreift uns der Gedanke: was würdest du werden, armer Säugling, wenn nicht ein Mutterherz für dich schlüge, in der Brust des Vaters unnennbare Gefühle sich für dich regten. Allein was sagt uns dieses vor Liebe schlagende Herz der Mutter, diese mit Vatergefühlen erfüllte Brust? Wer schuf dieses Mutterherz, wer füllte den Vater mit zarten Empfindungen der Liebe? Warum, wozu schuf dieses unser Vater im Himmel? Damit dieser Säugling erhalten, damit er gebildet, damit er erzogen werde für diese und jene Welt. *Fühlt es alle, hier*

ist die Sprache und Rede, worin sich die Gottheit offenbart, worin es vernehmlich gesprochen wird, daß auch dieses Kind, wie wir alle, einen Vater im Himmel habe, der es ewig selig machen will u. s. w." so ist die Anlage der Rede hinleitend auf den Hauptgedanken, und diesem Vater im Himmel weihen wir dieses Kind in der heiligen Taufe.

Finge aber die Rede etwa mit dem Spruche der Bibel an: „So viel unser getauft sind, die sind in Christi Tod getauft," so müßte die Anlage wohl entwickelnd werden. Es versteht sich, daß hier aber mit Beurtheilung und Geschmack entwickelt werden müsse, was dieser Spruch brauchbares für die heilige Handlung enthält, und daß es unrecht seyn würde, sich in dogmatische Spitzfindigkeiten zu verlieren. Die bessere Ansicht aus diesem Spruche wird sich darstellen, wenn man Röm. 6, 11. dazu nimmt, oder die noch deutlichere Stelle 2 Cor. 5, 15. — Es ist wohl nicht nöthig, einen solchen Plan herzusetzen, welcher mit dem Plane der strengern Homilie derselbe ist, von dem man nur keine so vollständige Ausführung erwartet.

Endlich darf von der Rede auch im eigentlichen Sinne erwartet werden, daß sie Eindruck mache; denn dieses folgt aus ihrer ganzen Absicht. Sie muß mithin auf die Empfindung wirken, und muß nothwendig für diese berechnet werden. Daher ist hier das Wesen der Beredtsamkeit gerade an der rechten Stelle, und hier hat der Redner Gelegenheit zu zeigen, daß er diese Kunst verstehe. Wenn es in manchen Predigten ein Fehler ist, wenn sie ganz vorzüglich auf Rührung ausgehen, weil das Thema eine ruhige Untersuchung und Belehrung freilich in der Sprache der Beredtsamkeit fordert: so ist es in solchen Reden

allemahl ein Fehler, wenn sie nicht rühren, denn damit geht ihre ganze Absicht verloren. Allein diese Rührung muß nach den Umständen verschieden seyn; denn es ist ebenfalls ein Fehler, wenn man überall erschüttern oder überall will Thränen fließen sehen. Überhaupt ist die sanfte Rührung, welche das Herz weich macht, oder erwärmt, oder ermuthigt, die beste. Bei Confirmationen legen es viele darauf an, alles bis zu Thränen zu bringen, und es werden alle mögliche Hülfsmittel der Redekunst in den stärksten Rednerfiguren aufgeboten; aber dieses möchte eine falsche Rührung seyn, eben weil sie durch einzelne Gemälde hervorgebracht ist, welche sie bald als übertrieben darstellen, und nachher eine entgegengesetzte Wirkung hervorbringen. Wenn der Redner das wirkliche Leben ohne alle Übertreibung malt, wenn er seine Gemälde mit Wahrheit von der religiösen Seite darstellt: so entsteht erst Spannung, dann Wohlgefallen an demjenigen, was gesagt wird, darauf Überzeugung und es kommt wohl eine stille Thräne in's Auge, welche mehr sagt, als das Schluchzen, woran manche so vieles Wohlbehagen finden. Wahrheit und nichts als Wahrheit soll aus dem Munde des geistlichen Redners kommen, und diese Wahrheit liegt nie in den Übertreibungen, und selten in den überraschenden Gemälden von gefahrvollen Lagen des menschlichen Lebens. Dieser Aufwand von Rednerkünsten war der Fehler der französischen Schule unter Bossuet, Bourdaloue und Saurin, welche die Säulen des Tempels reden ließen, Verstorbene anredeten, die Geister des Himmels auf die Erde herabführten, und damit die ehrwürdige Kanzel und den heiligen Altar in ein Theater verwandelten.

Man muß, wenn man das Talent der Rührung hat, bei schwachen Personen sogar vorsichtig seyn, welche leicht zu sehr angegriffen werden, wie bei Taufreden geschehen könnte,

wenn eine schwache Mutter zugegen ist. Am wenigsten rührt man wohl, wenn es gleichsam angekündigt wird, daß man rühren wolle, wie manche schon mit gerührtem Danke und gerührten Herzen freigebig sind, wenn die Rede erst anhebt, mithin noch kein Effect hervorgebracht seyn kann. Das sanft und ohne alle Ansprüche beginnende, aber in der Empfindung nach und nach steigende, erreicht seinen Zweck immer am besten. Ich kann bei dieser Gelegenheit eine Bemerkung nicht unterdrücken, welche zur Sache zu gehören scheint. Das größeste Lob für eine solche Rede ist, wenn gebildete und wirklich gerührte Zuhörer glauben, die Rede sey in dem Augenblicke erst entstanden, und das Herz des Redners habe unvorbereitet gesprochen, wenn auch eine sorgfältige Ausarbeitung voranging; denn alle unsere Kunst muß die vollendete Darstellung der schöneren und edlern Natur seyn. Gerade so wie Fielding in seinem Tom Jones dem berühmten Schauspieler Garrik keine schönere Lobrede halten kann, als wenn er seinen Partridge sagen lässet, daß dieser Schauspieler es am schlechtesten gemacht habe; denn er habe gerade so gesprochen, wie ein Mensch in einer solchen Lage sprechen müsse, es sey gar keine Kunst darin.

Mehr kann an dieser Stelle von den Eigenschaften einer Rede nicht gesagt werden, weil von dem Wesen und den Hülfsmitteln der Beredtsamkeit in homiletischer Hinsicht in einem besondern Kapitel geredet werden muß. Ich glaube indessen das eigenthümliche Wesen einer Rede im engern Sinne entwickelt, und den Unterschied zwischen einer Predigt und Rede anschaulich gemacht zu haben, der, dünkt mich, noch immer nicht ganz deutlich empfunden ist. Ich habe wenigstens das Urtheil sehr oft gehört und gelesen, welches irgend einen Kanzelvortrag für eine Rede und nicht für eine Predigt erklärte, weil die

synthetische Form war vermißt worden. Allein darin liegt der Unterschied einer Rede im engern Sinne und einer Predigt nicht, so wie auch nicht in der geringern Länge, weil manche Reden mit Zweckmäßigkeit lang genug seyn können; sondern der eigentliche Unterschied findet sich in der Absicht, indem die Predigt vorzüglich durch die Belehrung erbauen, die Rede aber die Erbauung durch die Einwirkung auf das Gefühl suchen muß; denn sie will und soll Eindruck machen, weil die äußern Umstände, unter denen eine Rede verlangt wird, die Gemüther hauptsächlich für die Empfindung empfänglich gemacht hat. Daß aber nach diesen verschiedenen Absichten Plan und Ausführung einer Predigt und Rede verschieden ausfallen müsse, fällt leicht in die Augen.

Fürs erste werden wir wohl zu der Predigt zurückgehen müssen, um noch einiges zu berühren, was darüber gesagt werden kann, und dann werden wir im Stande seyn, auch über die Forderung, welche an einzelne Arten von Reden gemacht werden können, unsere Meinung zu sagen.

Achtes Kapitel.

Anordnung der Predigt in Ansehung der Hauptpartheien derselben.

Es ist in den vorigen Abtheilungen zwar von der Eintheilung der Predigt durch die Theile, welche in dem Thema enthalten sind, geredet worden; allein dieses betrifft nur die vornehmste Parthie einer Predigt und deren Anordnung, welche gewöhnlich von einigen Nebenparthieen begleitet zu seyn pflegt, auch wohl

schicklich davon begleitet seyn muß. Die Nebenpartheien sind der Eingang, die Ableitung des Thema aus dem Texte, und zuletzt der Schluß oder die Nutzanwendung, wie man den Schluß ehemahls nannte.

Die erste Frage ist nun, ob diese Nebenpartheien wohl alle erforderlich seyn möchten. Man sieht bald, daß die Ableitung des Thema aus dem Texte wohl nicht erlassen werden könne, weil sonst der Zuhörer gar nicht wüßte, wozu der Text da sey, und wie gerade dieser Hauptgedanke aus dem Texte hervorkomme; und daher kann selbst in einer analytischen Predigt die Ableitung aus dem Texte nicht entbehrt werden, wenn gleich das volle Thema einer solchen Predigt erst am Ende gegeben wird. Es geschieht dieses aber auf eine etwas andere Weise, als bei der synthetischen Predigt. Doch da beide Arten zu predigen sich so wesentlich unterscheiden, so ist es wohl nöthig von der synthetischen Predigt und der Anordnung der Hauptpartheien in derselben zuerst allein zu reden.

a. Von dem Eingange.

Eine Predigt, von welcher Form sie auch sey, dünkt mich, müsse einen Eingang haben; denn es scheint gar zu abgebrochen, wenn ohne weitere Erinnerung ein Text vorgelesen, und sogleich das Thema abgeleitet wird. Dieses scheinen auch fast alle geistliche Redner zu fühlen; denn fast alle eröffnen ihre Predigt wenigstens mit einem Gebete. Eine andere Frage aber ist es, ob ein ordentlicher Eingang vor der Mittheilung des Textes erforderlich sey, oder passend oder gar zu dulden, und ob nicht vielleicht der Eingang und die Ableitung des Thema eines seyn müsse. Das letzte behaupten mehrere, und unter andern sagt ein Mitarbeiter des Schuderoffschen Journales, daß ein Eingang,

dann Text, dann Ableitung des Thema ein doppelter Eingang sey, und einem Hause mit zwei Thüren gleiche. Durch dieses Gleichniß möchte nun wohl die Sache noch nicht entschieden seyn, weil selbst in einem Hause eine Thür, dann eine Hausflur, und von dieser erst der Zugang in die Zimmer angetroffen wird, und ein Gleichniß wohl nie entscheiden kann.

Wenn ein Eingang der Predigt das leistet, was er leisten kann, und wo er für nöthig gehalten wird, leisten soll, so möchte derselbe so sehr verwerflich nicht seyn. Es haben schon die ältern Redner der Griechen und Römer, welche uns immer in gewisser Hinsicht Muster bleiben werden, gefühlt, so wie die Redner der Franzosen und Engländer, daß im Anfange der Rede der Zuhörer theils für die Person des Redners, theils für den Gegenstand gewonnen werden müsse; und daher enthalten ihre Reden fast immer eine captatio benevolentiae im Beginnen der Rede, welche sich bald deutlicher, bald versteckter aussprach. Freilich bedarf der geistliche Redner in Ansehung seiner Person eine solche captatio benevolentiae nicht, weil er selbst von der Gemeinde dazu erwählt oder bestätigt ist; allein er bedarf sie immer für den Gegenstand, welchen er heute gerade behandelt, weil dieser seiner freien Wahl überlassen ist, und diese auf irgend eine Weise gerechtfertigt werden muß. Es fordert dieses selbst die Achtung gegen seine Versammlung, welche der Prediger auch bei einer Landgemeinde nicht muß aus den Augen lassen; denn von der Achtung, welche man gegen die Versammlung fühlt, hängt meistens der Fleiß der Ausarbeitung, und das Würdige des Vortrags ab. Fehlt diese Achtung gegen die Gemeinde erst, dann kommen Prediger dahin, daß sie sich, wie man sagt, gehen lassen, und mit dem stillen Gedanken sich entschuldigen, es sey für diese Leute gut genug.

Nur muß nicht die Meinung seyn, daß dieses Gewinnen der Aufmerksamkeit der Zuhörer mit einer Entschuldigung anheben müsse, daß der Redner gerade diesen Gegenstand und nicht einen andern gewählt habe, oder mit einer wortreichen Deductive des Werthes oder der Wohlthätigkeit des Stoffes, welche sich in der Hauptparthie hinreichend darstellen werden. Es ist eine Hinleitung auf diesen Gegenstand, welche entweder mit irgend einer Erfahrung oder Bemerkung anfängt, oder einen passenden biblischen Spruch vorausschickt, oder eine bekannte allgemeine Wahrheit an die Spitze stellt, um von diesen dem Gegenstande näher zu kommen, vollkommen hinreichend. Wenn z. B. über die Vorsicht in Gesprächen und im Reden gesprochen werden soll: so würde die Einleitung bequem mit den Worten Jacobi anfangen können: „die Zunge ist ein kleines Glied, und richtet große Dinge an, und kann unsern ganzen Wandel verderben.“ Damit wird der Zuhörer sogleich mitten in den Gegenstand hineingeführt, und er richtet seine Aufmerksamkeit und sein Nachdenken darauf hin. Manche Predigt verdankt den größesten Theil der Aufmerksamkeit dem ersten Worte, welches der Redner sprach. Ich erinnere mich z. B. einer Predigt, mit welcher eine Reihe von Frühpredigten im Sommer geschlossen wurden, welche mit den Worten anfing: Ende gut, alles gut, sagt ein bekanntes Sprichwort, und mit diesen wenigen Worten war der erste Anstoß gegeben, welcher die Aufmerksamkeit weckte, und bis ans Ende unterhielt. Ohne irgend eine Einleitung wird man schwerlich diesen Vortheil erreichen; denn wenn nach einem kurzen Anfangsgebete sogleich der Text vorgelesen wird, welcher zuweilen in einem langen Evangelio bestehen kann, so glaubt der Zuhörer etwas ihm schon bekanntes zu hören, er spannt seine Aufmerksamkeit nicht, er überhört vielleicht nach dem Ablesen die ersten Gedanken, kommt nicht vollkommen in

den Zusammenhang, und ein großer Theil der Predigt ist für ihn verloren. Diesen Mangel haben allerdings die Predigten, welche mit einem längern Anfangsgebete anfangen. Die Form des Gebetes ist schon nicht gemacht, um die Aufmerksamkeit zu wecken, und eben darum überhört der Zuhörer, der nicht immer an eine strenge Aufmerksamkeit gewöhnt ist, manchen Gedanken; er hört nun das Vorlesen des Textes, hört die oft langweilige Ableitung aus diesem, er hört nichts, was ihn und seine Aufmerksamkeit im Voraus gewinnt, und darum geht der Zusammenhang des Ganzen für ihn dahin.

Eine wichtige und unerläßliche Eigenschaft der Einleitung ist daher die, daß sie die Aufmerksamkeit wecken oder gewinnen muß; denn dieses ist ihr Hauptzweck. Es ist schon vorhin bemerkt worden, daß man ja nicht glauben müsse, dieses durch wortreiche Deductionen, worin der Werth einer Materie abgehandelt wird, bewirken zu können; denn solche Deductionen bewirken das Gegentheil, indem der verständige Zuhörer meint, daß er dieses selbst wisse, und daß es daher wohl überflüssig sey, und indem das Weitschweifige ihn ermüdet. Die einzigen Mittel sind, interessante Bemerkungen, nicht unwichtige Erfahrungen, allgemeine nur nicht zu triviale Sätze, oder in einem neuen Lichte dargestellte Wahrheiten, und körnichte Sprüche der Bibel an die Spitze zu stellen, um mit einem Mahle, möchte ich sagen, mitten in den Gegenstand hinein zu kommen. Die Anfangsworte müssen durchaus etwas Anziehendes haben, wenn nicht eine schädliche Wirkung für den ganzen Vortrag entstehen soll, und der Redner muß dieses auf irgend eine Weise zu bewirken suchen. Nur ist damit nicht gemeint, daß dieses gerade etwas Außerordentliches seyn müsse, welches gewiß nur wenige erreichen möchten. Es bedarf aber auch einer so großen Kunst oder

seltener Anlagen nicht, um dieses Anziehende zu finden, wenn der Redner nur redlich will. Zuweilen ist es nur die Form, durch welche irgend eine Wahrheit oder Behauptung dem Zuhörer interessant wird, welche in gewöhnlicher Form vielleicht gar nicht gefallen würde. Z. B. Die Bemerkung: „Die Religion Jesu wirkt in so wenigen Menschen" muß dem Zuhörer ganz gewöhnlich vorkommen, und er bleibt gleichgültig dabei; allein man stelle aber diesen Gedanken in Form einer Frage auf: „Wie kommt es doch, daß die Religion Jesu Christi in so wenigen Menschen wohlthätig wirkt," so glaubt der Zuhörer sich diese Frage beantworten zu müssen, und wird eben deswegen mehr zu diesem Gedanken hingezogen.

Andern Anfangsworten kann man das Anziehende dadurch mittheilen, daß man das Gewöhnliche und Bekannte der Worte eingestehet; allein durch eine geschickte Wendung bemerklich zu machen weiß, daß es doch wohl nicht übersehen werden dürfe. Z. B. Ein jeder unter uns weiß es, daß das Menschenleben mit sehr vielen Hindernissen, Schwierigkeiten ja Versuchungen zu kämpfen habe; allein haben wir auch wohl darüber nachgedacht, daß eben dieses, was uns oft unmuthig macht, eine wahre Wohlthat des Lebens sey?

Gutgewählte Bibelsprüche wirken sehr vortheilhaft zur Erregung der Aufmerksamkeit und Theilnahme, wenn man von denselben eine unerwartete Anwendung zu machen weiß, wenn auch dieses Unerwartete in nichts Außerordentlichem besteht. Z. B. Wenn ich erwache, so denk ich deiner, und wenn ich schlafen gehe, so rede ich noch mit dir, sagt David; — habt ihr, meine Fr., nicht auch schon nach einem andächtigen Morgengebete euch besonders ermuntert, und nach dem Gebete am

Abende beruhiget gefühlt? Oder: Ich preise dich Vater und Herr des Himmels und der Erde, daß du solches den Weisen und Klugen verborgen hast, und hast es den Unmündigen geoffenbaret. Wollen wir, Andächtige, noch klagen, daß wir die ausgebreitetern und tiefern Kenntnisse anderer entbehren müssen, und vielleicht wähnen, daß uns daher die wahre christliche Frömmigkeit unerreichbar sey, und mit ihr die höhere Seligkeit?

Mangelt es dem Redner zuweilen an solchen zusagenden Anfangsworten, so hilft ein gutgewählter Vers, oder mehrere aus einem Gesange, und aus diesem Grunde ist das Studium guter Liedersammlungen nützlich, welches auch, wie ich anderswo gesagt habe, selbst auf die Erfindung neuer Gedanken leitet. Sollte der Redner vielleicht selbst Dichter seyn, so wird sein Genius das zuweilen in ein poetisches Gewand zu kleiden wissen, was in Prosa wohl wenig Anziehendes haben möchte.

Eine andere Eigenschaft des Einganges oder der Einleitung ist die Kürze, weil längere Eingänge ermüden, und selbst die Zeit und den Raum zu den Hauptbetrachtungen wegnehmen. Sie dürfte wohl nie mehr als den 8ten Theil der ganzen Länge der Predigt wegnehmen. Es gehört ja auch dieses schon zu dem gehörigen Verhältnisse und Ebenmaße, worin die Hauptpartheieen der Predigt gegen einander gehalten werden müssen.

Ferner dürfte man wohl als Erforderniß einer solchen Einleitung verlangen, daß sie wirklich nur eine Einleitung und nicht mehr sey, und sie darf daher zuerst die Hauptgedanken nicht gleichsam vorwegnehmen, weil sonst eine höchst fehlerhafte Wiederholung entstehen würde, welche dem Ganzen nur schaden

könnte. Die Theilnahme und Aufmerksamkeit des Zuhörers muß, so viel wie thunlich ist, steigend seyn, und daher darf die Einleitung nicht schon die wichtigern Gedanken enthalten; sie darf nicht schon den Knoten lösen, welcher erst gegen das Ende vollständig gelöset seyn will; nicht das schon im Voraus entscheiden, was durch die Entwickelung des Ganzen sich selbst entscheiden und zur klaren Ansicht und Überzeugung führen soll. Die Hauptmaterie, welche man in der Predigt vollständig darlegen will, muß daher in der Einleitung in einem Halbdunkel gehalten werden, welches nach und nach in der weiteren Betrachtung bis zur völligen Klarheit erleuchtet wird. Alles dieses erreicht der Redner, wenn er theils nicht zu viel sagt, und nach einer angemessenen Kürze strebt, theils wenn er nur verwandte Gedanken in den Eingang aufnimmt, welche das Ganze nicht erschöpfen. Wenn der Redner z. B. wirklich über den Mißbrauch der Zunge und die nachtheiligen Folgen unvorsichtiger Reden sprechen will, so sind die Worte Jacobi, die Zunge ist ein kleines Glied rc. zur Einleitung wenig passend, weil sie schon beinahe alles enthalten, was den Hauptinhalt der Predigt ausmachen soll. Wir können dieses dem Cicero ablernen, welcher in der That immer den rechten Tact darin hat. Wenn er den Schauspieldichter Archias vertheidigen will, so beginnt er mit einer Schilderung der Wohlthätigkeit der Wissenschaften des Geschmackes für einen gebildeten Staat. Es war dieses in der That nur eine verwandte Materie, aber sie leitet ihn auf den Schluß hin: Wenn dieser Archias das Bürgerrecht nicht schon hätte: so müßten wir ihm dasselbe geben: doch möchten wir für unsere kürzeren Reden die Wortfülle desselben nicht nachahmen. Schwerlich dürfte jemand aber die eben gemachten Bemerkungen so auslegen wollen, als dürfte man ganz fremdartige Gedanken in die Eingänge aufnehmen, wodurch oft diese zu einem Etwas

werden, das gar nicht zur Predigt gehört, und eben so gut fehlen könnte.

Eben diese Bemerkungen, daß der Eingang der Predigt nur Eingang und nichts weiter seyn dürfe, sind einer Eigenthümlichkeit mancher Eingänge gar nicht entgegen, durch welche diese sehr vortheilhaft zuweilen wirken, nehmlich dem rapere in medias res, welches sich zwar nicht oft aber doch zuweilen thun lässet. Wenn man jemand auf einmahl mitten in einen schönen Garten versetzt, so hat er darum noch nicht alles mit einem Blicke übersehen, sondern er muß um sich blicken, er muß weitergehen und forschen, um von dem Ganzen und den einzelnen Theilen Kunde zu erhalten. Man kann also zuweilen durch einen glücklichen Gedanken rapere in medias res, und hat dennoch die Hauptgedanken und den Schluß des Ganzen nicht vorweggenommen. Diese Kunst verstehet Greiling, *) dessen homiletischen Arbeiten mir nur jetzt nicht zur Hand sind, um Beispiele daraus entlehnen zu können. Vielleicht macht folgendes Beispiel die Sache anschaulich, wenn es auch nicht ganz vollkommen seyn sollte. Wenn es die Absicht ist, über die Kraft des Gebetes auf das Gemüth des Menschen zu reden: so würde folgender Eingang gleich in medias res führen, ohne mehr als ein Eingang zu seyn.

Meine Seele ist betrübt bis in den Tod, bleibet hier, wachet mit mir, sprach Jesus am Ölberge, niedergedrückt von dem Leiden, das vor ihm stand, Todesschweiß rollte von seinen Wangen herab — aber er betete, und betete dreimahl,

*) S. Greiling neueste Materialien zu Kanzelvorträgen über die Evangelien.

mahl, da kam neue Ruhe, neuer Muth in seine Seele, und gelassen und gestärkt ging er seiner Marter entgegen. Sehet hier die Kraft des Gebetes u. s. w.

Noch ist nichts entwickelt, noch ist der Einfluß des Gebetes weder psychologisch noch auf andere Weise bewiesen, dieses bleibt alles der weitern Entwickelung vorbehalten; aber der Zuhörer weiß auf einmahl, was er zu erwarten hat, und ist für den Vortrag gewonnen, der aber nun in einen nicht zu matten Ton fallen darf.

Wenn in Ansehung dieser Eingänge die Forderung als unerläßlich gemacht ist, daß sie die Aufmerksamkeit wecken müssen, weil dieses ihr Zweck ist: so muß ich auf der andern Seite vor einer Klippe warnen, an welcher manche Redner gerade in unsern Zeiten scheitern. Die Aufmerksamkeit zu erregen, das ist der Zweck vieler Redner; allein sie begnügen sich nicht damit, den nöthigen Grad der Aufmerksamkeit für ihren Gegenstand hervorzubringen, sondern sie wollen Aufsehen machen oder digitis monstrari et dicier hic est. Daher kommen die sogenannten neuen Wendungen, oder Anreden, oder Behauptungen, welche in einfache Vorstellungen aufgelöset, oft sehr triviale Gedanken geben: exempla sunt odiosa. Es ist wahr, daß zuweilen die Form einem ganz gewöhnlichen Gedanken den Anstrich der Neuheit geben kann, und darf; allein diese Form muß eine der bescheidenern seyn, welche die Wahrheit zwar den Augen lebendiger darstellt, doch dieselbe nicht verunstaltet, und mit einem Schimmer behängt, durch welchen die Wahrheit selbst verhüllt wird. Es ist in der That keine große Kunst, das Auffallende zu sagen, und dadurch Aufsehen zu erregen; immer aber schaden wir damit dem wohlthätigen Eindrucke der Predigt,

welche nur bleibende Überzeugung und bleibende Gefühle und Gesinnungen erregen, nähren und befestigen soll. Würde es eine große Kunst seyn, damit wir nicht wirkliche gedruckte Beispiele anführen, wenn ein Redner so beginnen wollte:

Horch! die Posaune schallt — der Engel des Todes ruft — der Engel der letzten Verantwortung. Horch! Jüngling, denn auch dir kann sie erschallen; horch o Jungfrau, denn auch dich ruft er; horchet Männer, Frauen, Väter, Mütter, Greise u. s. w. Darauf folgte denn etwa eine Betrachtung über den Gedanken, denk' an deinen Tod. Aufsehen würde dieses erregen, vielleicht Grausen bei schwachen Gemüthern, aber auch wohlthätige Gefühle? Muß nicht ein Vortrag schwach endigen, welcher mit einem solchen Bombaste anfängt, und wird nicht bald das Gefühl entstehen: quid hic promissor tanto feret hiatu? Denn welcher Redner ist wohl im Stande, eine solche Spannung bis ans Ende zu unterhalten, geschweige zu steigern. Man erzählt von dem Bischofe Boussuet, daß er einmahl eine Parentation am Sarge der Prinzessinn von Frankreich mit den Worten angefangen habe: Madame s'est morte? und daß bei diesen Worten sogleich ein allgemeines Schluchzen entstanden sey. Allein man vergesse doch ja nicht, daß hier nicht der Redner es war, welcher dieses Schluchzen hervorbrachte, und wenn er die Declamation eines Engels gehabt hätte; sondern die allgemeine Theilnahme bei dem Tode dieser wohlthätigen und verehrten Prinzessinn; man glaube also nicht, daß dieses der höchste Triumph der Rede sey. Alles schwamm hier in Thränen, und wenn nun der Redner nicht die Kunst verstand, allmählig eine ruhigere Stimmung herbeizuführen, so ging jeder wohlthätige Eindruck, welcher in stillen Belehrungen und Erweckungen bestand, verloren. Er hatte also für die ächte und bleibende Wirkung seines Vortrages nicht durch diesen Anfang

gewonnen, sondern verloren, wenn er nicht einzulenken wußte. Freilich war die Erschütterung das Ziel der damahligen Redekunst in Frankreich.

Die Form und Stellung des Einganges der Predigt ist verschieden. Die Form desselben kann ein Gebet seyn, welches durch seinen Inhalt einen schicklichen Übergang zu der Hauptmaterie macht, oder auch eine freiere Entwickelung eines hinleitenden Gedankens. Die Stelle desselben kann vor dem Texte seyn, wo dann nach dem Texte noch eine kurze Ableitung des Thema aus dem Texte folgen müßte; oder der Eingang kann auf den vorgelesenen Text folgen, und mit der Ableitung des Thema verwebt werden. In diesem Falle müßte aber ein kurzes Anfangsgebet der Ableitung des Textes vorausgehen, welches ohnehin den Anfang einer jeden Predigt machen muß; denn es ist nicht ganz angemessen, vor einer Versammlung, welche der Andacht sich weihet, ohne den Ausdruck der Andacht aufzutreten.

Zu Koppe'ns Zeiten wurde es gewöhnlich, die Predigten mit einem längern Gebete anzufangen, welches den Inhalt der Predigt zugleich andeutete, oder wenigstens darauf hinwieß. Es wurde dieses in dieser Schule so gewöhnlich, daß dieses Anfangsgebet als Eingang für ein nothwendiges Stück der Predigt angesehen wurde, und daß für dessen Abfassung und Inhalt sogar besondere Regeln aufgesucht wurden. In dieser Zeit, und in dieser Schule hörte man daher im Anfange einer Predigt nur längere Gebete, welche denn freilich oft erzählend genug wurden. Mich dünkt, daß diese Forderungen, die Predigt müsse mit einem Gebete anfangen, und dieses müsse nichts enthalten, was von dem Inhalte der Predigt abweicht, ganz

gerecht seyn, und in der Natur der Sache liegen; allein die dritte Forderung, daß der Eingang einer Predigt die Form eines Gebetes haben müsse, scheint mir nicht angemessen; denn die Eigenschaften, welche man in dem Gebete finden muß, sind von denen, welche der Eingang nach den vorigen Bemerkungen besitzen soll, verschieden.

Das Gebet ist seinem Wesen nach Ausdruck des Gefühls, und es unnatürlich, wenn sich das Gefühl in Bemerkungen, Erfahrungen und allgemeinen Wahrheiten aussprechen soll, wie man es doch von dem Eingange einer Predigt verlangen muß. Seitenlange Gebete werden nothwendig erzählend oder betrachtend, wenn nicht gar philosophirend, weil sie zugleich auf die Predigt hinleiten sollen, und es bleibt von dem Gebete nichts, als die äußere Form der Anrede an Gott übrig, welche etwa durch gezwungene Exclamationen und Fragen wieder in die Sprache des Gefühls hinübergeführt wird. Wenn nun dieses Gebet, wie manche Homiletiker verlangen, nach gewissen Regeln nicht bloß geformt, sondern dessen Inhalt bestimmt werden soll: so muß es nothwendig ein Etwas werden, worin man manches findet, nur nicht die Sprache des Gefühls und das Gefühl selbst. Diese Gründe sind, dünkt mich, so sprechend, daß man leicht von der Forderung abstehen wird, daß der Eingang einer Predigt in einem Gebete bestehen müsse, und kein weiterer Eingang gestattet werden könne. Das längere Gebet gehört an das Ende der Predigt, welches entweder gesprochen, oder gelesen werden mag, in ungebundener Rede oder auch in einem passenden Liede bestehen kann.

Das wahre Gefühl ergießt sich nur durch kurze Ausdrücke in Wünschen und Bitten, in Dank, Lobpreisung und Bewun=

derung, in Ergebung und Gelübden; allein schwerlich in hinleitenden Darstellungen, wie sie der eigenthümliche Eingang einer Predigt verlangt. Selbst dem Dichter von Talent gelingt das längere Gebet selten, ein Beweis, daß Gefühle selten lange in Worten sich ergießen, sondern mehr schweigend und stille empfunden werden.

Damit ist aber nicht gesagt, daß die Predigt mit dem Gebete nicht anfangen solle. Ein Anfangsgebet ist kein Eingang, und ein solches scheint allerdings dem heiligen Orte, wo gesprochen wird, und dem ganzen Eindrucke angemessen zu seyn, der gemacht werden soll; denn der geistliche Redner will nicht bloße kalte Überzeugung bewirken, sondern religiöse Überzeugung für den Verstand und das Herz. Ein solches Gebet kann aber aus wenigen Zeilen bestehen.

Gewöhnlich wird auch von diesem Gebete verlangt, daß es zu der Rede passen müsse, vor welche es gestellt wird, und man sagt, es sey ein sicheres Kennzeichen eines fehlerhaften Anfangsgebetes, wenn dasselbe vor eine jede Predigt gestellt werden könne. Ich glaube aber, daß diese Forderung ungerecht sey, und ein Grund, aus welchem so viele Gebete mißlingen. Dem Zwange der Regeln unterwirft sich nichts mit mehr Widerstreben, als gerade das Gefühl, und je mehrere Regeln, desto mehr fühlt es sich beengt und unterdrückt. Warum sollte nicht ein Gebet vor einer Predigt angemessen seyn, welches im Allgemeinen die Bitte ausspricht, daß Gott die Herzen zu heiliger Andacht erwärmen, und diese Andacht segnen wolle. Allein, wenn ein solches Gebet angemessen ist, so ist es auch klar, daß ein solches vor mehr als einer Predigt stehen könne. Ich weiß es zwar wohl, daß manche Rigoristen auch ein solches Gebet

unpassend finden, weil nach ihrer Ansicht darin um etwas gebetet wird, was wir in uns selbst bewirken sollen und können; ich weiß aber auch, daß diese Ansicht consequent durchgeführt beinahe jedes Gebet vernichtet, und eben darum nicht die richtige seyn kann.

Es giebt Predigten, in welchen die Belehrung vorherrschend ist, und vor welchen es schwer wird, ein recht gefühlvolles Gebet aus dem Hauptgestande der Predigt zu entlehnen, und vor solchen Predigten sind dergleichen allgemeine Gebete an ihrer Stelle. Es giebt für einen Prediger, welcher oft predigen muß, und dabei allerlei Unterbrechungen von ganz anderer Art in seinem Amte findet, auch Zeiten, in welchen er sein eigenes Gefühl nicht so sehr anzuregen vermag, daß ihm ein zusagendes Gebet aus dem Stoffe seiner Predigt entlehnt, gelingen will, und dann ist es in der That nicht bloß verzeihlich, sondern sogar gut, wenn er sich in allgemeinen Vorstellungen hält, wozu eine schickliche Bibelstelle gebraucht werden kann, oder auch ein Vers aus einem gefühlvollen Liede.

Auf der andern Seite darf das Gebet aber auch nicht ganz heterogen seyn, und eine ganz andere Art der Betrachtungen vermuthen lassen, als nachher gegeben wird. Diesen Fehler werden Gebete, in welchen bloß um Beistand zur Andacht und zum Segen zu dieser Betrachtung gebetet wird, gewiß nicht haben. Sehr passend zum Anfangsgebete ist z. B. jenes Gebet Klopstocks:

> Erheb' uns zu dir, der da ist und war, und seyn wird,
> Ewiger! ꝛc.

und dennoch kann dieses Gebet vor vielen Betrachtungen stehen, wie verschieden auch ihr Inhalt sey. Doch wird auch ein jeder

fühlen, daß die folgende Betrachtung wenigstens in Rücksicht ihres Tones diesem Anfangsgebete entsprechen müsse. Gelingt es aber dem Redner, sein kurzes Anfangsgebet nicht bloß in Ansehung des Tones, sondern auch in Ansehung des Inhaltes mit seinem Hauptstoffe in Übereinstimmung zu bringen, und dabei mit Gefühl zu beten: so ist gewiß eine Vollkommenheit mehr erreicht; nur vergesse er dabei nicht, daß ein solches Gebet seiner Natur nach kurz seyn müsse, und nur andeuten dürfe. Wenn ein solches Gebet alle Forderungen erfüllen soll, die man an dasselbe machen kann: so ist es ungeachtet seiner Kürze doch immer schwer. Wenn der Prediger oft zu reden hat: so ist auch die nothwendige Mannichfaltigkeit eine nicht leichte Aufgabe, welche indessen durch die Abwechselung in der Form erleichtert werden kann. Ein Mahl ein Gebet in freier ungebundener Rede, ein anderes Mahl in gebundener, und ein drittes Mahl eine Bibelstelle. Wird die Erfindung solcher Gebete schwer: so mache man sich mit den besten Oden und Liedern über den Gegenstand bekannt, und man wird nicht selten das finden, was eigene Erfindung nicht geben wollte, und was sich nun mit eben diesen Worten oder mit einiger Abweichung gebrauchen lässet. Besonders gehört dahin die Bekanntschaft mit den Dichtern des alten Testaments in den Büchern Hiob, den Psalmen und den Propheten.

Eine andere Stelle, welche man dem Eingange anweisen kann, findet sich nach der Ablesung des Textes, wo dieselbe dann mit der Ableitung des Thema verbunden werden muß. Daß aber hier eine andere Art des Beginnens Statt finden müsse, leuchtet von selbst ein. Wenn der Eingang, welcher im Anfange der Rede steht, mit einem allgemeinen Gedanken oder locus communis, mit einer Erfahrung, Beobachtung oder

Bemerkung, sey es in eigenen Worten, oder in Worten der heiligen Schrift, sich einführen darf, von welchen es noch nicht klar ist, in welcher Verbindung sie mit der folgenden Rede stehen: so muß dagegen ein Eingang, der dem vorgelesenen Texte folgt, nothwendig mit einem Gedanken der wörtlich oder dem Sinne nach aus dem Texte genommen ist, anheben; denn es würde gar zu sehr auffallen, einen Text vorlesen zu hören, und die folgenden Worte nicht an diesen Text angeknüpft zu sehen. Der Text würde als ein überflüssiges Motto erscheinen.

Noch eine kleine Bemerkung über die Eingänge sey folgende. Es macht zuweilen ungemeinen Eindruck, wenn der erste Gedanke des Einganges mit denselben Worten den Schluß der Predigt macht, wo er dann als Resultat des Ganzen erscheint. Auch wenn die ersten Worte des Einganges aus dem zuletzt gesungenen Verse der Gemeine hergenommen sind.

Von der Ableitung des Thema aus dem Texte.

Es ist hier nur einiges in Rücksicht der Form nachzuholen, indem über die materielle Entwickelung schon hinlänglich gesprochen ist. Zuerst, dünkt es mich, es sey ein Fehler, wenn der Redner bei dieser Entwickelung zu lange bei der Erklärung des Textes verweilt, und zuweilen eine Gelehrsamkeit entwickelt, welche hier wenigstens an der unrechten Stelle seyn dürfte; denn es ist gar nicht die Absicht einer Predigt, den Text zu erklären, sondern wichtige Wahrheiten daraus abzuleiten und diese den Zuhörern ans Herz zu legen. Es ist keine Erklärung weiter nöthig und zweckmäßig als gerade diejenige, welche es anschaulich macht, daß der Text eine hinreichende Veranlassung oder Aufforderung enthalte, über die entwickelte Wahrheit zu reden. Aus diesem Grunde sind daher Themata, welche

nur auf entfernte Weise aus dem Texte herausgepresset werden können, schon verwerflich, weil sie eine mühsame Ableitung und zuweilen gelehrte Erklärung des Textes fordern. Ist das Thema einer Betrachtung werth, so suche man einen passendern Text dazu.

Es möchte wohl kein Einwurf gegen diese Erinnerung seyn, wenn gesagt wird, daß doch die Gemeinden auch die Bibel müssen verstehen lernen; denn dieses soll in den Vorlesungen, in den Catechisationen über Bibelstellen und in den Wochenkirchen geschehen, und man würde zwei Herren dienen, wenn es auch in der Predigt Absicht seyn sollte.

Je einfacher und kürzer die ganze Ableitung ist, desto besser ist sie, wenn dadurch der Deutlichkeit nicht geschadet wird; denn desto größerer Raum wird für die Hauptparthie der Predigt selbst gewonnen. Zuweilen ist gar keine Erklärung des Textes nöthig, sondern man kann sogleich zu dem Hauptgedanken schreiten, wenn nehmlich 1) das Thema unmittelbar in dem Texte liegt, oder 2) wenn der Text eine Erzählung enthält, von welcher man nicht die Materie der Erzählung benutzen will, sondern eine Wahrheit, welche durch dieselbe sich anbietet. Es möchte z. B. nicht unschicklich seyn, bei dem Evangelio über die Speisung der 5000 Menschen, eine Veranlassung zu finden, über das Bemerkenswerthe zu reden, was sich noch jetzt über die Vertheilung der Ernährungsmittel unter so vielen Menschen, von denen der größere Theil selbst keine Nahrungsmittel hervorbringt, dem Auge des Beobachters darstellt, und über die weise Benutzung der menschlichen Triebe durch die Vorsehung, damit einer des andern Ernährer werde. In diesem Falle kann die Erzählung selbst bei Seite geschoben werden, de-

ren wunderbares ohnehin nicht erklärt werden kann, und dieses möchte bei vielen der wundervollen Begebenheiten der Fall seyn können, in welchen die moralische, oder psychologische oder auch teleologische Ansicht immer die fruchtbarste seyn dürfte.

Die Sprache selbst muß in diesen Ableitungen einfach und ohne allen rednerischen Schmuck seyn, theils weil es die Natur derselben zu fordern scheint, theils weil dieses die Parthie ist, in welcher der Gemeinde gleichsam ein Ruhepunkt oder eine Gelegenheit gegeben werden muß, in der angestrengten Aufmerksamkeit etwas nachzulassen, um sie bald nachher wieder spannen zu können. Dennoch kann die Form ziemlich mannichfaltig seyn; allein dieses lässet sich nicht beschreiben, sondern es muß den bessern Mustern abgelernt werden, und das eigene Talent muß es geben.

Von dem Schlusse der Predigt.

Es ist den Reinhard'schen Predigten oft vorgeworfen, daß den meisten derselben ein recht eindringender Schluß fehle, und vielleicht ist der Vorwurf nicht ungerecht. So nothwendig aber ein guter Schluß der Predigt ist, weil der letzte Eindruck der dauerndste bleibt, und weil es selbst billig ist, daß in dem Schlusse der Zuhörer noch einmahl auf das alles zurückgeführt werde, was er gehört hat, um es in einem Ueberblicke beisammen zu haben, auch weil der Schluß Gelegenheit darbieten kann, vorzüglich auf das Herz und auf die Entschließung zu wirken: so schwer ist derselbe auch, und so schwierig, die nöthigen Anweisungen zu einem guten Schlusse zu geben.

Vielleicht entwickelt sich dieses am leichtesten, wenn wir von den Forderungen, welche an einen guten Schluß der Pre-

digt gemacht werden können, ausgehen. Die erste Forderung, welche man machen könnte, ist wohl, daß in demselben gleichsam das Ergebniß oder das Resultat der Untersuchung zusammengefasset und vorgelegt werde, und die zweite, daß ein Totaleindruck auf das Herz oder den Willen, oder auch auf den Verstand des Zuhörers am Ende gemacht werde, welchen er mit sich zu Hause nimmt. Hier entstehen nun folgende Fragen: ist dieses immer nothwendig, und wenn dieses nicht immer seyn sollte, wann ist es nothwendig, und wie ist es in dem letzteren Falle zu erreichen?

Gewiß giebt es Fälle, in welchen ein solcher Schluß oder eine besondere Nutzanwendung nicht nöthig seyn möchte: 1) wenn der letzte Theil der Predigt die Nutzanwendung der vorhergehenden Theile enthält; 2) wenn die ganze Predigt entwickelnd ist, und sich das Hauptresultat am Ende ergiebt. In diesen beiden Fällen würde, dünkt mich, eine besondere Schlußermahnung unangenehm nachhinken, und den Eindruck nicht vermehren, sondern vermindern. Eben so giebt es manche Predigten, zu deren Tone und Haltung eine Schlußermahnung nicht passet, und es muß der Empfindung des Redners überlassen werden, ob er mit einem einzigen kräftigen Worte schließen wolle oder mit einer mehr ausgeführten Ermahnung. Es ist wohl nicht zu leugnen, daß in frühern Zeiten die Ermahnungen am Ende etwas ermüdend wurden, und den bessern Theil der Predigt nicht ausmachten, besonders wenn sie in das eintönige „so wollen wir denn immer mehr und mehr" fielen.

In andern Fällen aber ist es auch gut, wenn die ganze Reihe der Schlüsse, oder der Bemerkungen, oder der Zusammenhang des Ganzen in einer oder einigen schön gerundeten

Perioden am Ende noch einmahl kurz vorgelegt und daraus dann eine kräftige Ermahnung oder Stärkung hergeleitet wird. Hierin ist aber Abwechselung in der Form höchst nothwendig; denn wenn die Gemeine an eine gewisse Art der Schlußermahnung gewöhnt ist, so pflegt sogleich, wenn diese anhebt, die Aufmerksamkeit nachzulassen, wie man an den Bewegungen der Zuhörer sehr leicht bemerken kann. Der bessere Redner weiß es immer so zu lenken, daß die gespannte Aufmerksamkeit nicht eher aufhört, als bis das Wort Amen gesprochen ist, und dieses Amen muß den Zuhörern immer etwas unerwartet kommen, und nicht lange vorher schon geahndet werden.

Diese mannichfaltigen Formen und Wendungen lassen sich nicht wohl angeben, theils ihrer Mannichfaltigkeit wegen, theils weil das Genie dieselben immer noch mit neuen vermehrt. Zuweilen kündigt der Redner den Schluß der Rede in mancherlei Wendungen an: z. B. Blicket noch einmahl mit mir zurück u. s. w. oder der Schluß reihet sich unvermerkt an, die Haupt-Resultate erscheinen noch einmahl wieder, ohne angekündigt zu seyn, und eine herzliche Ermahnung schließt. Hier geschiehet dieses erstere in einigen an die Zuhörer gerichteten Fragen, und das letztere gleichsam in der Beantwortung derselben; dort wird es eine abgerundete Periode, welche alles klar gleichsam in einen Cyclus zusammen zu fassen versteht, und deren Nachsatz die Ermahnung oder Warnung oder der Trost ist. Ein anderes Mahl weiß der Redner seine Schlußbemerkungen in einige kräftige Sentenzen zusammen zu drängen, und mit einem bedeutenden Worte zu schließen.

Zwei Regeln möchten in diesen Schlußerinnerungen der Rede nicht zu übersehen seyn; die erste, daß dieselbe nie zu

lang und zu ermüdend werden müssen; denn lang gedehnte Ermahnungen werden nie gern gehört, eine zu wortreiche Stärkung ist gleich einem zu wässerigen Stärkungstranke. Ist der Hauptgedanke der Predigt gut ausgeführt, liegt in dieser Ausführung alles plan und in Ordnung vor den Augen: so können die Resultate in wenige Worte zusammengefasset werden. Es würde ja auch sonderbar aussehen, wenn die Schlußermahnung einer kleinen Abhandlung gleich sehen sollte. Unsere Vorfahren versahen es hierin wohl, indem sie bei einer jeden Predigt einen fünffachen usum, wie sie es nannten, verlangten, und eben damit zu der ermüdenden Weitschweifigkeit Veranlassung gaben. Eine zweite Regel ist, daß der Schluß nie zu einer andern Predigt passen müsse, als zu der, an deren Ende er steht, indem er ganz aus den vorgetragenen Gedanken hergenommen seyn, und durch diese allein seine Haltung bekommen muß.

Alles übrige, was sich über diesen Schluß der Predigt etwa sagen lässet, möchte in gesammelten Beispielen bestehen, um an diesen die gemachten Bemerkungen anschaulich zu machen, welche aber von jedem angehenden Redner selbst leichter gesucht werden können, als sie hier gegeben werden möchten, indem eine vollständige Sammlung der mannichfaltigen Arten unerreichbar ist, auch der junge Homilet durchaus zu den bessern Mustern hingewiesen werden muß, um sein Urtheil und sein Gefühl zu schärfen.

Neuntes Kapitel.

Von der Ausarbeitung der Predigt.

Daß in diesem Kapitel durchaus nur von einer vollständigen Ausarbeitung einer Predigt die Rede seyn könne, und nicht von mehr oder weniger ausführlichen Dispositionen, glaube ich wohl nicht erinnern zu dürfen; denn die Bearbeitung einer vollkommenen Predigt ist nicht das Werk weniger Augenblicke, sondern ein Werk der Sammlung des Geistes, wozu nur das schriftliche Arbeiten die nöthige Ruhe und Zeit giebt.

Das erste, was zu einer Predigt erfunden seyn will, ist der Hauptsatz oder das Thema, von welchem alle übrigen Parthien der Predigt nicht bloß ihren Inhalt, sondern auch ihren Ton und ihre Farbe bekommen müssen. Ein bewegter gefühlvoller Eingang vor einer meist belehrenden Predigt würde unpassend seyn, wenn auch der Inhalt entsprechend seyn sollte. Der für die Rede angemessene Ton, das mehr oder weniger Gefühlvolle und Rührende, oder das minder oder mehr Bewegte wird doch großen Theils durch den Hauptsatz bedingt.

Ist nun dieser Hauptsatz gefunden, dann ist die gewöhnliche Vorschrift, auch wohl die für die meisten Fälle und Köpfe am meisten passende folgende: Man suche nun die Haupttheile, dann zu diesen Haupttheilen die Unterabtheilungen; sind diese gefunden und sagen sie nach gehöriger Prüfung zu, so ist ein schicklicher Gedanke für den Eingang aufzusuchen. Von allen diesen wird nun eine vollständige Disposition in Abtheilungen und Unterabtheilungen aufgeschrieben, und wenn diese gleichsam als das Skelett der ganzen Rede oder als Con-

tour des Gemäldes entworfen ist, so geht man an die vollständige Ausarbeitung, indem man von Theil zu Theile, und von Satz zu Satze fortschreitet, und bei dem Ausarbeiten auch an die nöthige Symmetrie in der Ausführung denkt. Es ist wohl nicht nöthig, eine solche vollständige Disposition herzusetzen, deren ja auch eine große Menge schon gedruckt ist. Aber wichtiger ist die Frage, ob eine solche vollständige bis in die kleinen Unterabtheilungen gehende Disposition nachher die Ausarbeitung einer guten Predigt wirklich erleichtern werde, oder ob sie die Arbeit erschwere, und eine seelenvolle Ausführung nicht vielleicht unmöglich mache.

Wenn in der Disposition mehr als das Thema, die Haupttheile und die nächsten Unterabtheilungen schon entworfen und bestimmt sind: so muß der freie Gang des Nachdenkens während der Arbeit dadurch in der That gehemmt werden; denn alle diese kleinen Unterabtheilungen fordern ein stetes Hinblicken auf die noch nicht berührten, es entsteht eine Ängstlichkeit, daß vielleicht kein Raum für die folgenden Theile übrig bleiben möge, wenn der Geist eben im schönsten Ergusse ist, es wird vor der Zeit abgebrochen, um für das folgende noch Raum zu haben, und das seelenvolle der Arbeit verschwindet. Dieses haben alle jene Arbeiten bewiesen, welche einst chrienartig gearbeitet wurden, worin vor lauter Ordnung und Vollständigkeit aller Geist verschwand.

Es ist auch eine unbillige Forderung, daß vor der Ausarbeitung schon alle Hauptgedanken, wie eine solche ausführliche Disposition dieselben fordert, dem Redner gegenwärtig seyn sollen, welche dem lebhaften Kopfe gerade in dem Momente der Ausarbeitung zuweilen am reichlichsten zuströmen, während

sie bei der kältern Bearbeitung der Disposition nicht erscheinen wollen, und wohl nicht immer erscheinen können, weil er durch eine zu strenge Disposition gebunden ist. Es ist ja eine gewiß manchem Redner aufgestoßene Erfahrung, daß er bei dem Extemporiren, was zuweilen aus Noth geschehen muß, im Flusse der Rede und in der Wärme des Nachdenkens auf Bilder, Beispiele, Erläuterungen, anschauliche Beweise und selbst auf neue Gedanken stieß, welche ihm bei ruhigerm Nachdenken nicht gekommen seyn würden. Seine extemporirte Rede verlor zwar an strenger Ordnung und Ebenmaaß, aber sie gewann an Lebendigkeit, Anschaulichkeit und Neuheit. Aus dieser Erfahrung ergiebt sich wohl die Kraft des lebendigern und angestrengteren Nachdenkens, welche bei mehr Ruhe wo nicht verloren geht, doch nicht so lebendig wirkt, als in dem Feuer der Rede oder des fortschreitenden Ausarbeitens.

Sollten diese Bemerkungen psychologisch und erfahrungsmäßig gegründet seyn: so möchte bei dem Disponiren und dem Ausarbeiten ein Mittelweg einzuschlagen seyn. Man disponire daher nicht zu ausführlich, und sey mit dem Thema, den Haupttheilen und einigen Untertheilen zufrieden, und überlasse das übrige dem Flusse der Rede während des Concipirens in extenso. Allein man concipire so, daß man nöthigen Falles die Predigt wörtlich ablesen könne, und deute nicht das eine nur an, und führe das andere wörtlich aus. Selbst die Übergänge müssen concipirt werden, weil sonst keine Einheit der Farbe und des Tones entstehet. Dem besten Redner widerfährt es sonst, daß er an einigen Stellen fließend, gerundet und wohl spricht, an andern dagegen um Worte und Wendungen verlegen ist, oder daß beides wenigstens nicht aus einem Gusse zu seyn scheint. Es fällt z. B. schon auf, wenn nach einer in einer periodischen

und

und fließenden Sprache gesprochenen Einleitung die Ankündigung des Textes auf einmahl ganz gewöhnlich und abgebrochen erscheint.

Aber, wird man sagen, welche Arbeit dann für jede Woche, und besonders für Festwochen, wenn jede Predigt in extenso aufgeschrieben werden soll. Wer diese Arbeit scheuet, muß nicht Prediger werden; denn die Predigt ist der Haupttheil des Unterrichtes, welchen er zu geben hat, und selbst die Gemeinen legen auf dieselben den größesten Werth. Es ist aber auch so schwer nicht; denn wer schon früher als in der nächst vorhergehenden Woche an Hauptsätze gedacht, und gewissenhaft seine Predigten concipirt hat, erlangt darin eine solche Fertigkeit, daß ihm ein vollständiges Concipiren nicht mehr Zeit kostet, als andern oft ihre steife Disposition, mit welcher sie doch ungefähr in demselben Gefühle auf die Kanzel steigen, wie ein Schauspieler, der seine Rolle nicht gelernt hat, auf seine Bretter, und ein Ohr und Auge immer dem Souffleur weihen muß. Dieses strenge Concipiren ist die beste Schule nicht nur, sondern selbst die einzige, um in Nothfällen glücklich extemporiren zu können. Caput autem est, — quam plurimum scribere. Stilus optimus, et praestantissimus dicendi effector ac magister; neque injuria. Cic. de orator. 1, 33.

Wenn aber auf diese Weise concipirt wird, so wird eine früher vorgetragene Behauptung gegründet gefunden werden, daß nach vollendeter Ausarbeitung nachgesehen werden müsse, 1) ob nicht einige überflüssige Gedanken oder Theile als Auswüchse einer zu sehr treibenden Kraft abgeschnitten werden müssen, weil sie entweder das Ebenmaaß stören, oder eine vorzügliche Aufmerksamkeit auf Nebengedanken richten, oder Digres-

sionen gleich sehen; 2) ob nicht die Ausführung so ausgefallen sey, daß selbst im Hauptsatze einige nähere Bestimmungen eintreten müssen, damit er wirklich der Hauptsatz der Predigt sey. Es wird gewiß jedem, der hierin gearbeitet hat, klar seyn, daß ein Gedanke uns oft nur als Idee vorschwebt, daß wir ihn glauben in Worte mit der gehörigen Deutlichkeit und Präcision gefasset zu haben, und dennoch bei der weitern Meditation im Fortgehen der Arbeit finden, daß er noch näher bestimmt werden müsse. Oder wir bemerken bei der Arbeit, daß wir mit noch mehrerem Glücke auf eine Seite des behandelten Gegenstandes gerathen, als bei derjenigen, welche wir Anfangs im Auge hatten, und wäre es dann nicht gut, gerade diese Seite für die Darstellung zu wählen, und darnach den Hauptsatz wieder abzuändern? Durch eine Disposition kann man sich unmöglich so binden lassen, daß man nicht bei der heller sich anbietenden Ansicht, Abänderungen während des Concipirens sollte treffen dürfen.

Bei diesen Arbeiten ist es aber eine Hauptregel, die Ausarbeitung nicht bis auf die letzten Tage zu verschieben, weil Themata, welche dem Texte gleichsam mit Gewalt entwunden sind, selten in der Ausarbeitung glücklich ausgeführt werden, weil selbst die Ängstlichkeit, ob man auch fertig werden könne, der Arbeit schadet, und Hindernisse eintreten können, welche eine gute Ausführung unmöglich machen. Predigten, welche halb ausgearbeitet sind, und halb extemporirt werden, sehen immer Häusern ähnlich, welche an der einen Seite ausgebauet sind, und an der andern noch in roher Mauer stehen. Die ersten Tage der Woche gehören der Predigt, und besonders die Frühstunden, und die letzten Tage der Erholung und dem übrigen Studio. Hauptgedanken müssen schon früher gesammelt seyn.

Eine auf diese Weise ausgearbeitete Predigt muß nun nicht abgelesen, sondern gehörig memorirt, und frei gehalten werden. Allein wieder eine ungeheure Arbeit, sagen manche, welche am Ende dem Gedächtnisse, das zu sehr angestrengt wird, und der Gesundheit schadet. Es scheint dieses nur denen so gefährlich, welche die ersten Jugendjahre nicht anwandten, um das Gedächtniß auch in dieser Hinsicht zu üben, welche sich im Anfange erlaubten, ein Concept zum Nachsehen und Einhelfen vor sich zu legen, und sich an das Lesen so gewöhnten, daß sie nachher einen freien Vortrag für etwas Unmögliches ansehen. Wer aber an den ersten Predigten wochenlang memorirt, und diese Arbeit nicht scheuet, der kommt bald dahin, daß er in einem Tage eine Predigt, welche aus eigener Feder floß, memorirt, und am Ende nur wenige Stunden gebraucht. Ich habe diese Erfahrungen selbst bei Männern gemacht, welche in anderer Hinsicht kein sehr starkes Gedächtniß hatten.

Bei dem Memoriren sind es zwei wichtige Hülfsmittel, wenn 1) nur das Aufeinanderfolgen der einzelnen Parthien oder Gedanken durch eine mehrmahlige Übersicht dem Gedächtnisse inprimirt wird, 2) dabei selbst die Seite des Concepts vor Augen bleibt, wo etwas steht. Wer gehörig memorirt hat, dem steht das Concept so vor Augen, wie einem Geographen die Charte, auch wenn er sie nicht sieht. Er weiß es im Fortgange seines Vortrages, ob er oben oder in der Mitte oder am Ende einer Seite des Conceptes ist, ob eine neue Seite anfängt oder schließt, und diese memoria localis ist das sicherste Mittel, theils nicht aus der Ordnung zu kommen, theils seiner Sache immer gewiß zu bleiben, und nicht ängstlich zu werden. Fallen uns während des Vortrags passende Bilder, Gleichnisse, Beispiele, Erläuterungen oder Bibelstellen ein, so werden sie in

Gedanken gleichsam in das Concept eingeschoben, das Concept bleibt immer vor Augen, um an der gehörigen Stelle wieder fortfahren zu können. In dieser Absicht ist es aber auch gut, wenn man sich an eine kleine und enge Handschrift gewöhnt, damit das Concept nicht aus einem gar zu großen Convolute bestehe, in welchem man sich verwirrt; wenn dann die gehörigen Absätze im Schreiben gemacht werden, an welchen man gleichsam metas oder Wegweiser auf dem zu durchlaufenden Wege hat. Auf 8 Quartseiten muß eine Predigt stehen können, welche 3/4 Stunden dauert, und viel länger sollte billig keine Predigt seyn. Die erwähnten Absätze sind es dann, deren Aufeinanderfolgen und Verbindung zuerst dem Gedächtnisse imprimirt werden müssen, und wenn dieses gehörig geschehen ist, dann auch die einzelnen Perioden, in welchen diese Absätze ausgeführt sind. Man kann auch umgekehrt verfahren, und das ganze Concept una serie erst durch mehrmahliges Überlesen oder auch Lautlesen memoriren, und wenn man dasselbe inne zu haben glaubt, dann die Ordnung der einzelnen Absätze noch einmahl nachsehen.

In den ersten Zeiten der geringeren Übung binde man sich streng an die Worte des Conceptes, weil die Übung noch fehlt in gut gebaueten Perioden oder gutgesagten Sätzen mündlich etwas vorzutragen; unvermerkt wird sich mit der Zeit auch einmahl ein anders ausgedrückter Satz, eine anders gebauete Periode einschleichen, und wenn diese nun gerathen sind, so sehe man dieses nicht für einen Fehler, sondern für einen Schritt ur größern Vollkommenheit an. Am Ende kommt man eben durch das fleißige Memoriren dahin, daß man dieselben Gedanken in der aufgeschriebenen Ordnung großentheils in andern Worten sagt, und dadurch nicht verliert, sondern an Lebendigkeit

und Wärme des Vortrages gewinnt. Allein, wenn auch diese Fertigkeit noch so groß wird, so glaube doch niemand, daß er nun dahin gekommen sey, nach bloßen Dispositionen eben so gut reden zu können, als nach einem vollständigen Concepte. Unvermerkt prägt sich die bessere Sprache, die natürlichere Ordnung, das Abschneiden des Überflüssigen, das Vermeiden vor Wiederholungen in andern Worten, um nur die momentanen Lücken auszufüllen, durch das Ausarbeiten eines vollständigen Conceptes ein, und selbst dann noch, wenn alles einen andern Ausdruck gewonnen zu haben scheint, liegt das Concept zum Grunde. Die Gedanken sind doch alle schon einmahl gedacht, sind schon einmahl schriftlich und mit Überzeugung und Wahl gesagt, und dieses ist etwas ganz anderes, als wenn die Auslassungen einer Disposition memorirter ausgefüllt werden müssen.

Dieses treue Arbeiten und Memoriren hat auch noch einen andern wesentlichen Vortheil. Es sind im Predigtamte viele kürzere Vorträge zu halten, als Beichtreden, Taufreden, Traureden u. s. w., welche nicht alle aufgeschrieben werden können, weil diese theils zuweilen zu schnell kommen, theils Zeit zu den übrigen Amtsgeschäften und zum Studiren übrig bleiben muß. In allen diesen kürzern Vorträgen gelangt der Prediger nun auf diesem Wege zu der Fertigkeit, sich einem freien ohne Feder meditirten Vortrage überlassen zu dürfen, und dennoch gut und zweckmäßig zu sprechen.

Der Redner, welcher auf diese Weise seine Rede ausgearbeitet und memorirt hat, gleichet bei dem Auftreten einem Reisenden, welcher des Weges kundig, mit allen Hülfsmitteln zur Reise versehen seinen Weg frohen Muthes antritt, und gewiß seyn darf zur rechten Zeit am Ziele seiner Reise anzukommen; wer aber mit einer

bloßen, wenn auch etwas genaueren Disposition die Kanzel besteigt, der ist dem Wanderer ähnlich, welcher nur die Hauptpuncte des Weges kennt, und bei jedem kleinen Scheidewege verlegen und verlassen da stehet, ob er den rechten Weg treffe, und am Ende durch mancherlei kleine Umwege sein Ziel erreicht oder wohl nicht ganz dahin gelangt, und dann mit seinen mangelhaften Hülfsmitteln zur Reise in mancherlei Verlegenheiten sich findet.

Zehntes Kapitel.

Was heißt biblisch predigen?

Eine der schwankendsten Forderungen, welche an den christlichen Redner gemacht werden, ist wohl die, daß er biblisch predigen solle. Ungeachtet des Schwankenden und Unbestimmten, was in dieser Forderung liegt, ist sie aber dennoch so allgemein, daß noch immer viele gründliche Beurtheilungen diese Forderung wiederholen, wenn sie glauben, daß gerade diese Eigenschaft den beurtheilten Religionsvorträgen fehle. Ich erinnere mich nicht, irgendwo eine recht gründliche und ausreichende Beantwortung der Frage, was biblisch predigen heiße, gelesen zu haben, obgleich sehr wohl eine solche vorhanden seyn kann, welche dem Manne, der nicht an einem sehr großen Marktplatze der Litteratur lebt, sehr wohl entgehen kann. Eine solche gründliche und ausreichende Beantwortung dieser Frage ist aber durchaus nöthig, wenn nicht die Forderung unbillig werden soll, und versucht muß es werden, ob sich eine solche Antwort geben lasse, wenn auch der Versuch mißlingen sollte.

Zuerst ist wohl zu untersuchen, ob die Forderung an sich billig sey, und gemacht werden könne. Wenn es wahr ist, daß die Bibel der Grund unsers heiligen Glaubens, wenigstens insofern er öffentlich gelehrt wird, seyn und bleiben müsse; wenn aus der Bibel die Bestätigung der vorgetragenen Wahrheiten hergenommen werden muß, damit dieselben nicht bloß vor dem Volke ihre Autorität behalten, sondern damit nicht jedes Fremdartige als Christenthum öffentlich gelehrt werde: so wird wohl die Bibel auch unseren Predigten die Autorität geben müssen, deren sie vor einer Versammlung bedürfen, welche nie gebildet genug seyn wird, um aus reinen Vernunftprincipien Gründe aufnehmen und fassen zu können. Es heißt doch auch die Wohlthat vergessen, welche wir der heiligen Schrift schuldig sind, wenn wir sie vernachlässigen, und um das heilige Ansehen bringen wollten, welches sie genießet und wirklich verdient; denn die Bibel ist es gewesen, welche uns zu den reinern Einsichten geholfen hat, deren sich das Menschengeschlecht jetzt erfreuet, Einsichten und Ansichten, deren Schöpferinn eine Philosophie gern seyn möchte, welche doch nur die Tochter dieser ältern Mutter ist. Ob die Schulen der Philosophen das jemahls würden haben bewirken können, was der freiere Gebrauch der Bibel bewirkt hat, ist hier nicht die Frage, und lässet sich auch nicht untersuchen, indem über Möglichkeiten hin und her gestritten werden kann; allein das ist geschichtlich gewiß, daß die Schulen der Philosophen vor Christo auf das Volk nicht haben wirken können, und daß sie nach Christo die Bibel haben müssen zu Hülfe nehmen, um Licht und Wahrheit zu verbreiten; wenn sie auch nicht eingestehen wollen, daß sie selbst Licht und Wahrheit aus derselben geschöpft haben. So lange unsere Predigten den Unterricht des Volks in edlerem Sinne als Hauptzweck werden ansehen müssen, so lange werden sie die Bibel als Bestätigungs-

und Erläuterungs-Grund nicht entbehren können. Darum aber wird auch biblisch gepredigt werden müssen, so lange volksmäßig und christlich gepredigt werden soll.

Allein der Begriff einer biblischen Predigt ist schwer zu bestimmen, wenn wir nicht zuerst untersuchen, was der bloße Ausdruck biblisch in seinen verschiedenen Bedeutungen sagen könne. Biblisch kann zuerst bedeuten in der Sprache der Bibel. Wollten wir diesen Begriff annehmen, so müßte vorausgesetzt werden, daß in der Bibel einerlei Sprache oder Darstellungsart herrsche, und dann möchte es schwer seyn, diese Identität nachzuweisen, wenn auch irgend ein allgemeiner Character sich sollte auffinden lassen. Doch mit der bloßen Sprache oder Darstellungsart ist auf der einen Seite nicht viel wesentliches gewonnen, und auf der andern Seite kann der Redner seine eigene Art der Darstellung, seine Manier, seine Sprache nicht aufopfern, ohne in zu enge Gränzen eingeschlossen zu werden, und an Eigenthümlichkeit zu verlieren.

Andere haben die Forderung biblisch zu predigen in einem noch engern Sinne genommen, sich in ihren Arbeiten sogar ängstlich an die Worte der Bibel gebunden, und Spruch an Spruch gereihet. Dieß heißt freilich den Worten nach biblisch predigen, aber gerade dieses Biblische möchte sehr unbiblisch werden können, weil die aneinander gereiheten Sprüche, um in den Zusammenhang der Predigt zu passen, oft in einem andern Sinne genommen werden müssen, als derjenige ist, welchen diese Sprüche an ihrer Stelle haben. Es setzt eine schlechte Kenntniß der Bibel voraus, wenn geglaubt wird, daß ein Schriftsteller des A. T. mit seinen Worten eben denselben Sinn verbinde, welchen der Schriftsteller des N. T. seinen Worten

unterlegt, ja wenn man nur glaubt, daß im ganzen N. T. durchaus einerlei mit denselben Worten immer gesagt werde. Es mag eine große Bekanntschaft mit den Worten der Bibel verrathen, solche Arbeiten entwerfen zu können; allein dieses möchte auch das einzige Verdienst solcher Arbeiten seyn, welche selbst bei vieler Kunst sich doch durch beständige Wiederholungen alles Interesse rauben müssen. Es möchte also auch wohl dieses der wahre Sinn jener Forderung nicht seyn können. *)

Näher kommt man wohl dem wahren Sinne jener Forderung, wenn gesagt wird, biblisch predigen heiße im Geiste oder Sinne der Bibel predigen, allein auch dieses fordert nähere Bestimmungen. Geist der Bibel kann doch wohl nur bedeuten jene ganz eigenthümliche Art zu denken, wie sie in der Bibel herrscht, und jene eigenthümliche Weise, wie dieselbe ihre Art zu denken durch das Wort ins Leben treten lässet. Daß eine solche eigenthümliche Denk- und Sinnesart durch die ganze Bibel in ihren vorzüglichsten Theilen herrsche, kann niemand leugnen; aber es ist schwer, dieselbe in ihren einzelnen Äußerungen zu bezeichnen. Desto eher aber ist die Quelle zu entdecken, aus welcher dieser eigenthümliche Geist entspringt, und sich in den mannichfaltigsten Ergießungen zeigt.

Diese Quelle ist der ganz eigene und feste Glaube an die Gottheit, an deren stete Aufsicht, Gegenwart und Theilnahme an allen menschlichen Angelegenheiten, bald als Zeuge, bald als Richter, bald als Beförderer und dann wieder als mißbilli-

---

*) Einen sehr künstlichen, auch ziemlich gelungenen, aber dennoch nicht gefallenden Versuch, auf diese Weise biblisch zu predigen, findet man v. Ammon im Magazin für Prediger. B. 2. St. I.

gendes und widerstehendes Wesen, hier als Gesetzgeber und strenger Regent, dort als Beistand leistender Freund und Rathgeber. Dieser eigene und feste Glaube an diese stete Nähe und Theilnahme der Gottheit klügelt und speculirt nicht, wie das zugehe, wie sich dieses mit der Freiheit der Menschen reime oder nicht reime, diese einschränke oder nicht einschränke; sondern er glaubt, er schauet und glaubt zu wissen, indem keine Bedenklichkeit und kein Zweifel sich einmischt. Erst die spätern Zeiten, in welchen die Vernunft anfing zu philosophiren, zeigen einige Spuren von Zweifeln, welche man zu lösen versuchte, und in diese Zeiten möchten das Buch Hiobs, der Prediger und die Weisheit Salomons fallen, so wie einige Psalme. Aber wie leise sind diese Zweifel vorgetragen, und wie werden sie durch den Glauben wieder niedergeschlagen, um diesem nichts zu vergeben. Das neue Testament ist weit entfernt in die Zweifel dieser Philosophie einzustimmen, indem es vielmehr den innigen und festen Glauben an die Theilnahme der Gottheit an allen menschlichen Angelegenheiten zu befestigen und zu veredeln sucht durch die Idee, diese Gottheit ist der Vater der Menschen, der sich selbst in den unangenehmen Schicksalen als Vater bewährt, von dessen Liebe uns nichts scheiden könne weder gegenwärtiges noch zukünftiges, weder hohes noch tiefes, und dann durch die lebendigere Hoffnung einer künftigen Seligkeit, worin sich alles einst ausgleichen soll.

Aus diesem festen Glauben an die stets nahe Gottheit entwickelt sich der ganz eigenthümliche Geist und Ton der Bibel, der sich allen Worten und Darstellungen derselben ganz unverkennbar bald anthropopathischer, bald philosophischer aufdrückt. Wandle vor mir, und sey fromm, ist der Hauptgrundsatz der Sittenlehre im A. T., der aus eben diesem Glauben hervorgeht,

durch welchen sich jede Lebensregel entwickelt, jede Gesinnung entwickeln soll, und jede Handlung sich gestalten. So ist von der einen Seite jedes Ereigniß des Lebens, welches der Mensch nicht selbst bewirkt, eine Fügung und Leitung Gottes bald zur Ermunterung bald zur Warnung, bald zum Lohne bald zur Strafe; und auf der andern Seite jede Handlung oder Gesinnung recht und gut, wenn sie der aufsehenden und theilnehmenden Gottheit gefällt, oder schlecht und unrecht, wenn sie deren Beifall nicht haben kann.

Dieses ist der allgemeine Geist, welcher durchweg in der ganzen Bibel herrscht und waltet, und wie mich dünkt, das einzige, worin sich alle Bücher derselben gleich bleiben. Wenn daher unsere Predigten und Reden, unsere Unterredungen und Catechisationen in diesem Tone und Geiste sich halten: so sind sie biblisch zu nennen, und selbst dann noch, wenn auch keine Sprüche oder Worte der Bibel darin vorkommen sollten. Allein da die Bibel diese Art der Vorstellung so ganz eigenthümlich und zuweilen unnachahmlich schön ihren Worten aufdrücken kann; so kann es nicht fehlen, daß sich auch dem christlichen Redner, der in diesem Geiste redet, gerade diese Worte, und diese Bilder ungerufen darstellen werden, und ungesucht aus seinem Munde oder seiner Feder fließen. Hat daher der christliche Prediger diesen Geist sich zu eigen gemacht, ist er in gehörige Bekanntschaft mit der Bibel getreten, und unterhält er dieselbe durch stetes Lesen und Studium: so wird ohne Mühe und Kunst das ächt Biblische in seine Vorträge kommen.

Es ist hier gleich, welchem theologischen Systeme der Redner gehuldigt hat, ob dem rationalistischen, oder dem gemäßigten supernaturalistischen; denn der Glaube an die Gottheit, an

deren Vorsehung und Weltregierung ist ja allen eigen, und der eine kann mit eben der Überzeugung und Wärme diesen Ton und diese Sprache der Bibel führen, wie der andere, ohne welche keiner unserer Vorträge ächt religiös werden kann. Nur der Naturalist, der nicht die wirkende Gottheit anerkennt, sondern alles in seine allgemeinen Naturgesetze zwängt, wird diesen biblischen Geist sich nicht aneignen können, und der Mystiker im ächten Sinne wird durch seine phantastischen und dunkeln Vorstellungen wohl Worte der Bibel gebrauchen, aber er wird nie biblisch reden. Nur sey man mit dem Nahmen mystisch auch nicht zu freigebig, und bezeichne das tiefere Gefühl, welches sich vielleicht nicht immer ganz aussprechen kann, nicht sogleich mit dem Nahmen des Mysticismus. Mich dünkt, es sey eine unrichtige Vorstellung, wenn man das Wesen des Mysticismus allein in den Vorherrschen des Gefühls sucht; denn in dem Gefühle allein kann überhaupt nichts liegen. Gefühle müssen geweckt werden; das heißt sie sind Wirkungen, welche ohne eine Ursache nicht seyn können; weil sie nur die innige Theilnahme der Seele an dem sind, was sie als angenehm wünschet, oder als unangenehm verabscheuet und fliehet. Diese Vorstellungen des Angenehmen oder des Unangenehmen entstehen aber entweder aus sinnlichen Anschauungen, oder aus Urtheilen des Verstandes oder aus Schlüssen des höhern Denkvermögens. Die ersten werden in der Phantasie weiter ausgebildet, verschönert oder verhäßlichet, oder auch mit Wahrheit bearbeitet, und die andern im Verstande und in der Vernunft. Diese können daher die einzigen Quellen der Gefühle seyn. Die fehlerhaften Gefühle der Mystik nun haben ihren Ursprung in der Einbildungskraft, welche gerade bei dieser Religionsansicht am meisten thätig ist; und den wahren Mysticismus kann man nur da fin-

den, wo ein besonderes fehlerhaftes Vorherrschen der Einbildungskraft bemerkt wird.

Dieses Biblische unserer Vorträge muß aber auch christlich seyn, das heißt, es muß die reineren Vorstellungen von Gott und dessen Theilnahme an allem Menschlichen athmen, welche dem Geiste des Christenthums gemäß sind; denn im Christenthume erscheint die Gottheit als der gütige, der allmächtige, der allwissende, allweise und heilige Vater aller Menschen, dagegen in dem alten Testamente wohl mehr als der Schutzgott des jüdischen Volkes, der für dieses Volk eine gewisse Vorliebe hat Im N. T. ist durchaus die reinste Idee der Heiligkeit Gottes vorherrschend, das A. T. zeigt aber Spuren von Rache, welche die Gottheit befriedigen soll. Doch es ist hier nicht nöthig, diese Unterschiede zu bezeichnen, welche die neuere Theologie genug hervorgehoben hat. Mit diesem biblisch-christlichen Geiste wird sich die reinste Philosophie, deren höchstes Ziel das sittlich Reine und Heilige seyn muß, wohl vertragen können, wenn sie nur nicht an Worten hängt, und den Geist des Christenthums aufzufassen weiß, der nicht in allen Sprüchen derselben einzeln sich ausspricht, sondern vielmehr in dem Ganzen wohnt. Nach diesem Geiste muß dann auch das Einzelne gedeutet werden. *)

Wenn man aber unter dem Worte biblisch mehr verstehen will, als dasjenige, was ich eben angedeutet habe: so werden wir in Schwierigkeiten kommen, welche nicht immer zu überwinden seyn möchten; denn so bald es noch genauer gefaßt werden soll, so trägt ein jeder sein dogmatisches System in den

---

*) Leves haustus ex philosophia a Deo abducunt, pleniores ad Deum reducunt. Baco de Ver.

Begriff des Biblischen hinein, und verdammet alles als unbiblisch, was seinem Systeme nicht angemessen ist. Ich habe es selbst erlebt, daß herrliche Reden über moralische Gegenstände in ächt-christlichem Geiste gehalten, als unbiblische getadelt wurden, weil sie nicht von dem rechtfertigenden Glauben an Christum handelten. Auf diese Weise sündigten aber nicht bloß die Vertheidiger der ältern Dogmatik, sondern auch deren Gegner; denn wer erinnert sich nicht, daß es in der allgemeinen deutschen Bibliothek Sitte war, vieles mit dem Tadel, es sey unbiblisch, abzufertigen, wenn etwa der Ausdruck in der Bibel nicht vorkam, oder die Vorstellung der Exegese ihrer Verfasser nicht entsprach.

Möchten doch aber auch manche Rationalisten ihren dogmatischen Ansichten nicht zu vielen Werth beilegen, und möchten sie doch nicht dasjenige in den Volksunterricht bringen, was dahin, wenigstens für jetzt noch nicht, gehört; und möchten sie doch das Wort Jesu beherzigen: ich hätte euch noch viel zu sagen, aber ihr könnt es noch nicht tragen. Es wird ja keinem Rationalisten zugemuthet, daß er in dem Sinne an Wunder glauben soll, wie der Supernaturalist es etwa thut; allein er glaubt doch mit diesem von ganzem Herzen an eine Vorsehung, die es zu leiten wußte, daß durch Christum die reinere Lehre auf dem bloßen Wege der Belehrung und des Glaubens ins menschliche Leben treten konnte; er glaubt ja mit diesem von ganzem Herzen, daß diese Vorsehung gerade zu Jesu Zeit besonders thätig gewirkt habe, um diesem Christenthume Bahn zu machen. Das Volk glaubt noch an diese Wunder, und nicht bloß das Volk im unedlern Sinne, sondern in dem edlern Sinne, worin es die große Mehrzahl der christlichen Gemeinen bedeutet. Warum wollen wir nun diesen Freunden des Christenthums in

dem Volksunterrichte mit der Bestreitung dieses Glaubens lästig werden? Wollen wir nicht vielmehr diese Handlungen Jesu, wie sie die Evangelien erzählen, stehen lassen, ohne uns in eine Erklärung des Wie, wovon noch keine gelungen ist, einzulassen, und dagegen uns an die practischen Momente wenden, welche in den meisten zu finden sind? Möge der Jüngling in Nain ein Scheintodter gewesen seyn oder nicht, man kann ja das behalten, daß er bei dem Eintritte Jesu in dieser Stadt aus seinem Todesschlummer erwachte, dieses eine hohe Aufmerksamkeit auf die Person Jesu erregte, seine Menschenliebe in einem göttlichen Lichte zeigte u. s. w. und das Außerordentliche unerklärt lassen. Wie bald werden wir uns bei unsern Gemeinden um den Glauben biblischer Lehrer bringen, wenn wir hier leugnen und bestreiten. Weder der Rationalist kann diese facta erklären noch der Supernaturalist, und darum lasse man doch, wie ein ächter Rationalist, Müller, in seinem Buche von dem Wahren und Gewissen sagt, dem heiligen Glauben seine Würde, und seine Wohlthätigkeit. Die Zeit wird ja ohnehin ohne gewaltsames Reformiren alles klar machen.

Elftes Kapitel.

Von der Popularität der Predigten.

Eine andere Forderung, welche von allen Seiten an unsere Predigten gemacht wird, ist diejenige, daß sie populär seyn sollen. Populär kann in diesen Forderungen nichts anderes heißen, als: unsere Predigten müssen dem Volke in dem oben angegebenen Sinne verständlich, und den Bedürfnissen desselben angemessen seyn. Nothwendig müssen wir die beiden angegebenen

Merkmale in diesen Begriff aufnehmen; denn manches ist darum noch nicht populär, weil es verständlich ist, indem das Verständliche allein noch nicht anziehet, und den Beifall der Gemeinden erwirbt. Das Erste also, was von einer populären Predigt verlangt wird, ist die Verständlichkeit für die Gemeinde. Allein wird man sagen, eine Gemeinde ist aus so verschiedenartig gebildeten Mitgliedern zusammengesetzt, daß dasjenige, was dem einen verständlich ist, von dem andern noch nicht gefasset werden kann, und was dieser letztere etwa fasset, wird für den erstern fade und langweilig. Wie wird sich also eine Faßlichkeit denken lassen, welche zugleich den Beifall der ganzen Gemeinde erhält. Ungeachtet dieser Bedenklichkeit möchte doch wohl eine Popularität sich denken und selbst wirklich machen lassen, von der man sagen dürfte: omne tulit punctum.

Die Unverständlichkeit hat ihren Grund entweder in dem Stoffe des Vortrages, oder in der Darstellung; denn es giebt Materien, welche den Gemeinden, auch den gebildetsten stets unverständlich bleiben werden, andere, welche nur besondern Gemeinden nicht faßlich werden können; es giebt aber auch Darstellungsarten, durch welche das dem Stoffe nach Verständlichste, unverständlich wird. Zu den Materien, welche allgemein unverständlich seyn möchten, gehören:

1) Philosophische Untersuchungen aus dem Gebiete der höhern Metaphysik, welche selbst für den Gelehrten das Studium in abgezogener und zerstreuter Einsamkeit fordern, um ganz übersehen und gefasset werden zu können. Diese können und dürfen nie Gegenstände unserer Predigten werden, auch schon aus dem Grunde, weil sie bloß ein speculatives und nur entfernt ein practisches Interesse haben. Eine Predigt über den

Deter=

Determinismus möchte nie populär werden, man möchte dieses System bestreiten oder vertheidigen, so wichtig die Frage an sich auch für die Moral seyn möchte; sie gehört daher allein in die Schulen der Philosophen. Die ganze neuere Naturphilosophie ist so wenig verständlich, daß sie wohl nie ein Gegenstand des Volksunterrichtes werden kann; denn selbst ihre Meister scheinen sich unter einander nicht zu verstehen. Sogar manche berühmte Sätze der Kantischen Philosophie eignen sich ihres Inhaltes wegen nicht leicht für einen populären Vortrag. Z. B. Man muß das Gute thun allein um des Guten willen. Dieser Satz scheint klar zu seyn, und ist es nicht; denn der gesunde Menschenverstand kann es nie begreifen, daß Mittel und Zweck einerlei seyn können, er hört daher Worte und fasset keinen fruchtbaren und bleibenden Gedanken dabei auf. Alle diese Predigten werden bei den gebildetsten Gemeinden immer nur den Gedanken zurücklassen: die Tugend muß nicht eigennützig seyn, welchen sie lange gewußt haben. Dahin gehören auch die Sätze: der Mensch muß nie als Sache, sondern als Person behandelt werden — die Tugend ist sich Selbstzweck.

2) Sehr viele Lehren und Distinctionen der ältern Dogmatik, welche theils durch bloße Streitigkeiten entstanden sind, theils nur ein speculatives Interesse haben, theils sogar ungegründet und unbiblisch sind. Diese möchten wohl so bekannt seyn, daß eine besondere Anführung derselben nicht nothwendig seyn dürfte.

Andere Materien sind nur in besondern Gemeinden unverständlich, und daher auch unpopulär. Dieses sind alle Materien, welche aus andern Lebenskreisen hergenommen sind, und daher den Kreis der Gemeinden überschreiten. Es ist leicht einzusehen, daß der Prediger in größeren Städten andere Tugen-

den und andere Sünden, andere Verhältnisse und Verbindungen, andere Arten der Bildungs- und Erziehungsweise berühren oder im Sinne haben kann, als der Prediger vor einfachen Landleuten. Eine Predigt über zu weit getriebene Verfeinerung würde eine einfache Landgemeine kaum verstehen, so wie ein Vortrag über eine zu weit getriebene Zweifelsucht wohl in einer Universitätskirche, aber schwerlich in einer Landkirche an der rechten Stelle seyn möchte. In allen diesen Fällen muß das eigene richtige Gefühl und die Bekanntschaft mit der Gemeine und deren Bildung in jeder Hinsicht leiten.

Eine weit reichere Quelle der Unverständlichkeit ist aber die Darstellungsart; denn die leichteste Materie kann so unverständlich vorgetragen werden, daß man nicht weiß, wovon eigentlich die Rede ist. Dieser Quelle der Unverständlichkeit müssen wir noch näher auf die Spur zu kommen, und sie in den einzelnen Zuflüssen zu entdecken suchen. Gewiß ist der erste Zufluß oder die erste Ader dieser Quelle der Mangel des eigenen richtigen Denkens, Beobachtens und der richtigen Erfahrung. Was man selbst dunkel dachte, oder selbst nur halb sah und beobachtete, das kann man gewiß nicht anders als dunkel und halb nur wiedergeben. Dieses Dunkle und Unbestimmte wird von manchem Redner vielleicht nicht einmahl als dunkel erkannt und als unbestimmt bemerkt, und daher kommen denn eine Menge Worte, eine Weitschweifigkeit, welche die Zeit ausfüllen, aber kein Licht geben. Man wird es an sich selbst wahrnehmen können. Je klarer ein Gedanke uns vorschwebt, je heller die Einsicht in die einzelnen Theile desselben ist, je bestimmter man die Unterschiede, die Gegensätze, die Ähnlichkeiten oder Verwandtschaften mit andern und von andern erkennt, desto präciser und pertinenter weiß man auch einen solchen Gedanken darzustellen, und die

Worte scheinen sich von selbst anzubieten. Je mehr aber das Gegentheil eintritt, desto mehr Worte müssen wir gebrauchen, weil uns immer noch etwas zu fehlen scheint, weil immer noch eine neue Bestimmung nothwendig wird, welche im Grunde nicht bestimmt, und wir sind am Ende mit unserer eigenen Darstellung unzufrieden. Es ist schwer in diesem Falle Beispiele anzugeben, und sie möchten auch nicht nöthig seyn, weil einige Bekanntschaft mit gedruckten Predigten, und ein näheres Forschen nach der Ursache der Undeutlichkeit diese Quelle uns zeigen wird. Zuweilen liegt diese Unverständlichkeit in einem einzigen Hauptbegriffe, welchen wir nicht ganz klar dachten, und welcher durch die ganze Betrachtung hindurch uns immer wie ein dunkler Punct im Wege ist. Z. B. „Durch kleine Mittel bewirkt Gott zuweilen etwas sehr Großes." Der Begriff kleine Mittel ist nicht deutlich und bestimmt gedacht; denn das Mittel muß nothwendig der Wirkung angemessen seyn. Daher wird dieser Begriff des Kleinen während der Ausführung allerlei Gestalten annehmen, und in verschiedenem Sinne vorkommen. Bald wird das Alltägliche, bald das weniger Bemerkte, dann wieder das vor Menschen Verächtliche u. s. w. darunter verstanden werden, und daher wird unsern Schlüssen die nöthige Kraft und Übereinstimmung fehlen.

In dem angeführten Beispiele wird sich der Nachtheil des unbestimmten Begriffes sehr groß nicht zeigen, weit größer aber in andern Fällen. Z. B. in dem Thema: die Versöhnung Jesu Christi der Grund unserer Beruhigung. Wenn in diesem Thema der Redner nicht einen bestimmten und deutlichen Begriff der Versöhnung aufgefasset und sich ganz klar gemacht hat: so wird seine ganze Rede ein verworrenes Hin- und Herreden ohne Haltung und Einheit werden, zumahl auch der Begriff der Beruhigung nur im Allgemeinen genommen ist.

Eben dieselbe Unverständlichkeit erzeugen halb gemachte Beobachtungen und einseitige Erfahrung, denn sie veranlassen es oft, daß der Redner der Gemeinde von etwas zu sprechen scheint, was sie nicht verstehen, weil es mit ihren Beobachtungen und Erfahrungen nicht übereinstimmt, oder denselben sogar widerspricht.

Eine zweite Nebenquelle dieser Unverständlichkeit ist der Mangel an logischer Ordnung, wodurch die einzelnen Theile entweder ihre Stelle nicht bekommen, oder wodurch Lücken entstehen, welche ausgefüllt werden sollten. Es wird jedem klar genug seyn, daß dieser Mangel eine Quelle der Unverständlichkeit werden müsse; aber nicht so leicht wird es jeder eingestehen und fühlen, daß gerade in seinen Arbeiten dieser Fehler herrsche. Es ist daher gut, wenn man zuweilen die Gelegenheit ergreift, bei einsichtsvolleren Gliedern der Gemeinde, oder bei Freunden zu forschen, ob sie unsere Vorträge verstanden haben, und dann, wenn dieses Verstehen nicht eingetreten seyn sollte, nicht eher zu ruhen, als bis man die Ursache in seinen eigenen Arbeiten entdeckt hat.

Ein dritter Zufluß zu dieser Quelle der Unverständlichkeit ist dann der unverständliche Ausdruck, oder die unverständliche Sprache, welche am Ende in dem undeutlichen Denken wohl ihren Grund haben mag, zuweilen aber auch in andern Eigenschaften des Styles. Unverständlich ist dem Volke zuerst die Sprache der Schule, oder der wissenschaftliche Ausdruck, mit welchem in den gelehrten Untersuchungen die Begriffe und Vorstellungen bezeichnet werden. Diese Schul- oder Büchersprache ist gerade am geläufigsten, wenn man die Universität eben verlassen hat, und gerade in diesem Zeitpuncte werden junge

Redner am meisten auf ihrer Hut seyn müssen. Sie besteht aber nicht bloß in jenen Ausdrücken, welche in den Schulen der Gelehrten allein gebraucht werden; sondern auch in denen, welche zwar in der edlern Sprache des gemeinen Lebens sich finden, aber in einem oft sehr verschiedenen Sinne; denn nicht bloß die Wörter Realität, Modalität, Negation, Object, Subject, welche sich schon durch ihr Ausländisches verrathen, gehören zur Schulsprache; sondern auch Bedingung, bedingen, bedingt seyn, Vorwurf, Beziehung u. s. w., welche im Leben in ganz anderem Sinne vorkommen, als in der Schule. Unter diesen wissenschaftlichen Ausdrücken giebt es aber auch einzelne, welche der Fortgang der Zeit schon jedem nur etwas gebildeten Zuhörer verständlich gemacht hat, als Gegenstand, Begriff, Moral, moralisch, Character, Religion, religiös und andere. Das Lesen der besseren Muster und ein aufmerksamer Umgang mit den mittleren und unteren Ständen wird hierin das richtigste Gefühl des Brauchbaren und des Unbrauchbaren geben.

Aber auch die höhere Büchersprache ist dem Volke unverständlich, und muß nach einem richtigen Gefühle vermieden werden. Wie schwer ist es aber, anzugeben, worin die höhere Büchersprache bestehe. Es sind ja nicht die schönen und erhabenen Bilder und Gleichnisse der Dichter, welche dem Volke unverständlich sind; denn ich bin gewiß, daß mancher Landmann die erhabensten Stellen in Klopstocks Messias versteht, wenn ihm nur die Sachen bekannt sind, wovon die Rede ist, daß herrliche Oden und Lieder eines Cramers und Klopstocks ihm zusagen, und daß er mit Wohlgefallen sie hört. Daher kann unter der höhern Büchersprache nur diejenige verstanden werden, welche aus den Wissenschaften in die allgemeine Sprache der Bücher übergegangen ist, oder sich aus höhern Kreisen des Lebens her-

schreibt, und Gegenstände, Begriffe, Verhältnisse, Arten zu denken und zu empfinden bezeichnet, welche nur in diesen Kreisen vorkommen können.

Zuweilen ist es aber auch eine gesuchte Würde, welche man seiner Kanzelsprache geben will, durch welche die Unverständlichkeit herbeigeführt wird. An dieser Krankheit leiden junge Redner ziemlich oft, wenn sie alles Gewöhnliche sogleich als unwürdig verwerfen, und nur in dem ungewöhnlicheren Ausdrucke, der oft nicht einmahl so schön ist, sich gefallen. Vorkommenheiten, statt Vorfälle, Ereignisse, Begebenheiten — Streben des Christen nach rühmlichem Urtheile, statt nach einem guten Nahmen. Eben dieses Ringen nach würdigem Ausdruck erzeugt dann auch die langen, schwerfälligen und schlecht gerundeten Perioden, weil alles Natürliche und Ungezwungene gewöhnlich, und alles Gewöhnliche als unwürdig erscheint. Was nicht lichtvoll und klar ist, was der gebildete Mensch, und besonders das gebildete Frauenzimmer nicht sogleich versteht, oder demselben durch die hinzugefügten Erläuterungen nicht klar wird, das ist gewiß nicht populär verständlich, wenn es auch noch so tönend klingen sollte.

Eine noch andere Unverständlichkeit entsteht aus der Unbekanntschaft des Redners mit dem Leben selbst. Es ist dann den Zuhörern, als wenn sich der Redner in seinen Schilderungen, Beispielen, Erläuterungen und mit seiner ganzen Rede in einem ganz andern Lande befände, wo eine andere Art des Lebens herrscht, als in demjenigen, wo die Zuhörer wohnen. Seine Schilderungen der Tugend zeichnen lauter Helden und Ideale, welche unter ihnen sich nicht befinden; die Beschreibung der Sünden und Laster deuten auf schwarze Gestalten hin, wie

sie noch nicht bemerkt wurden; es sind nur Engel oder Teufel, welche ihnen vorgeführt werden, und darum wissen die Zuhörer nicht recht, was ihr Prediger will, wenigstens vermögen sie nicht, das auf ihr Leben anzuwenden. Eine zu große Bekanntschaft mit Romanen und Schauspielen umgiebt gar leicht den jungen Prediger mit einer Welt, welcher nichts weiter, als die Wirklichkeit fehlt.

Dagegen aber müsse niemand glauben, als wenn die Popularität ihrer Verständlichkeit wegen eine gemeine, sogar platte Art des Ausdrucks verlange. Man kennt in der That das Volk schlecht, wenn man glaubt, daß man sich auf diese Weise zu demselben herablassen müsse, worin sogar berühmte Redner, z. B. Sintenis gefehlt haben, welche ihren Predigten eine Sprache leihen, welche sich allenfalls für Volksschulen schicken möchte, weil die gesuchte Deutlichkeit beinahe jede Schönheit des Ausdrucks verschmähet, zwar nicht gemein ist, aber doch auch zu sehr in den Lehr- und Schulton verfällt. Das Volk im edleren Sinne, und sogar das in den Landgemeinen, versteht nicht bloß edle Bilder und Gleichnisse, wenn sie nur aus ihren Kreisen hergenommen sind, sondern liebt sie sogar, und wiederholt sie mit Wohlgefallen; es will es nicht einmahl, daß ihr Prediger ganz in den Ton des gemeinen Lebens verfalle, sondern meint, daß sich für die Würde der Kanzel eine andere Sprache gezieme. Es kann schön gebauete Perioden, wenn sie nur lichtvoll und klar sind, sehr wohl übersehen, selbst zuweilen behalten, hat Sinn für die schönern Figuren der Rhetorik, wenn es auch nicht die Schulbenennungen kennt, und sagt von einer Predigt, worin dieses fehlt, daß sie in einem Tone fortgehe, und sich nicht gut anhöre. Wie edel spricht Cicero, und dennoch dem ganzen Volke verständlich, und wie weiß er Kunst-

ausdrücke und wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dennoch die Begriffe in schönen Umschreibungen wieder zu geben, wenn sie ihm nöthig scheinen. Sollte dieses nicht auch in unserer so bildsamen deutschen Sprache möglich seyn?

Durch diese bessere Sprache ziehen wir nach und nach das Volk zu uns herauf, und veredeln dasselbe; denn es ist nicht genug einen guten Gedanken denken; er ist anziehender und darum auch wirksamer, wenn er zugleich schön gedacht wird. Ein schönes Bild, das dem Volke zum Anschauen vorgehalten wird, erregt nicht bloß den Gedanken, welchen wir zunächst erregen wollen; sondern es wird selbst in der Erinnerung und Wiederholung noch oft fruchtbar an andern verwandten Gedanken, wie die musterhaften Bilder und Gleichnisse Jesu Christi unsers Herrn. Eine Ermahnung kann von dem Prediger im vertraulichen Gespräche in ganz andern Worten vorgetragen werden, als von dem heiligen Lehrstuhle herab, und diesen Unterschied fühlt selbst das Volk sehr lebhaft, und sein Gefühl wird beleidigt, wenn es diese Sprache in der Kirche hört. Z. B. Ihr müßt erst fleißiger in die Kirche gehen, dann werdet ihr auch mehr Lust zum Worte Gottes bekommen — klingt ganz angemessen in dem Hause des Predigers im vertraulichen Gespräche; aber sollte es eben so angemessen auf der Kanzel seyn? Und wie leicht ist eine edlere Wendung zu finden, um dasselbe gewiß recht verständlich und ohne Beleidigung des Gefühls zu sagen.

Eine andere Forderung, welche in dem Begriffe der Popularität liegt, ist, daß dasjenige, was vorgetragen wird, den Bedürfnissen des Volkes angemessen sey. Denn dasjenige, wovon man fühlt, daß es brauchbar für uns sey, irgend einem gefühl-

ten Mangel abhelfe, irgend einen neuen angenehmen Zuwachs gebe, zieht an; dagegen dasjenige, wovon man nicht recht einsieht wozu es nütze, immer etwas Zurückstoßendes hat. Der wissenschaftliche Sinn mag ein anderer seyn müssen; denn diesem muß es genügen, wenn nur Wahrheit gefunden wird, wenn auch fürs erste kein begreiflicher Nutzen einleuchten will; aber mit der Religion, welche für das Leben und für den unmittelbarsten Gebrauch bestimmt ist, ist es anders. Wir sind ja als Prediger nicht gelehrte Theologen, welche die tiefern Untersuchungen anstellen sollen, wenigstens sind wir das nicht in unsern Reden vor dem Volke; sondern wir sind Lehrer und Redner für das Leben diesseits und jenseits.

Das Volk sucht in den Kirchen Belehrung in Ansehung dessen, was ihm in der Religion noch dunkel ist oder mangelhaft, es sucht Beantwortung seiner mancherlei Zweifel und Bedenklichkeiten, es will Trost finden für die unangenehmen Lagen des Lebens, Beruhigung in Dingen, worin es sich nicht zu finden weiß; und Hoffnung für den Ausgang aus diesem Leben. Aber wohlverstanden keine Belehrungen über Dinge, welche für das fromme Leben oder Herz keinen Werth haben, sondern Belehrungen für die Pflichten und Verhältnisse des Lebens selbst. Mit einem Worte, es will ächt-religiöse Predigten. Andere Bedürfnisse hat es nicht für die Kirche; denn die übrigen sucht es anderwärts zu befriedigen. Wenn es nun die Befriedigung dieser Bedürfnisse in einer Kirche von keiner Seite findet, so fängt es an, die Kirche zu meiden, und der Redner, den das Volk meidet, ist gewiß nicht populär.

Diese Betrachtung zeiget wohl deutlich, daß das Populäre nicht allein in der Diction und Darstellungsart, sondern gewiß auch

in der geschickten Wahl der Gegenstände liege, über welche der Prediger zu sprechen weiß, und gerade dieses muß sein unablässiges Studium seyn, wenn er nicht bald verlassen seyn will. Hiezu ist aber nicht allein hinreichend, daß man wichtige und interessante Gegenstände an sich wählt, sondern zuweilen auch den besondern Bedürfnissen der Gemeinden nachforscht, die Wünsche der Mehrzahl zu erfahren strebt, um zuweilen von recht ort- und zeitgemäßen Gegenständen zu reden, wenn dieselben an sich wichtig und der Kanzel würdig sind. Damit wird aber nicht behauptet, daß einem verderbten, empfindelnden oder sonst fehlerhaften Geschmacke gehuldigt werden dürfe, um nur populär zu seyn. Zuweilen gefällt ein süßlicher Ton, der immer empfindsame Materien zu wählen, und noch empfindsamer zu behandeln weiß, der weichliche Thränen erpresset, aber weder wirklich belehrt, noch bessert. In solchen Predigten spielen die ehelichen Verhältnisse von einer gewissen Seite genommen, die zarten Verbindungen der Liebe und Freundschaft, Schilderungen der Einsamkeit, Aussichten in ein ziemlich sinnliches künftiges Leben die vornehmste Rolle. Allein auf diese Weise ein Auditorium um sich sammeln, und der bloßen Empfindung huldigen, das heißt der Würde des heiligen Lehrstuhles etwas vergeben.

Aber, wirft man zuweilen ein, wenn der geistliche Redner nach Popularität streben soll, welchen Theil seiner Gemeine soll er im Auge haben? Einige sind gebildet und fordern andere Gegenstände, eine andere Behandlung und Sprache, andere sind weniger gebildet, und möchten durch dasjenige, was die erstern befriedigt, schlecht berathen seyn. Dieser Einwurf ist nur scheinbar. Die Religion und alles, was sich aus dem religiösen Gesichtspuncte behandeln lässet, ist für alle, und es giebt eine Behandlung und Sprache, welche allen gefällt und

allen zusagt. Man verbinde mit der gehörigen Deutlichkeit nur eine edle Darstellung der Sache und eine reine und würdige Sprache, so wird man allen, welche billig sind, gefallen. Der Vornehme wandelt mit uns gern, wenn er anders religiös ist, in die Hütten der Armuth, und betrachtet mit uns dort die fromme und thätige Hausfrau, die anspruchslos den ihrigen Brod zu schaffen sucht und ein Muster des Fleißes ist, oder die stille Dulderinn, welche im Vertrauen auf Gott ihr Leiden trägt, und durch Gebet sich stärkt, aber kaum es weiß, daß sie eine Tugend übt. Der Arme und Niedre versteht seinerseits die Schilderungen wohl, deren Gegenstände in den Häusern der Reichen sind; und wenn das ist, warum sollte dieses alles nicht allen genügen, wenn es nur wahr, und erbauend und bessernd und edel gesagt wird. Popularität ist demnach weit entfernt von Niedrigkeit, Gemeinheit und Plattheit.

Zwölftes Kapitel.

Was unterscheidet eine Predigt oder Rede von einer Abhandlung?

Gewiß ist über manche Predigten das Urtheil gefället worden, es seyen nicht Predigten, sondern Abhandlungen; aber selten wird es erklärt, worin der Unterschied zwischen einer Predigt und Abhandlung liege, obgleich diejenigen, welche so urtheilen, nach einem richtigen Gefühle urtheilen. Auf den ersten Anblick scheint es, als wenn eine so große Ähnlichkeit zwischen einer Abhandlung und einer Predigt sey, daß man auf die Auffindung des Unterschiedes Verzicht leisten müsse. Die Predigt

hat einen Hauptsatz, die Abhandlung auch; jene hat ihre Unterabtheilungen, diese gleichfalls; die Rede hat eine Einleitung, die Abhandlung sucht sich auch erst einzuführen; in jener muß eine würdige Sprache herrschen, und dieselbe fordert auch diese, und beide haben einen gleichen Zweck der Überzeugung von der Wahrheit ihrer Behauptungen. Dennoch aber verräth sich der Unterschied meistens auf den ersten Blick.

Man hat freilich diesen Unterschied hauptsächlich in der mehr oratorischen Diction finden wollen, welche der Predigt als Rede eigen seyn müsse; allein es giebt auch Abhandlungen, welche nichts weiter sind, als dieses, welche in Schönheit der Diction und oratorischem Numerus mit den besten Predigten wetteifern. Andere meinten, daß das Wesen in der Form liege, und Einleitung, Text, Thema, Ausführung und Anwendung die Predigt gebe; dagegen die Abhandlung in dieser Hinsicht mehr Freiheit habe. Läge aber hierin der Unterschied, so müßte man nie von einer Predigt, worin diese Form richtig beobachtet wurde, sagen können, sie sey nicht eine Predigt, sondern eine Abhandlung und dennoch ist das oft mit Recht geschehen. Auch würden die analytischen Predigten und ächten Homilien niemahls den Nahmen einer Predigt verdienen, weil sie wirklich eine größere Freiheit der Form haben. In diesem allen kann also wohl der Unterschied nicht liegen.

Die Predigt ist, wie wir oben bewiesen haben, ihrem Wesen nach eine Rede, und von der eigentlichen Rede durch nichts unterschieden, als durch ihren Inhalt. Sie muß daher, wenn sie von der Abhandlung verschieden seyn soll, gerade darin ihren unterscheidenden Charakter finden, worin die eigentliche Rede ihn hat. Eine Abhandlung hat es nur mit ihrem Gegen=

stands ganz unabhängig von ihren Lesern zu thun, die Rede hingegen stellt ihren Gegenstand gegenwärtigen Zuhörern zur Beurtheilung hin, oder sucht auf sie zu wirken auf mannichfaltige Weise. Daraus entsteht eine Art von Handlung zwischen dem Redner und den Zuhörern, welche der Redner sich immer in einer gewissen auf ihn sich beziehenden Thätigkeit denken muß. Gerade diese Action oder Handlung ist das Wesen der Rede. Sie steht daher zwischen der Abhandlung und dem Drama mitten inne. In der Abhandlung ist gar keine Handlung, sondern kältere oder wärmere, stillere oder lebendigere Untersuchung und Mittheilung des Gegenstandes; im Drama hingegen ist von beiden oder mehreren Seiten gleiche Handlung, in der Rede aber ist der Redner der vorzüglich handelnde und die Zuhörer handeln nur durch stille Billigung oder Mißbilligung und durch die dazwischen liegenden unentschiedenen Gemüthszustände. Gerade dieses Gefühl der Billigung, die man erwartet, oder der Mißbilligung, welche man fürchtet, hält den Redner in gespannter Thätigkeit, und giebt seinem Vortrage etwas Eigenes, was in der Abhandlung wegfällt.

Aus diesem Gefühle oder aus dieser Stimmung des Redners entwickeln sich alle rhetorische Figuren, welche als Mittel gedacht werden, kräftiger auf den Zuhörer einzuwirken, alle bald lebhaftern, bald stillern Arten der Darstellung, je nachdem der Redner bald glaubt erzählen oder belehren, bald überzeugen und gewinnen, bald aber auch dringender um Beifall oder Theilnahme glaubt wirken und handeln zu müssen. Es lässet sich dieses sehr anschaulich darstellen, wenn man irgend eine Rede in der Absicht näher zerlegt, um sich in die verschiedenen Gemüthszustände des Redners in Beziehung auf seine Zuhörer hinein zu denken, und es sich klar zu machen, auf welche Weise der ganze Gang

der Rede und die verschiedenen Abwechselungen der Darstellung entstanden seyn mögen. Vielleicht ist ein solcher Versuch nicht ohne Belehrung und Gewicht für die Entscheidung dieses Gegenstandes. Ich wähle dazu eine Rede des Cicero pro Archia poëta, weil diese keine der heftigern ist; denn einige Reden gegen den Catilius verwandeln sich fast ganz in eine Monodrama. Es kommt hiebei nichts auf den Umstand an, ob Cicero diese Rede, ehe er sie hielt, ausarbeitete, oder ob dieselbe nach kurzen Vorbereitungen aus dem Stegreife gehalten wurde; denn bei der Ausarbeitung mußte er seine Zuhörer sich stets als gegenwärtig denken.

Zuerst erwartet Cicero von seinen Zuhörern den Einwurf, warum gerade der Römer für einen Fremden, der Staatsmann und Philosoph, für einen Schauspieldichter auftrete. Diesen Einwurf beantwortet er mit der Bemerkung, daß er als Redner fast seine ganze Bildung diesem Archias zu danken habe, und daß die Dankbarkeit ihn auffordere, jetzt für dessen Befreiung in einer schweren Anklage alles zu thun, was in seinen Kräften stehe. Darauf fällt es ihm ein, daß man es tadeln könne, daß er vor einem Gerichte, vor welches nur Rechtsfragen gehören, und vor dem nur Rechtsgründe entscheiden können, mit dem Lobe der schönern Wissenschaften auftrete, und sucht deshalb zu zeigen, daß gerade hier, wo die Rechtsgründe schon für den Archias entschieden, diese dennoch ein größeres Gewicht durch den Beweis erhalten würden, welchen wohlthätigen Einfluß die schönen Wissenschaften selbst auf den Staat haben könnten.

So entwickelt sich die so sehr passende Einleitung und der so schöne Übergang auf die beiden Hauptgedanken der Rede:

Wir müssen den Archias den Aufenthalt in Rom gestatten; denn er ist schon Bürger und das Recht entscheidet für ihn; wäre er aber nicht Bürger, so müßten wir ihm das Bürgerrecht geben; denn der Staat bedarf solcher Männer, um unsere Jünglinge durch schönere Wissenschaften zu bilden.

Allein, sagen die Gegner, ist denn Archias ein solcher Mann? dieser Einwand der Gegner, welcher freilich nur gedacht wird, aber natürlich war, führt nun eine kurze aber kunstvolle Schilderung des bisherigen Lebens des Archias herbei, in welcher zwei Puncte in ein schönes Licht gestellet werden; der eine, daß Archias diesen Lebensumständen gemäß schon Römischer Bürger seyn müsse, wenn auch die schriftlichen Documente verloren gegangen seyn sollten, und der andere, daß er fast allen berühmten Römern, deren Söhne und Nachkommen unter den Zuhörern waren, theuer gewesen sey, und daß es heiße, die Vorfahren Lügen strafen, wenn er jetzt vertrieben werden sollte.

Natürlich war es, daß er jetzt dachte: nun wird mein Gegner auftreten, er wird von mir Beweise fordern, er wird diese Beweise zuerst durch den Umstand zu schwächen suchen, daß kein schriftliches Document vorhanden sey. Gegen diesen Einwurf ist nun seine Handlung in der Rede gerichtet, und er beweiset, daß keine solche Documente vorhanden seyn könnten, weil alle die Archive verbrannt seyn, dagegen aber noch unverwerfliche lebende Zeugen auftreten können. Doch sagt Gracchus als Gegner: Warum ist denn so viel an diesem einen Fremden gelegen, daß um seinetwillen von einer allgemeinen Maaßregel eine Ausnahme gemacht werden soll. Dieser Einwurf bietet dem

Redner nun die schönste Gelegenheit dar, über den Werth der schönen Wissenschaften zu reden.

In dieser Ausführung des Werthes der schönen Wissenschaften ist es wieder bemerkenswerth, daß gerade der ganze Ton und die Wahl der Gründe durch die Zuhörer motivirt wird, welche der Redner vor sich hatte, und in deren Stimmung er sich hinein versetzte. Diese Gründe sind:

1) Erholung bietet uns die Dichtkunst dar, und gerade uns, die als Staatsmänner von so manchem verdrießlichen Geschäfte eine solche Erholung am meisten nöthig haben, und vorzüglich jetzt in diesen turbulenten Zeiten. Eine Erholung ferner, welche ungleich mehr Werth hat, als die gewöhnlichen der bloßen Sinnlichkeit, weil sie 2tens dem Geiste und Herzen zugleich Nahrung und Stärkung reicht. Dieses wird nun aus Beispielen in der Römischen Geschichte anschaulich gemacht. Drittens, beides gewährt sie nicht bloß dem Gelehrten, sondern jedem, der nicht ganz roh ist, dem Krieger, wie dem Staatsmanne, wie das Beispiel eines Marius zeigt, der nur Krieger war. Viertens wollen wir edlen Römer denn allein Barbaren gegen die Wissenschaften seyn, und hinter andern Völkern zurückstehen? Und jetzt mehr Barbaren seyn, als unsere Vorfahren, welche an einem Ennius ganz anders handelten?

Neues Leben bekommt die Rede wieder durch den gedachten Einwurf des Gegners und anderer; allein was kümmert uns Römer die Literatur und Poesie der Griechen; Archias ist ja nicht Römer, wie Ennius. Die Antwort war leicht, aber die Herbeileitung dieser Antwort ist angemessen und in dem Geiste der Rede.

So

So hat sich nun der Redner den Weg gebahnt zu dem Schlusse, den er mit großer Eindringlichkeit ausführt: erhaltet Rom diesen Mann, der eine Zierde unserer Stadt ist.

Nach dieser Entwickelung muß es anschaulich geworden seyn, daß erstlich in dieser Rede an der dialogischen Form nichts weiter fehle, als die wirkliche Einführung der Einwürfe der Gegner, und der Bemerkungen der Zuhörer, und daß zweitens eine wirkliche Handlung darin vorhanden sey, worin in der That das formelle Wesen der Rede liegt.

Indessen ist auch das einleuchtend, daß die handelnde Person der Rede bald lebhafter, bald ruhiger seyn könne, indem man sich die Theilnahme der Zuhörer für oder wider bald gespannter, bald nachgelassener denken muß. Dieses entscheidet sich theils aus der Wahl und Eigenschaft des Stoffes, theils aus der Absicht des Redners. Soll mehr auf die ruhige Einsicht und Überzeugung des Verstandes gewirkt werden, so ist die Handlung selbst ruhiger und kommt dem Tone der Abhandlung näher, ohne jedoch ganz in denselben überzugehen; werden aber die untern Seelenkräfte mehr in Anspruch genommen, so wird die Handlung lebendiger. Ist die Überzeugung der Zuhörer für den Gegenstand leichter zu gewinnen, so geht die Handlung ruhiger fort; muß der Redner aber mehr Zweifel, Bedenklichkeiten, Einwürfe fürchten, so wird sie lebendiger, abwechselnder. Sind die Neigungen des Willens dem Gegenstande schon mehr geneigt und günstig, so fließt die Ermunterung sanft dahin; darf man aber mehr Widerstand und Abneigung in den sinnlichen Trieben oder in der Macht der Gewohnheit vermuthen, so wird die Handlung angestrengter, und die Ermahnung oder Warnung dringender.

Wie aber soll dieses der Redner erreichen? Er versetze sich ganz in die Stelle seiner Zuhörer, denke sich nach seiner allgemeinen oder besondern Menschenkenntniß in ihre Empfindungen, Gesinnungen, Ansichten, Gewohnheiten, Vorurtheile hinein; er frage sich, wie seine Zuhörer den Gegenstand aufnehmen werden, mit Liebe oder Widerwillen, mit vorgefaßten Meinungen oder schon halb gewonnener Ansicht; er suche zu erforschen, von welcher Seite her, ohne der Wahrheit zu schaden, und der Reinheit der Religion in ihren Beweggründen etwas zu vergeben, er wohl am leichtesten und kräftigsten auf seine Zuhörer werde wirken können, entweder in Hinsicht ihrer Einsicht, oder ihrer Entschließung: und nach diesem Allen wird sich die Art seines Vortrags bestimmen, und die ganze Handlung ihren eigenthümlichen Gang nehmen, deren Form natürlich mannichfaltig seyn kann, und durch die freie Entwickelung des Genie's immer mannichfaltiger werden muß.

Sind z. B. Vorurtheile zu besiegen, falsche Ansichten zu widerlegen: so kann der Redner diese Vorurtheile anführen, als wären sie auch seine Ansicht; er kann sie von vorn herein als eben so viele Schwierigkeiten darstellen, welche sich seinem Satze entgegen thürmen; er kann dieses auf eine solche Weise thun, daß die Zuhörer gespannt werden, und beinahe glauben, er werde seinen Satz aufgeben müssen; dann aber wird er durch siegende und in ihrer siegenden Kraft immer steigende Gründe ein Vorurtheil nach dem andern niederschlagen, eine falsche Ansicht nach der andern klar machen, und seines Sieges gewiß mit einer eindringenden Ermahnung oder Warnung schließen. Ein anderes Mahl wird er bei einem ähnlichen Falle nicht die Einwürfe häufen, die Zweifel ohne Unterbrechung folgen lassen; sondern er wird vielleicht jeden einzeln beantworten, allein dabei

doch eine Gradation obwalten lassen, worin die schwächern zuerst die gewichtigern am Ende ihre Abfertigung finden.

Ist in einem andern Falle auf den Willen zu wirken, und sind dieserhalb die sinnlichen Neigungen zu besiegen und die untern Seelenkräfte in Anspruch zu nehmen: so stellt der Redner vielleicht einen Menschen in einer Lage auf, in welcher alle widrigen Einwirkungen des Lebens und alle Versuchungen gegen die unerläßliche Pflicht vorkommen können; er führt ihn erst in die eine Versuchung und verwirft und verdammt ihn nicht sogleich, wenn er vielleicht nachgiebt, sondern er entschuldigt, oder beklagt ihn; dann in eine andere verführende oder widerstehende Lage, und immer weiter; dann aber ergreift er die andere Seite des Gemäldes, und zeigt, wie es doch nur Schwäche, oder Unvorsichtigkeit, oder Mangel an Menschen und Weltkunde, oder strafbares Nachgeben gegen seine Sinnlichkeit war, was ihn in alle diese Versuchungen führte, was sie ihm unüberwindlich machte, und wie leicht er bei etwas mehr Stärke und Vorsicht, bei einiger Menschenkunde und Beurtheilung der Umstände mehr, bei mehrerer Macht über seine Sinnlichkeit den Sieg hätte gewinnen können, und daß alles, was zu seiner Entschuldigung zu dienen schien, am Ende ihn nur strafbarer mache. Mit Interesse werden die Zuhörer an einem solchen doppelten Gemälde Theil nehmen, sie werden sich für das endliche Schicksal des ihnen vorgehaltenen Menschen interessiren, und die Rede selbst muß einen wohlthätigen Eindruck zurücklassen.

Der Abwechselung wegen kann der Redner ein anderes Mahl vielleicht mehrere Personen, eine jede in einer verschiedenen Lage und Versuchung einführen, und bei jeder einzelnen sogleich den Fehler zeigen, der das πρωτον ψευδος enthält, und

aus welchem sich das ganze Gewirre des fehlerhaften Handels entwickelt.

Eine Vorsicht kann aber in dieser Hinsicht nicht genug empfohlen werden, nehmlich diejenige, daß nicht Lagen, Verhältnisse, Versuchungen und daraus entstehende Sünden geschildert werden, welche sich in der Gemeine nicht finden, in welcher der Redner auftritt, auch der ganzen Lage nach nicht gut finden können. Es ist mir z. B. immer auffallend gewesen, wenn in Landgemeinen über Gottesverleugnung, Religionsspötterei, Freigeisterei, wie sie nur in höhern Kreisen sich finden, geklagt wird, und zuweilen Gemälde solcher Menschen aufgestellet werden, von welchen die Landleute nicht recht wissen, wo diese Leute zu finden sind. Wenn sich solche Religionsfeinde in Landgemeinen finden, so sind es gewöhnlich rohe Menschen, deren Rohheit sie zu Religionsverächtern macht, aber selten solche, welche durch Sophisterei zur Religionsverachtung gelangt sind. Wäre auch ein solcher vorhanden, so lebt er gewöhnlich außer dem Kreise der übrigen Gemeinde, und es würde schon bedenklich seyn, diesen Einen so genau zu bezeichnen. Eben so wenig möchten die Sünden der feinern Sinnlichkeit Schilderungen hergeben können, welche in Landgemeinen erbaulich und bessernd seyn könnten.

Eine andere Vorsicht möchte es wohl seyn, daß solche Schilderungen nicht über die Wahrheit oder Wirklichkeit hinaus ausgemalt werden dürfen; denn sobald derjenige, der in solchen Fehlern wandelt, sagen kann, so schlimm bin ich doch nicht; so glaubt er sogleich, er sey nicht getroffen, und ihn gehe das nicht an, ja er stellt sich wohl gar in das Licht eines Tugendhaften und nickt sich heimlich Beifall zu. Vielleicht müs-

sen auch solche Schilderungen des Lasters selten seyn, und dagegen dürften mehr Gemälde der entgegengesetzten Tugenden aufgestellt werden müssen; und wenn diese Schilderungen je zuweilen an der rechten Stelle sind, so müssen sie doch immer mit einer Art von Bedauern behandelt werden; denn die bloß strenge Strafpredigt erbittert mehr, als sie bessert, und sie erbittert am meisten, wenn sich der Einzelne genau getroffen fühlt. Daraus folgt die Regel, daß man solche Gemälde mehr in allgemeinen Zügen halten müsse. Dagegen kann man aber in den Gemälden der Tugend desto specieller seyn, wenn sie nur bei der Wahrheit und Wirklichkeit bleiben.

Bei dieser Gelegenheit fällt mir noch eine Forderung ein, welche zuweilen an geistliche Redner gemacht wird, über welche ich aber zu wenig zu sagen weiß, als daß ich ein eigenes Kapitel damit ausfüllen könnte, und darum möge dieses wenige hier stehen. Man sagt nehmlich zuweilen, der Redner müsse individualisiren. Ich gestehe gern, daß ich, vielleicht aus Unkunde, nicht recht weiß, was man damit sagen wolle; denn es kann natürlich diese Forderung einen verschiedenen Sinn haben. Individualisiren kann zuerst heißen, individuelle oder specielle Materien behandeln, und nicht, wie manche aus Gedankenarmuth thun, in jeder Predigt die ganze Moral oder die ganze Dogmatik erschöpfen, und auf diese Weise beinahe immer dasselbe sagen. Es kann aber auch den Sinn haben, die Denkungsarten oder Gesinnungen oder Sitten einzelner Menschen zeichnen, damit sich der Einzelne wieder finden könne; mithin müsse man nicht die zerstreuten Züge einer Tugend, oder eines Lasters, oder einer Denkungsart in ein Gemälde zusammenfassen, weil sie sich nicht in *einem* Menschen beisammen finden. Vielleicht kann man damit auch sagen wollen, daß der

Prediger seine Gemeine genau kennen müsse, um derselben individuel gerade dasjenige zu sagen, was derselben am meisten frommt. Oder endlich meint man, man müsse durch Beispiele, welche aus dem Leben gegriffen sind, das Allgemeine anschaulich machen, um die Zuhörer in den Stand zu setzen, dieses allgemeine auf die individuellen Fälle des Lebens anzuwenden. In jeder dieser Bedeutungen wird etwas Wahres und Richtiges verlangt, was sich aber von selbst beinahe ergiebt, und leicht beobachtet werden kann. Nur bei der zweiten der angeführten Bedeutungen möchte zu erinnern seyn, daß diese Forderung nicht zu streng genommen werden müsse; denn es möchte auf der einen Seite nicht gut möglich seyn, einzelne Menschen so streng zu zeichnen, und auf der andern Seite selbst schädlich und gefährlich, solche specielle Gemälde zu entwerfen, weil sonst das herauskommen möchte, im entgegengesetzten Sinne, was Horaz sagt: digitis monstrari et dicier, hic est.

Dreizehntes Kapitel.

Welche Muster soll der angehende Prediger nachahmen.

Sehr oft werden jungen Homileten gewisse Muster zu einer vorzüglichen Nachahmung empfohlen, und die empfohlnen Muster verdienen auch wohl nachgeahmet zu werden; allein es ist doch mit der Nachahmung überhaupt eine eigene Sache. Dasjenige, was vielleicht nachgeahmt werden kann, betrifft entweder das Wesentliche und Innere, oder das Äußere und Zufällige. Das Wesentliche und Innere der Musterpredigten liegt entweder in der eigenthümlichen Ansicht, welche deren

Verfasser von der Religion, oder von dem Menschenleben überhaupt hat; oder in dem eigenthümlichen Geiste, womit derselbe alles aufzufassen, zu beobachten, zu beurtheilen vermag, und in diesem Geiste dasselbe wiederzugeben versteht; oder in der regelmäßigen Art zu denken und in der gründlichen allseitigen Untersuchung, welche ihm durch lange Übung eigen geworden ist. Alle diese Eigenthümlichkeiten aber lassen sich wohl nach und nach durch Studium oder durch ein helles und geübtes Auge entdecken, es läßt sich wohl etwas von ihnen, wenn es sonst uns zusagt und sich durch Wahrheit empfiehlt, lernen und aneignen; aber eben deswegen, weil es Eigenthümlichkeiten sind, ist wohl keine eigentliche Nachahmung möglich. Der Nachahmer müßte sich sonst erst dieselbe Ansicht der Religion und des Menschenlebens verschaffen; oder denselben Geist sich einzuhauchen wissen; oder durch lange Übung zu derselben Gründlichkeit und Ordnung im Denken und Untersuchen zu gelangen streben. Allein alles dieses ist nicht Nachahmung, sondern Studium und Bildung des Geistes und Herzens, und je redlicher dieses Studium getrieben, je eifriger diese Bildung des Geistes gesucht werden möchte, desto mehr könnte eine neue Eigenthümlichkeit entstehen, welche die Nachahmung nicht erleichtern, sondern erschweren dürfte; denn nicht leicht werden zwei Menschen, welche sich, wie es seyn muß, aus sich selbst herausbilden mit redlicher Wahrheitsliebe, ganz dieselben seyn oder bleiben. Von dieser Seite ist daher die Nachahmung schwer, vielleicht unmöglich, und möchte wohl nicht anzurathen seyn.

Es bliebe mithin das Äußere und Zufällige übrig. Dieses Äußere und Zufällige bestehet nun aber in der Form, über welche genug gesagt ist, ohne der freien Entwickelung eigener Kraft in den billigen Schranken der Ordnung in den Weg zu

treten; oder es besteht in der Manier, welche von der Form der Predigten sehr verschieden ist. Sie ist es eigentlich, was man zufällig an der Art zu predigen nennen kann; denn sie hat ihren Grund lediglich in der Persönlichkeit des Redners. Es möchte auch schwer seyn, die verschiedenen Manieren aufzuzählen, ja die gegebenen nur gehörig zu unterscheiden; denn wer möchte alle Persönlichkeiten aufzählen, und wer kann bei den feinen Nüancen und Schattirungen, durch welche sich einzelne Redner auszeichnen, diese in Worten unterscheiden, wo sie bloß dem Gefühle bemerkbar sind, und durch den Totaleindruck des Ganzen sich verrathen. Wie schwer möchte es seyn, die eigenthümliche Manier eines Dräsecke, welche doch wirklich auffallend genug ist, ganz genau in ihren Grundzügen darzulegen.

Manier ist daher das Eigenthümliche der äußern Form, theils in der Behandlung, theils in der Diction, wodurch sich ein Theil der Persönlichkeit des Redners ausspricht. Ich sage, ein Theil; denn die eigenthümliche Ansicht der Religion und des Lebens; der besondere Geist mit welchem die Dinge aufgefasset, verarbeitet und wiedergegeben werden; das sanftere oder lebendigere Gefühl, die durch Bildung, Gelehrsamkeit und Übung erlangte Art des gründlichen und geordneten Denkens gehören ebenfalls in ihren characteristischen Merkmalen und Unterschieden zu der Persönlichkeit des Redners; dieses alles kann aber nicht zu der Manier gerechnet werden. Ich möchte dieses letztere zu der höhern oder vielmehr innern Persönlichkeit desselben rechnen; dagegen den Stempel, der sich von diesem Allen der äußern Form aufdrückt, und bald in stärkern bald in feinern Zügen sich zeigt die äußere Persönlichkeit, und diese offenbart sich in der Manier. Sie ist nicht völlig gleich mit der Manier, welche

man in Gemälden beobachtet, und gleichfalls nicht einer Schule, sondern immer nur einem Künstler eigen ist; allein sie hat dennoch viel Ähnlichkeit mit derselben. Die Manier eines Künstlers liegt in einer angenommenen Gewohnheit der Behandlung seines Stoffes, und der Art seiner Licht- und Schattengebung und andern kleinen Kunstgriffen, welche sein Gefühl für das Schöne ihm empfahl und die Übung ihm besonders aneignete. So ist es auch bei dem Redner; allein bei dem Maler lässet sich dieses alles, weil es in den äußern Sinn fällt, nachweisen, bei dem Redner und Dichter oft nur fühlen, weil es nur den innern Sinn trifft. Daher möchten sich auch so viele Manieren des Redners nicht durch Worte und Characterisirung unterscheiden lassen, wie dieses bei dem Maler möglich ist.

Einige Arten der Manier, wovon kein Plural gebraucht werden darf, weil dieser ganz etwas anderes bezeichnet, lassen sich dennoch bezeichnen. Eine Art derselben ist die aphoristische, wenn es der Persönlichkeit des Redners angemessen ist, in kurzen Sätzen, welche abgebrochen scheinen, aber in einem innern engen Zusammenhange stehen, seine Wahrheiten vorzutragen. Diese Art ist genugsam bekannt; aber es ist wohl nicht eben so bekannt, welche Eigenschaften sie haben müsse, um gut zu seyn. Die erste Eigenschaft ist schon angedeutet dadurch, daß diese Aphorismen in einem innern logischen Zusammenhange stehen müssen, der nur nicht so deutlich durch verbindende Worte oder Sätze angezeigt wird. Es muß möglich seyn, alle diese verbindenden Worte oder Sätze einzuschieben, um aus dem aphoristischen Vortrage einen periodischen zu bilden; und dieses möchte das Criterium der Richtigkeit seyn. Sollte man aber nicht auch fordern dürfen, daß diese Aphorismen gleichsam wichtigern Sentenzen ähnlich sehen, und ihre

Kürze im Ausdruck, und ihr Abgebrochenes nur darum erhalten haben, um als Sentenzen oder Denksprüche aufzufallen und zu ergreifen? Sind diese beiden Eigenschaften gegründet: so folgt, daß nur der Mann von einem besondern Reichthume der Gedanken, und von tiefem innigem Gefühle diese aphoristische Manier mit Glück sich aneignen werde. Wer nun diesen Gedankenreichthum nicht besitzt, oder wem derselbe, wenn er auch sein Eigenthum seyn mag, nicht sogleich freiwillig zuströmt; wer nicht ein tiefes Gefühl besitzt, um von Allem etwas stärker ergriffen und gerührt zu werden, der versuche sich nicht in dieser aphoristischen Manier; denn sie wird ihn schlecht kleiden, während er in einer andern etwas besseres leisten könnte.

Wir sehen bei dieser Gelegenheit leicht ein, daß dieses Aphoristische und Sententiöse aus der Individualität des Redners von selbst hervorgehen müsse; denn wenn es durch Nachahmung hervorgebracht werden soll: so entsteht gerade der Fehler, welchen man mit dem Worte des Manierirten bezeichnet. Also auch hier zeigt sich das Gefährliche des Nachahmens, oder Nachbildens.

Der aphoristischen Manier möchte die periodische gegenüber stehen, welche sich dadurch von der vorhergehenden unterscheidet, daß dieselbe kein verbindendes Wort oder keinen Satz übergeht, welche das Ganze als ein zusammengehöriges und aus einander hergeleitetes darstellen. Diese Manier möchte schon mehrern zusagen, weil sie leichter ist, als die vorhergehende, weil sie selbst durch die Verbindungsglieder die Gedanken hervorruft, und der kühlern Empfindung mehr angemessen ist. Sie möchte daher auch wohl die allgemeinere bleiben, wie in der Malerei die sanftere Verwaschung der Schatten gegen das Licht hin, und

die Vertreibung der in einander übergehenden Farben gewöhnlicher ist, als die kühnere und härtere Nebeneinanderstellung der Lichter und Schatten und der abwechselnden Farben. Allein wie unendlich verschieden ist diese periodische Manier in den einzelnen Rednern. Bei diesem sind es längere schön gerundete Perioden, bei einem andern kürzere Sätze, in welchen dennoch kein verbindendes Wort fehlt; hier fließen die Gedanken im leichten Ausdrucke sanft dahin, dort hängen sie sich an kühnere Bilder und Metaphern; denn sieht man wieder Abwechselung in den Figuren der Redekunst, wo Ausrufungen, Fragen, Wiederholungen, Anreden u. s. w. in bunter aber eng verbundener Reihe da stehn, bei andern den immer sich gleichen ruhigen Ton, worin kaum eine Abwechselung Statt findet.

Aber, kann man einwerfen, das ist ja Styl oder Schreibart, und nicht Manier. Sehr richtig, wenn diese Unterschiede in abstracto betrachtet werden; so bald sie aber einer Person eigen werden, und aus deren Individualität hervorgehen, so werden sie dessen Manier, und mit diesem Worte richtig bezeichnet. Dieser Unterschied zwischen Styl und Manier, der die Schreibart an sich dieselbe seyn lässet, und ihr nur einen andern Nahmen giebt, wenn auf deren Quelle gesehen oder nicht gesehen wird, ist aber nicht der einzige. Denn wenn die aphoristische und periodische und noch andere Schreibarten in abstracto bezeichnet und unterschieden werden, so werden dieselben auch als die angemessenen für besondere Arten der Darstellung und für verschiedene Sachen oder Materien gedacht, und könnten dem gemäß auch in demselben Individuo sich zeigen, wenn das Eine oder das Andere dieselben fordern sollte. Sobald sie aber ihren Ursprung in der Persönlichkeit des Schreibenden oder Redenden haben, so werden diese Stylarten immer gebraucht,

auch in Fällen, wo eine andere besser seyn würde, und nehmen durch seine Persönlichkeit einen ganz besondern Character an. Mithin sind sie auch in ihrem innern Wesen nicht ganz einerlei, obgleich ungemein ähnlich. Sehr leicht wird dieses empfunden, wenn derjenige, welcher in der periodischen Schreibart zu denken und zu schreiben gewohnt ist, auf einmahl in kurzen Sentenzen sprechen will. Er erreicht bei aller Kürze und Nachahmung der aphoristischen Form doch nicht das Körnige, das Witzige der Antithesen, und man sieht es ihm an, daß es nicht kleiden will. Wer umgekehrt die aphoristische Schreibart als Individualität an sich hat, und durch die Fülle des Witzes oder Scharfsinns, durch das schnelle Herbeiströmen der Gedanken dazu gleichsam gezwungen wird, der wird sich vergeblich bemühen in fließenden Perioden lange und mit Glück zu schreiben.

Andere Manieren möchten seyn: die populär-didactische, welche in der Vorstellungsart des Volkes alles recht begreiflich und anschaulich machen will, und daher oft an dem Niedrigen und Gemeinen herstreift. Wir treffen diese Manier in Sintenis Predigten. Sie muß gewöhnlich auf allen Schmuck der Redekunst Verzicht leisten. Dieser möchte entgegen stehen, die bilderreiche und geschmückte Manier, welche nur den recht kleidet, der wirkliches Talent zur Poesie hat, und daher in der Wahl seiner Bilder glücklich ist, und durch eine lebendige Phantasie immer neu zu bleiben vermag. Eine andere könnte man die biblische nennen, welche sich die Bibelsprache recht angeeignet hat, um mit Glücke alles in biblischen Ausdrücken und Sentenzen zu sagen. Allein ohne eine ungemeine Bekanntschaft mit der Bibel, ohne ein richtiges Verstehen derselben und richtigen Geschmack möchte diese gar leicht fehlerhaft werden. Wieder andere Manieren möchten in einer zur Gewohnheit gewordenen

Form bestehen, in welcher Anfangsgebete und Einleitungen, Thema und Eintheilungen, Schluß und Anwendung in allen Predigten sich so gleich sehen, daß sie nur durch andere Gedanken sich unterscheiden, eine Manier, welche nicht sehr zu empfehlen seyn dürfte.

Doch es ist nicht nöthig, alle diese Arten der Manier zu unterscheiden; allein es ist klar, daß sie keine Gegenstände der Nachahmung werden können; denn ohne die Individualität des Redenden werden sie nie glücken. Daher ist es am besten, daß ein jeder in der Schreibart seine Reden ausarbeite, welche seiner Individualität am meisten angemessen ist; und diese wird immer diejenige seyn, welche ihm am leichtesten wird. Ein jeder suche nur durch das Studium der besseren Redner das Vollkommene und Schöne, was sie haben, aufzufassen, das Eigenthümliche und Vorzügliche derselben sich recht deutlich und anschaulich zu machen, von der Eindringlichkeit und Wirksamkeit auf die Zuhörer sich zu überzeugen, und besonders die characteristischen Merkmale aufzufinden, durch welche es etwas Neues und Eigenthümliches wird: so wird sich dieses Vollkommene und Schöne einprägen, mit seiner Individualität sich verschmelzen, und er wird in seiner Art zu denken und zu sprechen Gebrauch davon machen, zuweilen selbst ohne sein Wissen, ohne daß es eine sclavische Nachahmung werde, und seiner Natürlichkeit schade. Nie aber lasse sich der junge Redner bereden, einem Muster, welches ihm besonders gefällt, ganz nachzuahmen und dahin zu streben, in Allem das zu seyn, was sein Muster ihm seyn mag; denn er wird dieses Muster nie erreichen, es wird seine Nachahmungssucht bemerkt werden, aber auch, wie schlecht es ihm anstehe, und das eigene Vollkommene, was er erreichen und worin er bei gehörigem Talente selbst sein Muster übertref=

fen könnte, wird nie erlangt werden. Es würde einem Rosenmüller nie gelungen seyn, ein Dräseke zu werden, und einem Dräseke wird es nie glücken, wie ein Rosenmüller zu reden, und dennoch haben beide ihre eigenthümlichen Vorzüge, weil sie in der Art bleiben, welche ihrer ganzen Stimmung zusagt.

Es ist schon sehr oft gesagt, muß aber immer wiederholt werden, daß gerade das Unwesentliche, ja wohl das Fehlerhafte am leichtesten nachgeahmt werden kann, und nachgeahmt wird. Einzelne Lieblingsausdrücke und Floskeln, gewohnte Bilder und Gleichnisse, ein derber oder süßlicher Ton, die Wahl gewisser Lieblingsmaterien, eine gewisse vornehme aber nichts sagende Dunkelheit, welche als Tiefsinn gelten soll, lassen sich ungemein leicht nachahmen, und manche sagen sich denn ἑυρηκα, ἑυρηκα, aber sie machen sich verächtlich und lächerlich. Irgend ein geschätzter Redner hatte sich den Ausdruck „tiefgerührte Dankbarkeit" angewöhnt, und sogleich war alles immer tief gerührt; es ward einmal Mode jenseits des Grabes zu sagen, und alle Predigten wiederholten dieses jenseits. Woher käme auch jetzt all der mystische Unsinn, welchen man so oft lesen muß, wenn nicht die Nachahmungssucht dergleichen hervorbrächte. In dem Munde eines berühmten Mannes hatten manche Bilder und Ausdrücke ihre bestimmte Bedeutung, vielleicht ihren vollen und richtigen Gehalt; allein die Nachahmer fasseten bloß die dunkeln Bilder auf, ohne ihre Bedeutung zu kennen, die Bilder wurden an der unrechten Stelle gebraucht, und gaben mystischen Unsinn. Selbst die Bibel hat dieses erfahren müssen; denn welches Unwesen ist mit der geistlichen Wiedergeburt, und andern ähnlichen Bildern getrieben worden.

Also keine Nachahmung, sondern nur Studium des Bessern und Vollkommnern, und Verschmelzung desselben mit seiner eigenen Individualität.

Vierzehntes Kapitel.

Von der Schreibart oder dem Style der Predigten.

Es kann in diesem Kapitel keine Anleitung zu der eigenthümlichen Schreibart der Predigten erwartet werden; denn die angemessene Schreibart derselben ist die rhetorische oder oratorische, welche keine andere ist, als diejenige, welche schon in besondern und vortrefflichen Schriften gelehrt ist. Allein mehrere Winke und Bemerkungen sind vielleicht nicht ganz überflüssig.

Wenn die oratorische Schreibart die angemessene für die Predigt, und für alle geistlichen Reden ist, wie oben an mehreren Orten bewiesen ist: so ist das Studium dieser Schreibart und die immerwährende Übung darin dem angehenden Redner unerläßlich, sowohl ihrem ganzen Geiste und Wesen nach, als in ihren einzelnen Eigenschaften. In Ansehung des ersteren verspricht Schott's philosophische und religiöse Begründung der Rhetorik und Homiletik ein dem jungen Redner nothwendiges Buch zu werden, dessen wiederholtes Studium, und das Eindringen in den Geist desselben unge[illegible] wohlthätig werden kann. In Hinsicht der einzelnen Eigenschaften des Styles, wenn nicht etwa Schott diese Lehren auch in die folgenden Theile mit aufnimmt, müssen die Lehrbücher eines Adelung, Moritz und an=

derer ja nicht übersehen werden. Bei aller Steifheit, welche in Adelungs Buche über den Styl herrschen mag, ist dennoch eine Deutlichkeit und Klarheit darin, welche in andern Anleitungen vermisset wird. Unter den Alten dürfte aber Quinctilian nicht übersehen werden, den der junge Theolog billig beinahe auswendig wissen sollte, so wie Cicero in seinen oratorischen Schriften eine sehr lehrreiche Lectüre gewähret. Diese Bücher geben aber nur Regeln und Hülfsmittel zu einer guten Schreibart und bewahren mehr vor Fehlern, als daß sie den guten Styl wirklich darreichen, und sind in dieser Hinsicht immer nothwendig, machen aber das Studium guter Muster nicht entbehrlich.

Die erste Bemerkung über die Schreibart der Predigten, welche allerdings Beredtsamkeit, mithin den oratorischen Styl fordern, ist wohl, daß es nicht bloß eine Art des oratorischen Styles gebe. Wenn man einen Cicero oft und viel gelesen hat, so scheint es freilich, als wenn dieser periodische Bau der Rede, dieses künstliche Ineinanderschieben der mancherlei Haupt- und bestimmenden Sätze, dieser Reichthum an Worten, und diese Art des Numerus und des Wohlklanges für die Rede so nothwendig sey, um zu belehren, auf den rechten Standpunct zu führen, zu überzeugen und hinzureißen, daß keine andere Art des Styles füglich gewählt werden könne. Lieset man aber einige Reden in Livius, Sallustius auch im Curtius, in welchen oft die energische Kürze hinreißt, die Schönheit der Antithesen gefällt, und die Macht der Wahrheit in ihrer Einfalt gefühlt wird: so kommt man zu dem Glauben, daß die Beredtsamkeit wohl in mehreren Formen des Styles bestehen könne. Ist dieses gegründet, so dürfen wir jenen Reden den Character der Beredtsamkeit nicht absprechen, welche nicht im Ciceronianischen

Bau

Bau der Rede gehalten sind; und daher hat der Redner die Freiheit, unter den mehreren Formen der oratorischen Schreibart diejenige zu wählen, welche ihn am meisten anspricht, und am glücklichsten von ihm erreicht werden kann.

Jede Schreibart, in welcher mit einer gewissen Würde der Zweck der Belehrung und Überzeugung, und die Gewinnung des Willens erlangt werden kann, ist oratorisch. Daher die periodische eben so gut, als die aphoristische, die sanft dahin fließende eben so gut, als die sententiöse und kraftvolle, welche auf jedes Wort ein Gewicht zu legen vermag. Damit aber der Redner ganz Herr seiner Schreibart werde, ist es wohlgethan, wenn er im Ganzen bei einer bleibt, welche dennoch einige Abwechselungen gestattet, und bald steigen, bald ebener sich dahin bewegen kann; aber nicht in gar zu heterogenen Schreibarten sich versucht, wodurch niemahls eine gewisse Selbstständigkeit erlangt wird, noch weniger irgend eine Originalität. Es ist oft der Fehler der jüngern Jahre, und am meisten der Fehler des wirklichen Talents, daß das zuletzt gehörte oder gelesene Vortreffliche am meisten gefällt, und daß es sich einbildet, dieses müsse erreicht werden. Daher dann ein Schwanken zwischen mehreren Schreibarten, und bei diesem Schwanken keine oder späte Vollendung.

Eine zweite Bemerkung sey: so sehr eine gute und selbst vollendete Schreibart der geistlichen Rede nothwendig ist, so ist sie dennoch nicht die Hauptsache der Predigt, sondern deren Inhalt, und die Darstellung derselben. Es giebt Redner, welche an schön gebaueten Perioden, an glücklich eingewebten Bildern, an passenden Figuren der Rede einen solchen Wohlgefallen finden, daß sie oft dem Inhalte oder der Wahrheit etwas vergeben.

Es ist natürlich, daß die Figuren der Steigerung der Periode eine eigene Kraft und durch die immer volltönendern Worte einen eigenen Wohlklang geben; allein man darf doch nicht mehr steigern, als die Wahrheit verträgt, und diese erlaubt oft nicht die höhern Grade der Behauptung; es ist daher wohl nothwendig diesem äußern Schmucke zu entsagen, um strenge bei der Wahrheit zu bleiben. Wo z. B. nur ein stilles Wohlgefallen herrschen kann, darf ich wohl nicht bis zu dem innigsten Wohlgefallen, der lohnendsten Freude, dem erhabendsten Entzücken steigern. Da nun überhaupt alles dasjenige, was der christliche Redner zu sagen hat, meistens von der sanfteren und stillern Art ist, so möchten wohl die höhern Grade der rednerischen Schreibart seltener am rechten Orte seyn. Wer das Glück des häuslichen Lebens in idealischer Schönheit schildert, der hat freilich Gelegenheit, stärkere und lebendigere Farben aufzutragen, und eben damit Veranlassung die schönsten Perioden zu bauen, die reizendsten Bilder einzuweben, die stärksten Figuren der Redekunst zu gebrauchen; allein die Wirklichkeit ist nicht so idealisch, und an dieser Wirklichkeit ist doch mehr gelegen, als an allen Idealen. Es ist ein peinliches Gefühl, wenn der fromme Christ oder die noch fein fühlendere Christinn das häusliche Glück in diesen Idealen schildern hören, und nun ihr eigenes redliches und frommes Bemühen, welches aber dahin nicht reichen will, dagegen halten, und sich nun in dem Gefühle, daß sie noch weit unter diesem Bilde stehen, Vorwürfe machen oder an ihrer Tugend verzweifeln.

Hieraus möchte wohl folgen, daß der geistliche Redner, der überhaupt, die Gefühle nicht in ihrer größesten Stärke erregen will, wenigstens keine Leidenschaften erwecken darf, wie der politische Redner sich dieses wohl erlaubt, von den stärksten

Figuren der Redekunst selten oder nie Gebrauch machen könne. Unter diese möchten gehören die Exergasie, die Hyperbel, die Vision, die stärkern Arten der Apostrophe u. s. w. Man findet dieses freilich in Saurin, in Bourdaloue, in Bossuet und andern, welche die Mauern ihrer Tempel anreden, die Säulen zu Zeugen rufen, die Todten redend einführen; allein man wird auch fühlen, wie sehr dieses über der Wahrheit hinaus liege. Selten ist diesen Rednern ein Wort hinreichend, sie fordern immer mehrere steigende Worte bald in Substantiven, bald in Beiwörtern, bald in Zeitwörtern. Wenn nun die geistliche Beredtsamkeit diese stärkern Figuren zwar nicht ganz ausschließt, weil wirklich Fälle eintreten können, wo sie an ihrer rechten Stelle sind, sondern nur einen seltenern und vorsichtigen Gebrauch vorschreibt: so muß sie dagegen den Gebrauch der sanftern Figuren und Tropen desto mehr empfehlen, weil ohne sie der eigentlich rednerische Styl nicht erreicht werden kann.

Einige Bemerkungen über den Gebrauch der Tropen und rhetorischen Figuren möchten wohl nicht überflüssig seyn. Unter den Tropen, zu welchen man gewöhnlich die Metapher, Metonymie, Synecdoche und Ironie zählt, ist ohne Zweifel der erste, der brauchbarste und kräftigste; allein er muß, weil er sich so oft von selbst anbietet mit Wahl und Vorsicht gebraucht werden. Diejenigen Metaphern, welche durch den täglichen Gebrauch in aller Munde sind, z. B. fassen, begreifen u. a. werden gar nicht mehr als rednerische Tropen angesehen; sondern nur diejenigen, bei welchen durch den seltenern oder ganz neuen Gebrauch das Vergleichende mehr gefühlt wird. Die schönsten und kräftigsten sind immer diejenigen, welche von lebenden Wesen auf das Todte übertragen werden, weil diese zugleich das Todte als wirkend und handelnd erscheinen lassen.

Sehr leicht fühlt man, daß gleiten nicht so stark sey, als schlüpfen, weil jenes von jedem glatten Körper gesagt werden kann, dieses aber von Thieren hergenommen ist. Nächst diesen sind die Metaphern am lebhaftesten, welche zugleich eine sinnliche Anschauung geben, wenn diese auch nicht von lebenden Wesen hergenommen seyn sollte. Z. B. säuseln — sein Glück stürzt zusammen. Die erste Regel dabei ist: die Metaphern müssen nicht bloß passend, sondern auch edel und geschmackvoll gewählt seyn, und nichts gemeines oder niedriges enthalten, eine Regel, gegen welche oft gefehlt wird. Wer könnte es ertragen, wenn der Redner, recht lebhaft den Gottesleugner in der letzten Entscheidung seines Schicksals schildernd, von ihm sagen wollte: Er speie nichts, als Verwünschungen aus u. s. w., oder das Heil ist im Geburtskampfe. Eine andere Vorschrift ist, sie müssen leicht und natürlich seyn; und dieses werden sie nur, wenn sie sich von selbst anbieten und nicht mühsam gesucht werden dürfen. Leicht sind sie, wenn das Vergleichende dem gebildetern Zuhörer sogleich auffällt, und er nicht nöthig hat, nachzudenken, was damit gesagt werden wolle; natürlich aber, wenn es dem Gefühle scheint, als gehörten diese vergleichenden Worte an diese Stelle, ja als ließe der Gedanke sich nicht gut anders sagen. Wenn aber beide Eigenschaften dem mühsam gesuchten gewöhnlich fehlen: so muß der Redner, dem sie wegen weniger lebhafter Phantasie nicht zuströmen, lieber auf deren Gebrauch Verzicht leisten, und seine Verdienste in einem recht planen Vortrage suchen. Z. B. Einzelne (Verbindungen) geben jedes Zeitalter, ist leicht, weil jeder sogleich das Hervorbringen darunter versteht; aber die für sich das Ewige anstrebten, ist nicht leicht sondern dunkel, auch wohl sprachwidrig.

Vorzüglich aber hat man dahin zu sehen, daß man nicht in demselben Satze, worin die Metapher vorkommt, mit der-

selben heterogene oder gar widersprechende Worte gebrauche. Metaphern müssen durch die Vergleichung die Anschaulichkeit hervorbringen, welche dem eigenthümlichen Ausdrucke fehlt, und daher thut es selten gut, wenn abstracte, das heißt alle Anschaulichkeit entbehrende Ausdrücke zu nahe damit verbunden werden. Z. B. „Von den ersten Bedürfnissen des Lebens entblößt.“ Diese Verbindung möchte zwei Fehler haben; erstlich müßte zu dem sinnlichen und anschaulichen Ausdrucke entblößt ein passendes Substantiv kommen, dieses ist aber in dem Worte Bedürfnisse nicht enthalten, weil dieses ganz abstract ist; zweitens gilt entblößt nur von solchen Dingen, deren Entbehrung ein größeres oder kleineres Übel ist; aber je weniger Bedürfnisse das Leben hat, desto weniger unglücklich ist es, weil es dann den Mangel nicht fühlt. Die Metapher entblößt ist daher ganz verfehlt, und es ist dem Redner, als er sie schrieb, nicht eingefallen, daß es eine Metapher sey; dagegen ist Bedürfniß im motonymischen Sinne genommen, worin es dasjenige bedeutet, was dem Bedürfnisse abhilft, als Nahrung, Kleidung, Obdach u. s. w. und dieses wohl mit einiger Härte. Der Ausdruck würde schon richtig werden, wenn es hieße: „Von den ersten Nothwendigkeiten des Lebens entblößt;“ aber noch nicht schön, weil Nothwendigkeit abstract und dem sinnlichen Bilde nur entgegen ist. Schöner würde der Ausdruck, wenn die Metapher entblößt an dieser Stelle aufgegeben, und eine andere gewählt würde. Z. B. Jedes Schutzes des Lebens beraubt.

Sich in dem Vorhöfen des Reichen umherwinden, ist fehlerhaft, weil man sich nur da windet, wo der Weg verschlungen, aber nicht in einem Vorhofe, wo freie Bewegung

genug gestattet ist. — „Sich mit den Vorschriften der Mäßigkeit, Kunst, der Weisheit und Tugend, gegen die schmerzlichen Empfindungen einer verstimmten und fehlerhaften Sinnlichkeit waffnen," ist verfehlt, weil man mit Vorschriften sich nicht waffnet. Eben so ist das Beiwort verstimmt metaphorisch und fehlerhaft eigentlich, welches der Regel nach gleichfalls in dem Bilde bleiben müßte, welches durch das Wort verstimmt angedeutet ist. — Eine unerschöpfliche Lebenskraft verschwenden ist wohl nicht möglich; denn das Unerschöpfliche ist unerschöpflich, und kann wohl unrecht angewandt, aber nicht verschwendet werden. Die Bilder von schöpfen und verschwenden sind auch heterogen. Aber schön sind in eben dieser Rede die Metaphern: „ist denn diese flüchtige Erdengestalt etwas anderes, als eine Hülle, die den Keim des innern und himmlischen Menschen umschließt" oder „welches Gewand euren Geist umkleiden."

Ich habe diese weniger auffallenden Beispiele gewählt, um die Aufmerksamkeit auf diese kleinen Fehler desto mehr zu spannen, und das Urtheil zu schärfen; denn es ist auffallend, daß unsere Dichter, und besseren Romanenschreiber solche Fehler selten machen, dagegen selbst bessere Predigten davon wimmeln. Das Studium einer nicht bloß schönen, sondern auch im Kleinen correcten Schreibart, muß daher von den geistlichen Rednern noch nicht mit der Sorgfalt getrieben werden, welche es gerade von ihrer Seite verdient.

Sehr schön ist es, wenn eine glücklich gebrauchte Metapher fortgeführt wird, wenn der Redner in dem Bilde bleibt, und dann aus der Metapher eine Allegorie wird, worin die dichterischen Bücher des A. T. so glücklich sind. Zwar sind die stärkern

Arten der Allegorie, welche ein volles sinnliches Gemälde aufstellen, selten für den Redner brauchbar; allein desto mehr die schwächern Arten, in welchen bloß eine Metapher fortgesetzt wird. Z. B.

„Aber warum drücket doch die Unmäßigkeit das Gepräge ihrer Schmach allen denen auf, die sich von ihr beherrschen und betäuben lassen; warum heben sich aus den Blicken der Menschen die schmachvollen und beschämenden Gestalten (Formen) der Unwahrheit, des Betruges und der Heuchelei unverkennbar hervor; warum graben sich der Zorn, der Ehrgeiz, die Habsucht, die Schwermuth mit furchtbaren Zügen in das Antlitz ihrer Knechte ein; warum ist in den Mienen des Eiteln, des Stolzen, des Üppigen und Zerstreuten der Abdruck der Würde und des Edelsinnes so gänzlich verwischt u. s. w."

Man siehet, daß die Metapher Gepräge alle übrigen bildliche Ausdrücke veranlassete, und diese Art von Allegorie hervorbrachte.

Die Tropen der Metonymie, welche in der Verwechselung verwandter Begriffe, und der Synecdoche, welche in dem Ausdrucke eines größern oder kleinern Umfanges der Begriffe, als die Wirklichkeit fordert, liegen, sind großen Theiles zu schwach, um sehr aufzufallen, und die stärkern Arten sind meistens nur für den Dichter brauchbar. Werden diese stärkern Arten aber gebraucht, so muß es auch nur bei Gegenständen geschehen, welche ihrer würdig sind. Z. B. Die ganze Natur hüllt sich in Trauergewand, würde bei dem Tode eines unbedeutenden Menschen sehr unpassend seyn. Vorsichtiger noch möchte der geistliche Redner bei dem Gebrauche der Ironie, welche den

Worten nach das Gegentheil von dem sagt, was sie sagen will, seyn müssen, weil in den stärkern und lebhaftern Arten der Ironie ein zu beißender Spott liegt, welcher selten der Würde der Kanzel entspricht. In weniger gebildeten Gemeinden möchte auch nicht jede Ironie verstanden werden. Z. B. Sehr glücklich bist du, sinnlicher Schwelger in allen deinen Freudengenüssen, wenn die schmackhaftesten Speisen deinen Gaumen vergnügen, die lieblichsten Wohlgerüche dich umduften, Töne der Musik dein Ohr ergötzen, herrliche Gemälde und das kunstvolleste Spiel der Farben und Formen dein Auge entzücken, wenn alle deine Gefühle ihre Nahrung, deine sinnlichen Wünsche ihre Befriedigung finden; wenn der lachendste Witz aus deinem und deiner Genossen Munde strömt, wenn dein ganzes sinnliches Seyn nur empfängt und genießet, wenn du den letzten Tropfen jeden Genusses und jeder Wollust noch schlürfest, und tief in die Nacht hinein alle diese Seligkeiten ausschöpfest; wenn jeder Ernst des Lebens und jede Sorge dann fern von dir sind, und keiner deine Genüsse störet, wenn du endlich von Genüssen erschöpft hinsinkst in einen Schlaf, in welchem die Bilder deiner Seligkeiten dich noch umgaukeln, bis auch diese verschwinden u. s. w.

Möchte nicht diese Ironie zu fein seyn, um nicht mannichfaltig mißverstanden zu werden? In allen diesen Dingen kann nur ein richtiger Tact und ein gebildeter Geschmack richtig leiten.

Unter den rhetorischen Figuren giebt es einige, welche ihrer leichten Anwendbarkeit wegen von ungeübten Rednern zu oft gebraucht werden, weil sie durch diese ihrem Vortrage eine größere Lebhaftigkeit und etwas oratorisches zu geben vermeinen. Diese sind die Inversion, die Frage, der Ausruf und die Wie-

derholung, und letztere besonders in ihrer ersten Form der Anaphora. Es giebt Arbeiten junger Männer, worin beinahe alles in Inversionen gesagt ist, weil ihnen die natürliche Wortfolge zu gewöhnlich und nicht oratorisch genug scheint. Darum kann die Regel nicht genug eingeschärft werden, daß eine Inversion nur dann erlaubt sey, wenn das aus der natürlichen Wortfolge gerissene Wort, der Aufmerksamkeit des Zuhörers besonders hingestellt werden muß. Manchem ist die Inversion so sehr zur Gewohnheit geworden, daß er selbst nicht bemerken muß, daß er in Inversionen spreche. Z. B. Die Inversion: Wie haben auch sie mich erfreuet, diese Beweise; ist doch um nichts stärker, als die natürliche Wortfolge: diese Beweise haben auch mich erfreuet, erquickt, gestärkt. Man kann es hingehen lassen, wenn solche Inversionen auch ohne hinlänglichen Grund zuweilen vorkommen; aber wenn sie beinahe ohne Unterbrechung immer auf einander folgen, so werden sie unerträglich. Diese Gewohnheit, in Inversionen zu schreiben und zu reden, führt auch noch einen bedeutendern Nachtheil mit sich; denn das Gefühl für die eigentliche Kraft der Inversion wird abgestumpft, und sie werden daher meistens verkehrt gebraucht. Z. B. „Doch konnte dies alles mich nicht davor bewahren und schützen.“ Hier muß es offenbar heißen: „doch dies alles konnte ꝛc. weil der Nachdruck auf den beiden Worten d i e s a l l e s liegen muß.

Ich kann nicht unterlassen, eine Stelle aus einem bekannten Buche abzuschreiben, weil diese es recht anschaulich macht, wie die ganze Kraft der Rede, oder das Oratorische fast allein durch Inversionen und Anaphern, auch wohl Fragen hat erreicht werden sollen, vielleicht ohne daß der Redner sich dessen deutlich bewußt war.

„Ihr wisset es, m. Z., wie theuer und werth mir die Verbindung ist, in welcher ich mit euch als euer Lehrer stehe; ihr kennt meine Entschließung, daß ich unter euch leben und wirken will, so lange Gottes Aufsehen meinen Odem bewahret. Darum werdet ihr einsehen, wenn ich euch sage, daß um diese Zeit die ersten zehn Jahre meines Lehramtes bei euch verflossen sind; ihr werdet einsehen, mir sey die Zeit, da ich solche zehn Jahre vollendet habe, und neue zehn Jahre anfange, wichtig; ihr werdet es begreiflich finden, daß diese Gedanken meine Seele beschäftigen, und es mir gestatten, daß ich sie vor euch laut werden lasse. Zehn Jahre sind mir verflossen in den Berufsgeschäften und Pflichten und Verhältnissen, die mit einem Lehramte verbunden waren; diese zehn Jahre — sie sind bisher die angenehmsten und zugleich die schwersten und bittersten Jahre meines Lebens gewesen. Etwas Weniges muß ich über dieses Letztere zuvörderst sagen, das bin ich mir heute selbst schuldig. Vor dem Allwissenden bin ich mir dessen bewußt, daß mir mein Amt und meine Berufsgeschäfte und Pflichten stets vor Allem am Herzen lagen; daß ich trachtete, wie ich diese Pflichten gewissenhaft erfüllete, und in der Ausrichtung dieses Geschäftes vollkommener würde; daß mir stets mein Amt wichtiger war, als die Einnahme, und Arbeit mir über Vergnügen ging; daß ich bei allen Vorfällen in redlicher und wohlwollender Absicht, und mit Gewissenhaftigkeit handelte und für ein jedes Mitglied der Gemeine das treue Herz eines guten Hirten hatte; — ich darf dies alles auf diesem meinen Lehrstuhle frei und öffentlich behaupten, denn ich bin mir dieses vor dem Allwissenden bewußt. — Doch konnte dies alles mich nicht davor bewahren und schützen, die unangenehmsten Erfahrungen mancherlei Art zu machen. Bei redlichen und wohlwollenden Absichten mußte ich das erfahren, daß sie mir,

auch bei wiederholter Betheurung, nicht geglaubt und zugetrauet wurden; Gewissenhaftigkeit ward mit Mißfallen aufgenommen; für treue Erfüllung wichtiger Berufspflichten ward Lästerung, Beleidigung mir zum Lohne. Männer, angesehene Männer haben mich zuweilen auf eine empfindliche Art gekränkt. — Viel Gleichgültigkeit habe ich gesehen und erlebt bei meinem Würken, so daß ich es mir nicht verhehlen kann, ich habe wohl oft und viel vergeblich gearbeitet u. s. w.

Doch es mag genug seyn; denn in diesem Tone und in diesem sonderbaren Style, worin alles Oratorische durch Inversionen und Anaphern vielleicht unwillkührlich erzwungen ist, geht es noch einige Seiten fort. Durch die unzweckmäßige Anwendung dieser Redefiguren ist alles Fließende und Periodische, so wie aller Numerus und Wohlklang gänzlich aufgehoben, und eine abgebrochene, schwer sich fortbewegende Schreibart entstanden, welche nicht zu empfehlen seyn dürfte. Zugleich ist dieser Prologus galeatus ein Beispiel einer Einleitung, wie sie nicht seyn muß; denn die Einleitung soll gewinnen, und nicht zurückstoßen, gewinnen für die Sache und nicht für die Person des Redners.

Wird aber die Inversion an der rechten Stelle gebraucht, so ist sie eine der kraftvollesten Figuren, besonders für den geistlichen Redner, welcher das zu sehr Auffallende vermeiden muß. Z. B. Verlaßner und ärmer hat nie ein Mensch diese Welt betreten, als Er; aber alle Engel Gottes begleiteten ihn und dienten ihm; in der größten Dunkelheit und Abgeschiedenheit von der Welt verlebte er seine Tage, aber wo hat auch nur Einer eine solche welthistorische Wichtigkeit erhalten, als Er. — In dieser Stelle erhalten die Antithesen gerade

durch die Inversion der Vordersätze ihre Auszeichnung. Schade nur, daß in beiden Sätzen gegen die Wahrheit gesündigt ist. Eben so große Schönheit mit Wahrheit verbunden bringt die Inversion in der gleich folgenden Stelle hervor.

„Unter den Verfolgungen des glühendsten Hasses fand er zugleich eine Liebe, eine Hingebung der Seinigen, von der die Geschichte kein anderes Beispiel kennt; verurtheilt zu dem Schicksale des verworfensten Missethäters, war er zugleich bestimmt, der Gegenstand der Anbetung für Millionen seiner Brüder zu seyn; und unter den ungünstigsten Umständen, in seiner ganzen Schmach und Niedrigkeit bildete sich sein großer Geist und ganzes, reines Wesen bis zum Muster der vollkommensten Gottähnlichkeit. Und was soll ich sagen von den letzten Begebenheiten, die seine irdische Geschichte beschließen? Entsproß nicht seinem an dem Kreuzespfahle vergoßnen Blute die Freiheit und die Herrlichkeit der Kirche Gottes?“

Eine sehr schöne Redefigur zur Erweckung der Aufmerksamkeit ist die Frage; allein eben weil dieselbe so leicht anzubringen ist, so muß man in dem Gebrauche derselben desto vorsichtiger seyn, damit das Zuviel nicht schade. Der Gebrauch derselben ist doppelt; sie wird nehmlich zuerst gebraucht, um einen scheinbaren Einwurf hinzustellen, dessen Beantwortung dann die Zuhörer mit mehr Aufmerksamkeit erwarten; zweitens um eine Ausrufung zu bilden, wie in den beiden letzten Sätzen des vorstehenden Beispieles. Zuweilen ist Einwurf und Beantwortung in der Frage mit einander verbunden. Z. B. „Aber leben wir denn nicht auch in Verhältnissen, wo unser Beispiel auf andere mächtig einwirkt; stehen wir als Lehrer und Fami-

lienhäupter, als Hausväter und Hausmütter nicht mit Personen in Verbindung, deren Seelen der Herr von unserer Hand fordert; sollen wir das Wort Gottes nicht unsern Dienern, unsern Kindern schärfen; und hat unser Herr nicht feierlich das Wehe ausgerufen über Alle, durch welche Ärgerniß kommt? —

Wo die Zwecke nicht deutlich empfunden werden, da muß die Frage nicht angewandt werden. Mich dünkt, ich mag aber nicht entscheiden, daß Fragen, welche den Nachsatz einer nicht in Frageform angefangenen Periode, bilden sollen, sich nicht gut ausnehmen. Z. B. „Betrachtet er (der Mensch) vollends den stürmischen Wechsel alles Vergänglichen um sich her, sieht er von der wirbelnden Fluth des Entstehens und Vergehens Alles ergriffen, muß er bemerken, daß nichts so fest und dauerhaft ist, das nicht erschüttert wird, daß weder Schönheit noch Verstand, weder Tugend noch Heldenmuth, weder Hoffnung noch Glaube dem Andrange zu widerstehen vermag, daß die Felsen verwittern, die Körper verwesen, ja Alles, was ist, wie von einem ewigen Strudel ergriffen, auftaucht und untersinkt; muß er dann nicht anfangen für sich selbst zu zittern, ist es möglich, daß er nicht in einzelnen Augenblicken fürchten sollte, selbst von diesem alles hinraffenden Strome verschlungen zu werden?" — Oder: „Ist es nehmlich gewiß, daß der Sohn Gottes auf Erden erschien; daß er unter den Menschen als unter seinen Brüdern wohnte, daß er ihnen alles enthüllte, was Gott ihnen mitzutheilen beschlossen hatte; bedürfen wir denn noch eines andern Beweises, daß wir göttlichen Geschlechtes sind? — Oder: daß diese Gewißheit ungemein viel zur wahren Aufklärung über unsere Verbindung mit der übersinnlichen Welt beitrage, wer möchte dieß leugnen?"

Es entsteht, dünkt mich, dadurch eine erzwungene Lebendigkeit, welche ein Redner mit Kraft nicht durch eine ganze Rede aushalten kann, und welche die Zuhörer eher ermüdet, als unterhält. Zuweilen sind solche Fragen für die Kanzel auch zu dichterisch. Z. B. Aber wohin willst du uns führen, du Göttliche? Siehe in eine neue dunkle Höhle winket uns dein bedeutungsvoller Blick; auf ein neugebornes zartes Kindlein, das in der Krippe liegt, deutet dein heiliger Finger, und dein Mund spricht das räthselhafte Wort aus: Dies ist Gottes Sohn."

Noch weit mehr wird die Ausrufung gemißbraucht. Ich erinnere mich, eine Rede gehört zu haben, in welcher die schwache Stimme und undeutliche Aussprache des Redners fast alles Verstehen unmöglich machte; doch die immer wiederkehrenden O, Ach, Ja, Nein wurden allein zu einer eben nicht großen Erbauung verstanden. Durch solche Ausrufungen, durch welche ein gewisses Pathos erzwungen werden soll, verfehlen auch talentvolle Redner ihres Zweckes. Z. B. Wir vermögen es nicht zu fassen, dieses Wunder der göttlichen Weisheit, daß der Hocherhabne in solcher Niedrigkeit unsern Blicken sich darstellt! O vergieb es den schwachen Sterblichen, welche das Unendliche nicht begreifen! Aber du öffnest auch unser Ohr, zu vernehmen die Stimmen der himmlischen Heerschaaren, welche gegen einander rufen und antworten: Ehre sey Gott in der Höhe, Friede auf Erde und den Menschen ein Wohlgefallen. So nah an die Gränze der Erde und des Himmels, da wo sich die Sphären der Geisterwelt berühren, führest du uns also! Wir liegen im Staube und beten an!" Wie weit ist dieses wohl vom Bombast entfernt? Wie viel Wahrheit ist wohl darin, wenn man es genau prüft, und wie wenig belehrende

Erbauung? Gewiß fließen viele unwahre, oder nur halbwahre Behauptungen auf der Kanzel und vor dem Altare aus dieser Quelle des gesuchten Pathos, das sich in Ausrufungen mancherlei Art ergießt.

Eine der rhetorischen Figuren, welche in Predigten häufig gemißbraucht werden, ist die Exergasie oder der Gebrauch synonymer Worte oder Redensarten. Es giebt Predigten, worin man selten mit einem Haupt- oder Bei- oder Zeitworte zufrieden ist, sondern deren immer zwei, wo nicht drei beisammen haben muß, vielleicht weil man glaubt, es sey sonst nicht rednerisch. Ich erinnere mich, in einer ganz neuen sogenannten Musterrede eine Periode gelesen zu haben, worin immer zwei Hauptwörter, und zwei Zeitwörter durch und verbunden wie abgezählt einander gegen über standen, und jedes Hauptwort sein besonderes Beiwort hatte. Es giebt wohl keine bessere Methode, um recht steif zu reden und zu schreiben. Viele erinnern sich gewiß Perioden, wie folgende, als etwas gewöhnliches gehört oder gelesen zu haben. „Mit solchen Gedanken und Gefühlen stehen wir auf einer steilen und schwindelmachenden Höhe, und wir können es uns nicht verhehlen und verbergen, daß unser Sinn und Verstand zu schwach und zu ohnmächtig sey, als daß hiebei durchaus klare und unwiderlegliche Gedanken und Worte gesagt und ausgesprochen werden könnten." So brauchbar diese Exergasie ist, um das zu Schwache zu verstärken, das Undeutliche deutlicher zu machen, und das noch nicht völlig Richtige als ganz wahr darzustellen: so sehr muß sie vermieden werden, wo sich kein anderer Grund als die bloße Ausdehnung des Vortrages denken lässet. In jeder Exergasie muß zugleich eine Steigerung beobachtet werden. Z. B. Man fängt an, sich zu schämen, daß nur Kerker, Verbannung,

Blutgerüste und Scheiterhaufen die Stützen des Glaubens seyn sollen.

Eine eben so große Aufmerksamkeit muß der junge Redner auch auf den Gebrauch der Beiwörter oder Adjectiven richten, und sich vorsehen, solche zu gebrauchen, welche ganz müßig sind. Sie müssen durchaus entweder zur nähern Bestimmung oder zur Verstärkung (Emphasis) nothwendig seyn, wenn sie sich rechtfertigen sollen. Diese Emphase darf aber keine erkünstelte seyn. Z. B. Zu dem mir so theuer heiligen Zwecke, worin das Wort theuer wohl fehlen könnte.

Aus allen diesen Fehlern entstehet der sogenannte pretiöse Styl, der sich so unangenehm hört und lieset, und mit welchem manche dennoch das non plus ultra glauben erreicht zu haben.

Vorzüglich muß der junge Redner sich bemühen, eine gute Periode ganz in seine Gewalt zu bekommen; denn selbst die aphoristische Schreibart fordert einen geschickten Periodenbau, weil ihre abgebrochen scheinenden Sätze in einem innern periodischen Zusammenhange stehen müssen. Man setze nur in manche ganz aphoristisch gesagte Stelle von Dräseke die verbindenden Worte, so bildet sich eine der schönern Perioden. Z. B.

Wir gefallen euch nicht, ist der Rede Sinn, Johannes nicht, Ich nicht. Er, mit seiner Abgeschiedenheit von der Welt und der finstern Miene. Ich, mitten unter den Menschen, freundlich und fröhlich. Wir sind euch beide zuwider. Den Einen findet ihr schwerfällig, den Andern leichtfertig. Der lebt zu still, der zu laut. Jener hält sich einsam, dieser

macht

macht sich gemein. Es geht uns, wie den alten Propheten; die konnten es auch nicht treffen. Wann wird endlich der Rechte kommen? — In verbundener Periode etwa.

Weder Johannes noch ich, das ist der Rede Sinn, können euren Beifall erwerben. Die Abgeschiedenheit von der Welt am erstern muß euch zu einsam und still, seine finstere Miene zu schwerfällig dünken; mein freundliches und fröhliches Wesen dagegen tadelt ihr als leichtfertig, gemein und zu laut; und wir theilen beide das Schicksal der alten Propheten, welche den Beifall ihres Zeitalters nicht zu erlangen vermochten: wann wird der Rechte endlich kommen? — Es wird aber damit nicht gesagt, daß diese verbundene Periode schöner sey, als die aphoristische Schreibart Dräsekens; denn jeder wird leicht fühlen, daß hier die größere Schönheit auf der Seite der angeführten Stelle sey; es sollte nur der Beweis damit gegeben werden, daß auch die aphoristische Schreibart ihre Sätze nicht ohne eine logisch richtige aber nur versteckt gehaltene Verbindung hinstelle.

Die vornehmsten Eigenschaften einer guten Periode sind: 1) eine logisch richtige und dabei leicht übersehbare Verbindung der zusammengehörigen Sätze. 2) Symmetrie der Hauptsätze nicht nur, sondern auch der kleinern Glieder. 3) Vermeidung des Eintönigen in der Art der Verbindung, ohne der Deutlichkeit, Angemessenheit und Natürlichkeit zu schaden. 4) Wohlklang der einzelnen Glieder und Worte. 5) Ein gewisser oratorischer Numerus, der sich über das Ganze verbreitet, und am Ende am fühlbarsten wird. 6) Rundung des Ganzen, welche dadurch bewirkt wird, daß kein Theil überflüssig, oder an einer unrechten Stelle sich darstellt, und das Ende gleichsam den Schlußstein des Ganzen auszumachen scheint.

Unter den neuern Rednern sind in dem Baue schöner Perioden vorzügliche Muster Köhler in Ülzen, Ammon, Röhr, Marezoll und Rüdel. Aus diesen Mustern muß der angehende Redner die schönsten Perioden auswählen, und sich selbst die Vorzüge derselben zu entwickeln, und anschaulich zu machen suchen. Es ist aber nicht genug, daß er dieselben still lese, und darüber nachdenke, sondern er muß sie laut lesen, selbst in der angemessenen Declamation, um auch sein Ohr an den Wohllaut, an den schönen Fall der Worte und an den oratorischen Numerus zu gewöhnen. Ist er selbst noch nicht der vollendete Declamator, so hat er vielleicht einen Freund, der mehr leistet; dieser lese ihm ausgewählte Perioden vor, und er versuche, was sein Ohr wirklich wohllautendes, volltönendes und dem Gedanken anpassendes darin entdecken kann. Nur durch die Bildung des innern und des äußern Sinnes gelangt man zu dem richtigen Takte, der allein gute Perioden zu empfinden und selbst zu bauen vermag. Auch die eigene Declamation solcher Stellen ist nothwendig, um das zu empfinden, was den Organen angemessen ist, was ihnen widerstehet; denn dasjenige, was die Organe leicht, mit Kraft und mit Abwechselung auszusprechen vermögen, das wird wohllautend und würdig; dasjenige, was ihnen Mühe macht, wobei die Organe anstoßen müssen, oder in ihrer leichten Bewegung aufgehalten werden, das ist hart und wird nie den oratorischen Wohlklang erreichen.

Die vorhin angegebenen Eigenschaften einer guten Periode sind aber nur die vornehmsten, welche der leichtern Schreibart zum Theile erlassen werden können; aber nicht alle, denn an eine gute Periode können fast alle Forderungen des Styles gemacht werden. Es versteht sich wohl von selbst, daß Reinigkeit und Richtigkeit der Sprache, Deutlichkeit und Bestimmtheit

des Ausdruckes, Schicklichkeit und Natürlichkeit der Worte, Präcision und Kürze, und vorzüglich eine edle Würde der Rede gefordert werden müssen. Obgleich es nicht die Absicht hier seyn kann, zu allen jenen vornehmsten Eigenschaften die Vorschriften und Beispiele zu sammeln, welche sich vielleicht geben und sammeln ließen: so stehen doch einige Bemerkungen, welche das eigene Studium wecken und weiter führen können, wohl nicht an der unrechten Stelle.

Eine logisch richtige und dabei leicht übersehbare Verbindung der zusammengehörigen Sätze, ist selbst in längern Perioden zu erreichen. Z. B.: O ihr Gebeugten und Trauernden Alle, die ihr den schweren Kampf der Pflicht und des frommen Glaubens mitten in einer unheiligen und lasterhaften Welt zu kämpfen habt; die ihr es klaget, daß das Verdienst verkannt, gehasset wird und im Staube liegt, wenn das frohe Laster triumphirt; die ihr niedergebeugt von Sorgen und Unruhen aller Art oft in Zweifel gerathet, ob ihr nicht bei aller eurer Unbescholtenheit dennoch unterliegen und verderben werdet: ermannt euch heute, stärket euren sinkenden Muth an dem großen, göttlichen Vorgänger, an dessen herrlichem Siegesfeste ihr ja doch vertraut werden müsset mit dem Reichthum zahlloser Mittel in der Hand eures Gottes, durch welche er seine standhaften Kinder zu retten und zu beglücken vermag (Bresciu s).

Die Grundlage dieser leicht und klar gebaueten Periode ist in dem einfachen Satze, der nur aus Subject und Prädicat bestehet: Ihr Gebeugten und Trauernden ermannet euch. Das Subject wurde erweitert, indem die Ursachen zur Trauer aufgesucht wurden, und damit die Übersicht erleichtert, und die Verbindung nicht schleppend werden möchte, wurde die leichte Ana-

phora in der Wiederholung der Worte „die ihr" angewandt; aber auch in der angeführten Ursache der Trauer eine schickliche Climax beobachtet. Damit aber das Prädicat die gehörige Symmetrie gegen das erweiterte Subject haben möchte, mußten die Mittel zur Stärkung in diese Periode mit aufgenommen werden. Durch manches kleine Mittel ist ein gewisser Wohlklang über das Ganze verbreitet, bald durch schickliche Inversion: O ihr Gebeugten und Trauernden, *Alle* für: O *alle ihr* Gebeugten und Trauernden; bald durch aufgenommene zuweilen malende Adjectiven; dann „die ihr den Kampf der Pflicht und des Glaubens" würde durch die vielen Consonanten hart gewesen seyn, wohllautend aber wird es durch die Beiwörter schweren und frommen. In dem Satze: daß das Verdienst verkannt, *und* gehaßt wird *und* im Staube liegt, *und daß das* frohe Laster triumphirt", würde ein dreimal folgendes *und* monotonisch und schleppend gewesen seyn, und die Wiederholung der Worte *daß das* hart. Dieses alles wurde gemildert, indem das zweite *und* gestrichen, das dritte in *wenn* verwandelt, und das Wörtchen *daß* ausgelassen wurde. Sinkender Muth ist nicht wohltönend allein, sondern selbst malerisch — *großen, göttlichen Vorgänger* wird durch das zweite Adjectiv gehoben. Am Ende konnte stehen *zu beglücken weiß*, allein der Declamation angemessener ist das Wörtchen *vermag*, weil ein Dactylus herauskommt. Nur der Ausdruck *Reichthum zahlloser Mittel*, so richtig er ist, ist hart, das heißt den Organen widerstrebend; ja die ganze Reihe: *ihr ja doch vertraut werden müsset mit dem Reichthume zahlloser Mittel* ist wegen der vielen kleinen Wörter, der r und s weniger wohltönend.

Ich fürchte nicht, daß man solche Bemerkungen über anscheinende Kleinigkeiten für unwichtig halte; denn durch die

Beobachtung aller dieser Kleinigkeiten wird das vollendet Schöne in der Form der Schreibart hervorgebracht. Wer die Regeln des reinen Satzes, des Generalbasses und der Harmonie in der Musik kennt, wird wissen, in welchen anscheinenden Kleinigkeiten ein Theil derselben bestehet, und dennoch macht es die unangenehmste Wirkung, wenn sie nicht beobachtet werden. Den geistvollen Gedanken, das angemessene Bild, das passende Gleichniß können freilich diese Regeln nicht finden lehren; allein sie bewirken, daß der geistvolle Gedanke, und dieses passende Bild, so wie das sprechende Gleichniß ihre volle Wirkung thun können.

Eine gewiß sehr wirksame und die Periode rundende Eigenschaft ist die Symmetrie der einzelnen Sätze, welche sich auf die mannichfaltigste Weise anbringen lässet, bald darin, daß man jedem wichtigern Hauptworte sein passendes Beiwort giebt, damit nicht eines im Vergleich der übrigen gleichsam verlassen da stehe; bald dadurch, daß man jedem Gliede einen ähnlich geformten relativen Satz gleichsam mitgiebt, damit jedes auf gleiche Weise sich auszeichne; bald wieder, indem man die Antithesen schicklich vertheilt, und dann wieder den einen Satz nicht etwa volltönend erschallen läßt, den andern aber kraftlos dahin stellt; oder indem man, wenn die ersten in Bildern gegeben wurden, die andern nicht in der trockenen Sprache der Abstraction folgen lässet. Doch, wie wäre ich im Stande, die mannichfaltigen Mittel zu schildern, durch welche sich das Symmetrische im Baue der Perioden erreichen läßt; denn es liegt in Allem. Nur müsse nicht ängstlich gezählt und abgewogen werden, sondern alles nur durch ein richtiges Gefühl von selbst sich gestalten und ordnen. Es ist schwer, immer die passendsten und auffallendsten Beispiele einer solchen symmetrischen

Anordnung zu finden; allein, wenn an einem weniger auffallenden Beispiele gezeigt werden kann, daß das Symmetrische auch hier seine Wirkung thue, so wird ein solches Beispiel um so lehrreicher. Ein solches Beispiel sey:

„Dann eben, wenn ihr von der Kraft des Schlummers gestärkt, dem neuen Morgenlichte ins Auge schauet; dann eben wenn ihr eure müden Glieder dem nächtlichen Lager anvertrauet, und Haus und Gut und Habe unter eine höhere Wache stellen müsset; dann eben, wenn ihr nach einer lieblichen Erquickung greifet, welche euch der Allversorger in dem täglichen Brode darreichet; dann eben, wenn sich heilige Sabbathsstille über die Erde ausbreitet und das Geräusch des Lebens verstummt, und Tausende in den Tempel gehen, um zu beten: dann eben wird euer Herz euch nicht minder, als in andern heiligen Augenblicken, treiben, zu thun, was der fromme Mensch zu keiner Zeit wird lassen können. (Röhr)

Das Symmetrische dieser Periode finde ich in Folgendem: Die fünf Glieder dieser Periode, wovon das letzte den Nachsatz bildet, sind von ziemlich gleicher Länge, welche nicht abgemessen ist, aber durch das richtige Gefühl sich von selbst gegeben hat. Das erste Glied enthält e i n e Lage des Lebens, welche uns zum Gebete auffordert, und darum wurden in keinem der folgenden Glieder z w e i oder m e h r e r e Lagen zusammen gedrängt, sondern symmetrisch immer nur eine genommen. Im ersten Gliede war der Ausdruck bildlich in schönen Metaphern; eben dieses ist der Fall in den folgenden Gliedern, und der bildliche Ausdruck wird in den folgenden Gliedern nicht matter, sondern vielleicht noch lebhafter, indem in dem vierten Gliede die Metapher a u s b r e i t e t durch die Synecdoche ü b e r d i e E r d e, welche den Begriff in einem größern Umfange nimmt,

verstärkt, auch die Sabbathsstille durch den Gegensatz, das Geräusch des Lebens gehoben wird. Zu dieser Symmetrie trägt auch die wiederkehrende Anaphora dann eben bei. Schön ist auch das Polysyndeton: und Haus und Gut und Habe.

Um die widrige Wirkung zu empfinden, welche eine Periode hervorbringt, worin an Symmetrie wohl nicht gedacht ist, stehe hier noch eine andere.

„Seine Diener, sie haben eben den Weg Gottes zu lehren, den Jüngeren und den Älteren, den Vornehmen und Geringen, den Reichen und Armen; sie sollen ihn auch recht lehren, zu demselben auch erwecken und beleben; auch ihr Ermahnen und Aufmuntern, auch ihr Warnen und Strafen, auch ihr eigenes Beispiel sollen ganz auf eben diesen Weg Gottes gehen; auch sie sollen in diesem Beruf würken mit unverzagter Freimüthigkeit, ohne Ansehn der Person, ohne sich hindern zu lassen, wenn der Weg Gottes ihren Mitchristen nicht gefällt, ohne sich irren zu lassen durch die verkehrten, lästernden, gehässigen Urtheile; sie sollen auch, wie der Meister es that, dem, was dem Wege Gottes zuwider und den Menschen verderblich ist, entgegenarbeiten und sich nicht beugen lassen durch die unangenehmen Erfahrungen."

Auch in kürzern Sätzen findet dieses Symmetrische oft Statt. Z. B. „Jeder Gedanke ist ein stilles Wort, jedes Wort ein lauter Gedanke." Hier ist die Symmetrie durch die abgemessene Abwechselung und durch die Antithese erreicht, wie in einem Gebäude, worin die Schönheiten auf beiden Seiten gleich vertheilt sind.

Das Eintönige in der Art der Verbindung der größern und kleinern Glieder einer Periode tritt leider nur zu oft ein, selbst bei vorzüglichern Rednern, wenn sie sich an gewisse Figuren zu sehr gewöhnt haben. Z. B. Wo also Frömmigkeit in einem Lande herrscht, da sucht man nicht etwa nur sein Glück und seine äußere Wohlfahrt; da ist man nicht bloß darauf bedacht, sich das Leben genußreich und angenehm zu machen; da ist man nicht allein durch ein äußeres Band des Rechtes, der Sicherheit und Ehrbarkeit vereinigt; nein da steht man in dem heiligen Bunde eines guten Gewissens mit Gott und dem Himmel; da erscheint man täglich mit Dank, Gebet und Flehen vor seinem heiligen Angesichte; da kommen unsere Werke, unsere Andacht, unser Vertrauen, unser kindliches Wirken und Streben hinauf ins Gedächtniß vor Gott; da sendet er uns aber auch Licht und Kraft und Trost und Segen von seiner heiligen Höhe herab, und bekennet sich zu uns durch immer neue Beweise seiner unendlichen Huld und Güte."

Über den Wohlklang der einzelnen Glieder und Worte lassen sich nicht viele Regeln geben, indem das meiste auf ein richtiges Gehör ankommt; und daher sollte billig der Redner einige Übung, wenn auch nicht Kenntnisse, in der Musik haben, um für das Wohlklingende ein geübtes Ohr zu erlangen. Ohnehin ist Übung in der Musik, besonders des Gesanges, dem Redner ungemein wohlthätig, um seiner Stimme für die Declamation das Wohltönende nicht nur, sondern auch die gehörige Modulation zu verschaffen, wovon nachher noch einiges gesagt werden mag. Der Wohlklang der Rede liegt theils in dem an sich Wohltönenden der Worte und Sylben, theils in der Abwechselung des Volltönenden mit dem leiser ansprechenden, des Gedehnten mit dem Abgekürzten, des Scharfen und

Harten mit dem Sanften und Weichen; theils in dem metrischen Aufeinanderfolgen langer und kurzer Sylben; endlich aber auch in dem den Naturton nachbildenden Laute des Ausdruckes. Worte und Sylben, in welchen ein schickliches Verhältniß der Vocale gegen die Consonanten, und wieder eine gute Vertheilung der schärfern und sanfteren Consonanten sich findet, sind allemal wohltönender, als andere, worin dieses nicht beobachtet ist. Sehr oft steht doch die Wahl frei, und das gebildete Ohr wird leicht das wohltönendere Wort wählen, wenn nichts Höheres darunter leidet. Wie leicht hätte sich das Übeltönende folgender Worte vermeiden lassen: „als das Wichtigste, Nöthigste und Heilsamste für euch ansehet," Worte, welche fast unerträglich seyn würden, wenn ein Lispelnder sie aussprchen müßte. Oder: „Vorwurf für mich befürchten darf" worin in fünf Worten fünf r und vier f vorkommen.

Daß die vorhin angegebene Abwechselung Wohllaut, und der Mangel derselben Übellaut hervorbringe, zeigt sich bald, wenn man eine Menge einsylbiger oder auch vielsylbiger Wörter auf einander folgen lässet, und diese zu declamiren sucht. Es wird auch dem geübtesten Declamator schwer, Wohlklang hinein zu bringen. Selbst einerlei Vocale, in mehreren Sylben auf einander folgend, machen eine üble Wirkung, wie vielmehr die härtern und schärfern Consonanten, welche nicht bloß das hörende Ohr, sondern auch die hervorbringenden Sprachorgane beleidigen. Einige Beispiele mögen folgende seyn:

„so will' ich jezt hier nur damit andeuten ein Bedürfniß"

„dem Wege Gottes entgegenstehenden, unwürdigen, niedrigen verderblichen Gesinnung"

„alle Wahrheit und alles Licht, aller Trost und alle Erquickung, aller Glaube und alle Hoffnung ausfließt."

In dem ersten Beispiele sind es die einsylbigen, in dem zweiten die vielsylbigen Worte, und in dem dritten die vielen a, welche den Übellaut hervorbringen.

Die Nachahmung des Naturtones darf in Reden, besonders geistlichen, nur schwach und leise versucht werden, während der Dichter mehrere Freiheit genießt. Allein ganz übersehen darf man sie doch nicht; denn es ist unangenehm, wenn das langsam sich Fortbewegende in rasch folgenden Worten, das Vollrauschende oder Tönende in dünn klingendem Ausdrucke dargestellt wird. Das richtige Gefühl wird die Gränze gewiß bezeichnen, über welche auf beiden Seiten nicht gegangen werden darf. Wir müssen es fühlen, daß sich dieses bei dem vollendeten Redner beinahe von selbst gebe, weil ihm sein Gefühl es nicht erlaubt, sich anders als auch im Tone malend auszudrücken, aber sein richtiger Geschmack ihn vor dem Zuviel zugleich bewahret. Z. B. „Wenn sich heilige Sabbathsstille über die Erde ausbreitet und das Geräusch des Lebens verstummt," ist gewiß mit dem Gefühle geschrieben, daß die Verbreitung der Sabbathsstille in feierlich langsamen Ausdrucke, wie die allmählige Verbreitung des Morgenlichtes dargestellt, und das Geräusch des Lebens mit einem Worte bezeichnet werden mußte, in welchem das Rauschen hörbar sich malet. Heißt es nicht auch in Tönen malen, wenn eben dieser Redner sagt: „in breiten und unendlichen Worten darzulegen und gleichsam vorzuzählen, was unser Herz beweget." Oder wenn ein anderer sagt: „sehnsuchtsvoll entgegen harren"? — Allein zu stark möchte es doch für den geistlichen Redner seyn: „wo ein wilder Sturm der Leidenschaft in diese Himmelsharmonie die Mißtöne der jauchzenden Lust, und des klagenden Angstgeschreies einmischet". Oder: „den Feierchören der Hallelujahsänger

vor dem Throne des Ewigen im entzückenden Wechselgesange lauttönend antworten".

Wenn nun dieser Wohlklang sich über das Ganze verbreitet, und besonders in jeder Periode eine gewisse Einheit dieses Wohlklanges entweder die Einheit des Feierlichen, oder des Raschen, des Sanften oder des lebhaft Bewegten, des Einschmeichelnden oder Erschütternden beobachtet wird: so entstehet der oratorische Numerus, welcher zuweilen in den unrichtigen Mitteln gesucht wird. Manche glauben, man müsse deshalb in einer Art von Metrik schreiben, und es lesen sich ihre Reden beinahe, wie Gedichte. Dieses ist zu viel; allein wahr ist es auch, daß etwas Metrisches in der Abwechselung der längern und kurzen Sylben Statt finden müsse, aber so unmerklich, daß sich keine in gleichen Füßen folgende Reihen herausbringen lassen. Röhr sagt sehr schön: Und führet euch euer Beruf oder das Bedürfniß der Erholung hinaus in das große Heiligthum Gottes, wo er sich im Haine, am Bache, auf blumenreicher Flur, auf segensvollem Gefilde und unter jedem Blüthenbaume und duftendem Strauche mit seiner Schöpferhand zahllose Bet- und Dankaltäre errichtete; wo, wie in dieser schönen Zeit des Jahres sein Lob aus tausend liederreichen Kehlen ertönet, und jedes Insect im frohen Gefühle seines Daseyns schwirrt u. s. w." Wie sehr könnte man diese schöne Stelle verderben, wenn man noch mehr Metrik hineinbrächte. Z. B. Und führet euch euer Beruf oder der Erholung Bedürfniß ins große Heiligthum Gottes hinaus, wo er im Hain', am Bach', auf blumenreicher Flur, auf segensvollem Felde und unter jedem Blüthenbaum und duftendem Strauche mit bildender Schöpferhand zahllose Bet- und Dankaltär' errichtete u. s. w. So sehr dieses alles

verderben heißen möchte, so unleugbar ist es doch, daß eine gewisse wohlklingende Vertheilung der langen und kurzen Sylben vorhanden ist; denn wäre eine solche Vertheilung nicht, so würde das ohne ein solches geheimes Gefühl der wohlklingenden Abwechselung zusammengereihete Ganze der Declamation unübersteigliche Schwierigkeiten in den Weg legen, um schön zu werden. Man gebe bei den vorzüglichern Rednern nur Achtung auf den Schluß ihrer Perioden, ob sich nicht immer beinahe in die letzten Worte einige metrische Füße einstehlen, besonders der Dactylus mit folgenden Trochäen. Z. B. „spöttelnder fremder Zeuge tritt" oder „den Stab eurer Hoffnung im Tode zu haben" oder „von Lippe zu Lippe durch Wort und Rede. Selten wird dagegen ein Jambe oder Anapäst die Periode schließen. Unvermerkt kommen Spondeen in die Mitte der Periode, wo die Bewegung langsam feierlich fortschreitend seyn soll, und bei lebhafterer Bewegung finden sich von selbst Jamben und hüpfende Dactylen ein, welche aber bald gemäßigt werden.

Die größeste Kunst aber ist es, einer Periode die derselben zukommende Rundung zu geben. Man versteht darunter das geschickte Ineinanderfügen der einzelnen Glieder, wodurch ein jedes an seine rechte Stelle kommt, das eine dem andern sein eigenthümliches Licht nicht nimmt, sondern erhöhet, und das eine die Kraft des andern hebt und verstärkt, aber vor dem Ende der volle Sinn sich nicht darstellt. Nur ein logisch-richtiges Denken, welches sich nicht in jedem Augenblicke verbessern und gleichsam von neuem ordnen muß, welches gleich anfangs das Ganze des Gedankens in seinen einzelnen Bestimmungen übersiehet, und ein richtiges Gefühl des Zweckmäßigen und

Schönen vermögen solche wohl abgerundete und in strenger Regelmäßigkeit ohne Zwang gehaltene Periode zu bauen. So bald man irgend ein Glied ohne Schaden herausnehmen oder an eine andere Stelle setzen kann, so bald irgendwo etwas nachschleppt oder elliptisch da steht oder parenthetisch eingeschaltet werden muß, so bald ist die Periode nicht gehörig abgerundet. In den bessern Rednern wird man dieses nie bemerken, und da wo eine anscheinende Correction Statt zu finden scheinet, da ist sie mit Vorbedacht, als rednerische Figur gewählt, oder wo eine Parenthese angetroffen wird, da ist sie nicht aus Nachlässigkeit, sondern mit Wohl angebracht.

Folgenden Perioden möchte es aus den angeführten Gründen an aller Rundung fehlen:

„Daß ich ihn (den Weg Gottes) in meinen Vorträgen recht lehre, darüber habe ich auf Veranlassung der Predigten, welche ich bisher drucken ließ, bei öffentlicher Beurtheilung derselben angenehme gedruckte Zeugnisse empfangen, so daß ich, wenn davon die Rede ist, daß es bei meinen Vorträgen oft leer sey, davon keinen Vorwurf für mich befürchten darf, wenigstens von Keinem, der unbefangen urtheilt. Wenn ich öfter eine größere Versammlung mir wünsche und aufs Neue mir von euch erbitte, so geschieht es, ihr dürft mir das glauben, damit ich euch nützlicher werden könne; solche Aufmunterung ist ja auch mir eben wohl nöthig."

Ich wünsche aber nicht, daß die vorstehenden Bemerkungen über die Schönheit der Perioden und deren zweckmäßigen Gebrauch, dahin gedeutet werden möchten, als sey es eine Vollkommenheit immer in solchen abgemessenen längern Perioden zu schreiben. Wenn sie nicht mit kürzern Sätzen abwech-

seln, wenn sie gleichsam Schlag auf Schlag auf einander folgen: so entsteht vielmehr eine so ermüdende Eintönigkeit, daß alle Aufmerksamkeit dadurch geschwächt wird. Man lese nur bessere Muster, und man wird finden, wie die kürzern Sätze oft lange auf einander folgen, wie sie sich allmählig verlängern und im Fortgehen zu längern Perioden werden; wie zuweilen mehrere längere Perioden auf einander folgen, aber dennoch in der Form abwechseln, und dann wieder in kürzern Sätzen der Aufmerksamkeit gleichsam einige Ruhepuncte gegönnt werden, und auf diese Weise ein vollendetes Ganze entsteht.

Die Perioden haben natürlich mannichfaltige Formen, und diese hängen meistens von den verbindenden Hauptconjunctionen ab. Auf diese Weise kann es copulative und disjunctive, concessive und adversative Perioden u. s. w. geben; so wie hinwiederum fragende und exclamatorische. Sie können in sich gebundener seyn, indem keine Conjunction verschwiegen wird, oder auch zerschnittener und anscheinend abgebrochener.

Diese Bemerkungen über die Schreibart der Predigten, zu welchen sich aus den vorhergehenden Kapiteln noch manche gesellen wird, haben nicht den Zweck, etwas Vollständiges zu geben, welches theils nicht nöthig ist, indem Schriften genug darüber vorhanden sind, theils mir auch nicht möglich; sondern nur die Absicht, den jungen Redner auf die Nothwendigkeit dieses Studiums aufmerksam zu machen. Es giebt in der That viele Prediger noch, welchen wegen fehlerhaften Unterrichtes in den Schulen, welche sie in ihrer Jugend besuchten, dergleichen gar nicht in den Sinn kommt; welche glauben, daß dasjenige, was sie wahr und fromm gedacht haben, immer gut sey, in welcher Form es auch gesagt werde; es giebt auch jüngere Theo-

logen, welche ebenfalls nicht daran denken. Vielleicht kommt dieses Buch in solche Hände; und wenn dann das Gefühl erregt wird, daß dieses Studium nachgeholt werden müsse: so ist mein Zweck erreicht.

Funfzehntes Kapitel.

Von der Declamation und Action.

Ueber keine Gegenstände, welche dennoch für den Prediger wichtig sind, lässet sich wohl mit mehrerer Schwierigkeit schreiben, als über diejenigen, welche die Überschrift dieses Kapitels benennt. Denn beide werden nur von dem äußern Sinne, die erste von dem Sinne des Gehörs und die andere von dem Sinne des Auges beurtheilt und richtig aufgefasset. Dennoch aber sind darüber Belehrungen und Bemerkungen, wenn sie nur in Worten gegeben werden können, höchst wünschenswerth, weil auf der einen Seite beide von den meisten Predigern noch gar zu sehr vernachlässiget und dem Zufalle überlassen werden, und auf der andern beide so ungemein viel beitragen, eine Rede den Zuhörern nicht bloß angenehm, sondern auch bei ihnen wirksam und eindringlich zu machen. Für die letztere hat Engel in seiner Mimik geschrieben, welche jungen Theologen sehr empfohlen, aber von ihnen wenig gelesen wird; für die erstere ist mir aber nichts Brauchbares bekannt; denn dasjenige, was in einigen homiletischen Compendien enthalten ist, ist gar zu dürftig, als daß sich viel daraus lernen ließe. Desto mehr beklage ich es aber, daß auch ich nicht im Stande seyn werde, dasjenige zu sagen, was nach meinem Gefühle darüber gesagt werden könnte, und wünsche recht sehr, daß ein Kenner darüber schrei-

ben möge. Vielleicht veranlassen meine dürftigen Bemerkungen eine geübtere und geschmackvollere Feder über diesen Gegenstand mit ästhetischem Geiste zu schreiben, und sich hierin der jungen Prediger anzunehmen.

a) Von der Declamation.

Declamation ist meinem Bedünken nach der angemessene mündliche Vortrag einer Rede, durch welchen dem Zuhörer die Gedanken des Redners in hinreichender Deutlichkeit, welche nichts überhören lässet, und mit dem gehörigen Eindrucke, welche den Zuhörer auch durch den Ton der Stimme zum Beifalle zwingt, mitgetheilt werden. Deutlichkeit, oder wenn man lieber will, Vernehmlichkeit ist der erste, und Bewirkung des gehörigen Eindrucks der andere Zweck der Declamation, und es kommt nun darauf an, welche Mittel der Menschenstimme zu Gebote stehen, um diese Zwecke zu erreichen. Die Vernehmlichkeit möchte zuerst die Forderung an den Redner machen, daß er mit einer hinlänglichen Stärke der Stimme rede, um an jedem Orte des Versammlungshauses verstanden zu werden. Diese hinlängliche Stärke der Stimme wird aber nicht durch die möglichste Anstrengung derselben erreicht, weil das sogenannte Überschreien der Verständlichkeit sogar schädlich und dabei höchst unangenehm wird. Die Stimme darf daher nur bis zu dem Grade angestrengt werden, in welchem der Klang derselben noch angenehm bleibt, die Organe im Stande sind, jeden Laut vollkommen articulirt hervorzubringen, und noch einiges von Stärke übrig bleibt, um bei den wichtigern Worten oder Sätzen den Ton nicht bloß erhöhen, sondern auch verstärken zu können. Über dieses Maaß darf der Redner nie schreiten, und wenn die natürliche Stärke seiner Stimme nicht groß ist, so muß er sich bescheiden, daß er nicht für große

Kirchen

Kirchen gemacht sey. Diese Stärke der Stimme liegt aber nicht bloß in der Stärke des Schalles, welchen sie hervorbringt, sondern großen Theils in deren Reinheit, durch welche das sogenannte Metall und das Klingende derselben entsteht. Die stärkste Stimme wird nicht weit hin ertönen, wenn sie rauh und heiser ist, die schwächere reine Stimme dringt mit ihrem Wohlklange bis in die entferntesten Winkel. Darum aber auch sollten junge Theologen, welche meist als Redner, ich will nicht sagen glänzen, sondern nützen wollen, alles vermeiden, wodurch der Stimme eine gewisse Rauhigkeit mitgetheilt wird. Dahin gehören starke Getränke, selbst starke Biere, zu viele fette Speisen, zu vieles Tabacksrauchen, und zu heftige Leibesbewegungen in rauher Luft, wie die Jagd und nächtliche oft wiederholte Tänze veranlassen; auch das Studieren bei Nacht. Bei einer weisen Eintheilung ist der Tag, besonders vom frühesten Morgen an, für alle Geschäfte lang genug. Eine gesunde und mäßige Diät, Ordnung in allen Geschäften, richtige Vertheilung des sitzenden Lebens und der Bewegung erhält mit der Gesundheit auch die Schönheit, den Wohlklang und die Stärke der Stimme. Kommt nun noch eine passende Übung hinzu, so kann eine schwache Stimme zu einiger Stärke, eine heisere zu einiger Helligkeit, eine rauhe zu einiger Reinheit erhoben werden; und die angemessenste Übung der Stimme für den jungen Redner ist der angestrengtere Gesang in Gesellschaft oder in Singacademieen, welche auf keiner größern Schule und Universität fehlen, und fleißig benutzt werden sollten. Ein solcher Gesang, aber nicht jener bei Abendgesellschaften und dem Genusse starker Getränke, der alle Stimmen verdirbt, stählet die Brust, verlängert den Athem, reinigt die Luftröhre, und gewöhnt die Organe zur angemessenen und dauernden Anstrengung. Er ist es auch, welcher der Stimme den gehörigen Umfang in der Höhe und Tiefe

verschafft, und sie gewöhnt, nur in reinen Intervallen zu sinken oder zu steigen. Mit dieser Übung muß aber auch das laute Declamiren verbunden werden, wozu der Unterricht in größern Schulklassen, und wenn diese Gelegenheit fehlt, das Declamiren auf einsamen Spatziergängen, (nur nicht in rauher Luft), oder auf größern Sälen benutzt werden können.

Ein anderes Mittel, der Stimme das Weithinschallende ohne Überschreien zu geben, ist das Treffen der angemessenen Höhe des Tones. Man sagt allgemein, daß die Tenorstimme bei geringerer Anstrengung leichter verstanden werde, als die Baßstimme; mithin muß die angemessene Höhe des Tones zur Verständlichkeit beitragen. Derjenige mittlere Ton, in welchem die meisten Stimmen sich halten können, ist a in der zweiten Octave; eine Tertia höher oder das mittlere c ist schon hoch, und fordert für die meisten Stimmen zu viele Anstrengung und noch eine Tertia höher oder e ist unangenehm; dagegen wird es unverständlich, wenn der mittlere Ton des Redners viel unter das angegebene a herab sinkt. Wer in dem untern c redet, welches um eine Octave niedriger ist, als das vorhin angegebene, wird sich nie in großen Kirchen verständlich machen können, wenn die Stärke seiner Stimme auch noch so groß seyn sollte. Wenn die Heiserkeit oder das Rauhe der Stimme es sogar ungewiß macht, in welchem Tone der Tonleiter der Redner spricht, so ist nicht viel für die Vernehmlichkeit zu erwarten; denn die Heiserkeit bewirkt, daß die Stimme nicht einen reinen Ton hervorbringt, sondern mehrere nahe liegende zugleich, zuweilen vier, fünf, welche alle in dem Intervalle einer halben musikalischen Secunde liegen. Man kann diese Heiserkeit nachahmen, wenn man mehrere Saiten in das Intervall einer halben Secunde, etwa von a bis b stimmt, eine aber immer um 1/8 Secunde,

höher, als die andere, und alle zugleich anschlägt. Daher hat der Redner durch Übung und jedes thunliche Mittel vorzüglich für die Reinheit und eine angemessene Höhe seiner Stimme zu sorgen. Letztere aber ist nicht für jede Stimme gleich.

Zur Verständlichkeit des Vortrags gehört zweitens eine genaue Articulation eines jeden Wortes und einer jeden Sylbe. Diese ist nur möglich, wenn sich der Redner zuerst die nöthige Zeit nimmt, um jedes Wort articulirt herauszubringen; denn das eilfertige Sprechen, besonders junger Redner, ist der deutlichen Articulation jeder Sylbe in richtigem Verhältnisse sehr nachtheilig. Selbst die Größe der Kirche, welche doch immer von einem bloßen Zimmer sehr verschieden ist, und eben durch ihre Größe und Gestalt zuweilen einen unvermerkten Wiederhall veranlasset, in welchen zu geschwind ausgesprochene Sylben sich verwirren, räth zu einem langsamern Vortrage. Nur darf er nicht so langsam seyn, daß er dadurch an Lebhaftigkeit verliert. Doch auch langsam und bedächtig sprechende Redner können weniger verständlich seyn, wenn sie einige Buchstaben nicht gehörig articuliren, und rein aussprechen. Am meisten ist dieses mit dem r der Fall, weniger mit der Verwechselung des d und t, welche die Niedersachsen beide weich, und die Obersachsen beide hart aussprechen, auch wohl mit dem s, dessen unnöthige Schärfung in manchem Munde so sehr hervorsticht, daß andere Buchstaben dagegen verschwinden. Besonders aber sind es die Vocale, welche entweder aus Schlaffheit der Organe, oder wegen eines Provinzialfehlers zuweilen nicht deutlich unterschieden werden. Aus diesen Gründen gehört zu der Verständlichkeit eine reine deutlich unterschiedene Aussprache eines jeden Buchstabens.

In dem Buchstaben r zeigen sich drei Fehler, entweder wird derselbe zu hart ausgesprochen und mit einer zu stark zittern-

den Bewegung der Zunge gebildet, hört sich unangenehm und stört die Zuhörer, obgleich es dann der Verständlichkeit nicht schadet; oder es wird schnarrend ausgesprochen, nicht mit der Zunge gebildet, sondern im Gaumen, oder er wird endlich mit einer zu großen Nachlässigkeit gebildet, so daß man diesen Buchstaben in der Aussprache schwer unterscheiden kann. Die ersten beiden Fehler schaden der Deutlichkeit in der Articulation nicht, sondern sie bringen nur eine unangenehme Empfindung hervor; der zuletzt genannte Fehler aber schadet der ganzen Articulation, und verbreitet sich über alle übrige Buchstaben, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil man die Nachlässigkeit der Articulation in dem Buchstaben r am deutlichsten bemerkt, obgleich sie sich in allen Buchstaben findet, oder vielleicht auch weil dadurch ein gewisses Zittern über die ganze Sprache sich verbreitet, welches die übrigen Töne nicht deutlich hören lässet. Es ist schwer, diese Art der nachlässigen und zugleich schnarrenden Aussprache des r näher zu bezeichnen, da sie sich nur hören lässet; merkwürdig ist dabei aber, daß sie in Niedersachsen häufiger gefunden wird, als in Obersachsen und Süddeutschland, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil alle Oberdeutschen mehr gewöhnt sind, die Sprachorgane anzustrengen, und darum oft hart in der Aussprache werden; die Niedersachsen aber das Weiche und minder Angestrengte lieben. Ich habe durch genaue Beobachtung gefunden, daß gerade in dieser nachlässigen Aussprache des r ein Grund liegt, daß Redner, welche eine starke und helltönende Stimme haben, doch nur in der Nähe, aber nicht in der Entfernung verstanden werden. Der gemeine Mann sagt: (sit venia verbo) es ist, als wenn er Brei im Munde habe.

Eben so schädlich ist eine unrichtige Aussprache des s. Diese ist entweder zu scharf, und es herrscht ein unangenehmes Sausen

während der ganzen Rede; oder zu matt und nachlässig, oder wohl gar lispelnd.

Auch provinzielle Fehler der Aussprache lassen sich zwar nicht ganz ablegen, aber bei einiger Aufmerksamkeit und Anstrengung durch Übung doch mäßigen. Dahin gehört die Aussprache des g als k, oder als j; das a als eines breiten und tieftönenden Vocales oder wie in Lüneburg und Hamburg beinahe wie das Englische a; das d und b, als t und p.

Alle diese Fehler wird der junge Redner selbst nicht bemerken; allein er muß, wenn er etwas leisten will, den Muth haben, Freunde zu bitten, auf ihn zu merken, und deren Bemerkungen dann auch dankbar anzunehmen und zu befolgen. Die beste Aussprache aller Buchstaben ist gewiß in der Gegend von Celle, und gebildete Personen aus diesen Gegenden werden immer das feinste Ohr für die Fehler der Aussprache haben. Möchte doch jeder junge Redner es fühlen, wie vieles auf eine rein articulirte Aussprache ankomme, indem selbst schwache Stimmen allein auf diesem Wege sich verständlich machen können, um allen möglichen Fleiß von früher Jugend durch Übung und Aufmerksamkeit darauf zu verwenden.

Noch eine vorläufige Übung möchte ich empfehlen, nehmlich diejenige Sätze, welche eng zusammen gehören, in einem Athem mit Stärke und Deutlichkeit aussprechen zu können. Es ist sehr unangehm für den Zuhörer, wenn er bemerkt, daß der Redner mitten in einem kurzen Satze neuen Athem schöpfen muß, ja es kann sie sogar ängstlich machen, und höchst beschwerlich ist es für den Redner selbst. Einige alte Rhetoriker verlangten sogar, daß jede Periode in einem Athem declamirt werden müsse,

und nannten deswegen diejenigen Perioden, bei welchen dieses nicht möglich war, tases. Allein dieses ist theils nicht möglich, theils würde es jede bessere Declamation unmöglich machen. Es ist hinreichend, wenn der Athem so lang, und die Brust so stark ist, daß etwa Sätze von 12 bis 18 Worten in einem Athem ohne Unterbrechung ausgesprochen werden können. Aber nie darf an einer andern Stelle neuer Athem geschöpft werden, als an einer solchen, wo ein unterscheidendes Interpunctionszeichen sich findet, mithin nie zwischen zwei Comma. Auch das Athemschöpfen muß ziemlich unmerklich seyn, leiser da, wo nur ein Comma die Sätze abtheilet, etwas länger bei einem Semicolon und ganz voll nur bei dem Beginnen einer neuen Periode. Dieses sind Fertigkeiten, welche durch Übung sich nicht schwer lernen lassen, welche Gesanglehrer ihren Schülern anzueignen wissen, und warum sollte sie nicht auch der Declamator lernen können? In folgender Stelle will ich die Stellen, wo Athem geschöpft werden kann, durch Theilstriche andeuten:

Und ihr wolltet dieß nicht, | Ihr, die ihr so glücklich seyd, ein Vaterland zu haben | an dessen Spitzen ein gekrönter Jubelgreis steht, | dessen Stirne zwar kein blutiger Lorbeer, aber desto schöner die Krone der stillen Verdienste schmückt? || Oder: dann um wie Vieles auch der Geist des Christenthums seit des Apostels Tagen den Sinn der Menschen veredelt haben möge; | welch' eine gesegnete Veränderung auch das Evangelium Jesu in den jetzt herrschenden Grundsätzen und Sitten hervorgebracht haben dürfte; || nie wird und kann der unpartheiische Beobachter verkennen, | daß auch noch diese Zeit an manchen sittlichen Gebrechen leidet, | von denen sich jeder frei erhalten muß, welcher nicht der Welt, sondern Christo angehören will. || Zwei besondere Vorsichten erleichtern das richtige Athem

holen. Zuerst muß man die Brust da nicht übermäßig anstrengen, wo es das Gefühl nicht verlangt, um Kraft für die gefühlvolleren Stellen zu behalten; und zweitens, muß man auch dann schon unvermerkt Athem schöpfen, wenn die Erschöpfung es noch nicht verlangt, aber für eine kommende längere Stelle ein voller Athem nöthig wird. Alles dieses lehrt eine stete Übung gleichsam von selbst, besonders aber, wenn ein kundiger Lehrer auf jeden Verstoß aufmerksam macht.

Dieses sind aber nur die vorläufigen Bedingungen einer guten Declamation, die Hauptsache liegt in einer schönen und richtigen Modulation, das heißt in dem gehörigen Abwechseln höherer und niederer Töne, länger oder kürzer gehaltener Sylben, kürzerer oder längerer Pausen zwischen den Sätzen. Aber wie schwer ist es, ja unmöglich dieses mit Worten zu bezeichnen, wo das Gefühl und das Gehör fast allein entscheidet?

Das Muster einer guten Modulation im Vortrage muß immer der gute Vortrag richtig gebildeter und schön fühlender Personen im gemeinen Leben seyn; denn die Declamation der Kanzel und des Rednerstuhles überhaupt soll sich nicht durch eine besondere, von dem gemeinen Vortrage ganz verschiedene Modulation, sondern nur durch eine größere Genauigkeit in jedem einzelnen Theile und wegen der größern Zahl der Zuhörer durch eine größere Anstrengung unterscheiden. Beide Arten des Vortrags, der des gewöhnlichen Sprechers im gemeinen Leben, und des Redners vor größern Versammlungen haben einerlei Zweck; denn sie wollen beide für ihre Ansichten gewinnen, und mich dünkt, sie müssen einerlei Mittel der Darstellung sowohl, als der Declamation anwenden, wenn auch der eine in größerer Nachlässigkeit, als der andere. Darum ist es ein großer Fehler,

wenn Redner sich einen gewissen Kanzelton angewöhnen, der von ihrem gewöhnlichen Vortrage so sehr abweicht, daß man glaubt, einen ganz andern Mann zu hören. Natürlich nennt man daher auch die Modulation, welche nur das Fehlerhafte der gemeinen vermeidet, und durch eine größere Correctheit sich unterscheidet.

Wenn eben bemerkt wurde, daß das Muster einer guten Modulation unter richtig gebildeten und fein fühlenden Personen im gemeinen Leben sich finde: so ist damit nicht gesagt, daß dieses Muster in einer Person beisammen gefunden werden könne. So wie Zeuxis einst das Ideal der Schönheit aus den einzelnen Zügen und Vollkommenheiten mehrerer schönen Jungfrauen zusammenzusetzen wußte: so muß auch der Redner aus mehreren gut sprechenden Personen dieses Ideal zu sammeln suchen. In dem einen wird es mehr das sanfte, in dem andern das gefühlvolle und leidenschaftliche, in diesem die bessere Declamation der Erzählung, in jenem Vorzuge bei malenden und darstellenden Vorträgen finden, der eine wird sich in Fragen und Ausrufungen ergießen, aber er hat den wahren Ton der Frage und die eigenthümliche Modulation der Ausrufung; dagegen ist er zu heftig in den sanfteren Arten der Darstellung, in welchen ein anderer mehr Nachahmung verdient.

Um dieses aber hören zu können, muß der junge Redner ein durch Musik gebildetes Ohr haben; denn jedes andere Ohr wird das Eigenthümliche der Modulation bei dem Declamiren nicht einmahl unterscheiden können; und schon aus diesem Grunde ist einige Kenntniß und Übung in der Musik dem Redner unerläßlich, wenn er mehr als das ganz Gemeine leisten soll, oder will. Wie wird er im Stande seyn, eine gute Frage im Tone

nachzubilden, wenn er die Verschiedenheit der dabei angewendeten Töne nicht hört; und, um es hören zu können, nicht ein von Natur oder durch Übung gebildetes musikalisches Ohr hat?

Allein ist denn die Modulation im Declamiren Musik? Nein, aber dennoch etwas der Musik ähnliches, wenigstens desjenigen Theiles, welchen man Melodie nennt. Denn Melodie besteht in dem Aufeinanderfolgen verschiedener Töne, von denen einige zwar mehrere Mahle hinter einander vorkommen können, aber doch nicht ohne Abwechselung mit höhern und tiefern bleiben dürfen, und wäre es auch nur bei dem Anfange und am Schlusse, wie bei mehreren Altarmelodieen. Aber eben dieses passende Aufeinanderfolgen angemessener Töne bald in minderer bald in mehrerer Anstrengung der Stimme giebt auch das, was man Declamation nennt; weil man nimmermehr sagen wird, daß Sätze, welche in einem Tone Sylbe für Sylbe und Wort für Wort hergesagt werden, declamirt worden sind. Allein ungeachtet dieser großen Ähnlichkeit ist die Declamation dennoch keine eigentliche Musik. Der Unterschied scheint in folgendem zu liegen. Im Gesange, auch dann, wenn er Recitative vorträgt, werden die Töne gehalten, in der Declamation aber nur angestoßen; im ersteren hat jeder Ton ein genau bestimmtes Zeitmaaß, in der letztern weniger bestimmt; der Gesang steigt und fällt in ganz reinen musikalischen Intervallen, in der Declamation sind diese Intervalle nicht so rein, und passen nicht immer in die 12 Töne der Tonleiter. Dennoch aber ist es unangenehm, wenn in der Declamation gar nichts musikalisches vernommen wird, wenn alle Intervalle so höchst unrein werden, daß sie mehr einem nur verschiedenen Getöse, als einem regelmäßig wechselnden Tone gleichen. In der Regel wird daher derjenige, welcher schön singt, auch besser declamiren,

wenn auch beides gar nicht einerlei ist; und sonderbar ist es, daß der singende Ton mancher Redner sich mehr bei denen findet, welche gar nichts von Musik wissen, als bei denen, deren Stimme und Ohr musikalisch gebildet ist.

Wollte man aber wirklich musikalische Regeln für die Declamation geben: so würde entweder etwas Unbrauchbares herauskommen, oder eine Declamation entstehen, welche durch ihre zu große Annäherung an den Gesang fehlerhaft werden möchte. Doch lässet sich einiges sagen, welches nur nicht ganz streng genommen werden muß, auch mehr negativer als positiver Art ist. Der Declamator muß sich z. B. meistens innerhalb einer Octave halten, weil sonst seine Declamation zu auffallend ja selbst lächerlich wird. Der Schauspieler mag einen weitern Umfang seiner declamatorischen Tonleiter haben, der geistliche Redner aber schwerlich. Auch die lebhafteste Frage darf wohl nicht über das Intervall einer Quarte steigen, und meistes wird sie nur innerhalb einer Tertie bleiben. Mehrere auf einander folgende Fragen, in welchen eine Steigerung herrscht, müssen nach und nach auch im Tone etwas höher steigen, allein es ist unbestimmter, um wie viel. So wie die Frage steigt, so fängt der Ausruf im höchsten Tone an, und sinkt gegen das Ende. Der Schlußfall einer Periode beträgt bei guten Rednern meistens eine volle Quinte auch wohl mehr, nur nicht ohne Auslassung der Zwischentöne. Aber alle diese Töne dürfen keine reine musikalischen Intervalle seyn, wenn nicht ein Gesang herauskommen soll. In der ganzen Declamation herrscht ein Hauptton, über und unter welchen die Stimme abwechselnd sich hebt oder sinkt, der aber immer wieder kommt. Doch alle diese Regeln helfen wenig, wenn nicht ein feines Gefühl und ein richtiges Gehör das unbeschreiblich Rechte treffen kann.

Am unangenehmsten in der Declamation ist das Eintönige derselben. Dieses Eintönige besteht nicht bloß darin, daß alles in einem Tone hergesagt wird, sondern auch darin, daß alle Sätze immer nach einer Melodie oder Cadence abgebetet werden. Die letztere Eintönigkeit ist vielleicht noch unausstehlicher, als die erstere. Daher ist eine gewisse Abwechselung unerläßlich, und selbst bei dem Vorlesen. In Abschnitten, in welchen Sätze von gleicher Form vorkommen, muß der Redner oder Vorleser doch einige Abwechselung des Tones der Stimme und der Cadence anzubringen wissen, damit das Vorlesen nicht ermüde. Z. B. die Epistel am 2ten Sonntage nach Epiphan: fordert mehr Kunst des Vorlesers, wenn sie nicht ermüden soll, als viele andere, worin der Inhalt oder die Form der Gedanken von selbst mehr Abwechselung anbieten. Die einfachste Erzählung, worin die Rede in einer Form fortgehet, ohne durch Fragen, oder eingewebte Aussprüche unterbrochen zu seyn, verlangt mehr Aufmerksamkeit, um nicht eintönig zu werden, als die lebhaftere Erzählung.

Der beste Lehrmeister von allem diesen ist das eigene richtige Gefühl, und wie schon oben gesagt ist, die Beobachtung der bessern und gebildetern Sprecher in der Gesellschaft. Oft hat man auch das Schauspiel in dieser Hinsicht empfohlen; ich glaube aber, daß darin wohl mit großer Vorsicht gelernt werden müsse; denn das Leidenschaftliche, was der Schauspieler oft auszudrücken hat, die feinen Nüancen des gemeinen Lebens, welche er wieder geben muß, selbst den fehlerhaften Ton, welchen er, so weit die Gränze des Schönen es gestattet, dann nachahmen muß, wenn er zu der Darstellung des Characters, oder der Lage oder des Standes gehört, gehören alle dem Redner nicht an, der sich immer in den Gränzen einer gewissen würdi-

gen Vollkommenheit halten muß. Der Redner darf nie Nachahmer werden, darf nie den Menschen sprechen lassen, wie er in manchen Lagen des Lebens characteristisch genug spricht, darf z. B. nie den Ton des Sarkasmus nachahmen; sondern ihm muß immer ein gewisses Ideal vorschweben, dem er selbst in der Declamation nachstrebt. Aus diesen Gründen glaube ich, daß für den Redner wohl etwas im Schauspiele aber nicht viel zu lernen sey. Und wie manche Bühne hat selbst eine fehlerhafte Declamation, entweder aus Nachlässigkeit und Unkunde, oder weil sie einem fehlerhaften Geschmacke nachgiebt, und einem temporären Beifalle den richtigen Geschmack zum Opfer bringt.

Das eigene richtige Gefühl leitet den Redner in einer doppelten Hinsicht. Einmahl zeigt es ihm das Angemessene und Schickliche im Tone an, und dann lehrt es ihn auch, das Gewicht der Gedanken empfinden, welche er vorträgt. Dieses letztere ist von großer Wichtigkeit. Der Redner muß nehmlich eben das empfinden, was in seinen Zuhörern durch seine Rede zur Empfindung gebracht werden soll, ja er muß dieses selbst stärker und richtiger empfinden, als der größere Theil seiner Zuhörer es empfinden wird. Daher werden kalte Redner wohl belehren, aber nie rühren können. Dieses eigene Gefühl muß der Redner daher sorgfältig in sich ausbilden, theils durch Lectüre mancherlei Art, theils durch lautes Declamiren gefühlvoller Stellen, theils auch durch wirkliche herzliche Theilnahme am menschlichen Leben. Unter diesem Gefühle wird aber nicht bloß die Empfindung des Rührenden allein verstanden, sondern die Empfindung eines jeden eigenthümlichen Eindrucks, welchen irgend ein Gedanke, oder eine Ansicht, oder eine Reflexion und Bemerkung, oder eine Ermahnung und Warnung machen kann.

Wer es nicht empfindet, welche Empfindungen in Jesu waren, als er zum Nicodemus sprach: du bist ein Meister in Israel, und weiß't das nicht? der wird diese Frage der Verwunderung nie richtig zu Declamiren wissen, denn es liegt ja mehr, als bloße Verwunderung darin.

Die Mittel, durch welche der Redner in seiner Declamation dieses bewirkt, sind 1) die Modulation oder das Steigen und Fallen des Tones, wovon vorhin geredet ist; 2) die Verstärkung der Stimme theils bei einzelnen Worten, theils bei ganzen Sätzen; 3) das Geschwinder- oder Langsamersprechen, welches theils in der Dehnung einzelner Wörter, theils auch in dem bedächtigern Vortrage ganzer Sätze angewandt werden muß; und 4) in der Nachahmung des natürlichen Tones der dargestellten Sachen, so weit es der gute Geschmack gestattet, und die Würde der Kanzel erlaubt.

Durch die Verstärkung der Stimme entsteht der Nachdruck, welchen man auf einzelne Worte legt. Dieser Nachdruck hat seine verschiedenen Grade, je nachdem ein Wort in einem Satze der Aufmerksamkeit der Zuhörer mehr oder minder bemerklich gemacht werden muß. Die richtige Empfindung, wohin der Nachdruck gehöre oder nicht, der stärkere oder schwächere, entsteht nur durch ein richtiges Denken des Gedankens, und ein richtiges Gefühl seines eigenthümlichen Werthes. Dieser Nachdruck, wenn er gehörig beobachtet wird, muß jedes Wort eines Gedankens in seiner gehörigen Wichtigkeit zum Ganzen darstellen, und selbst die Beziehungen des einen auf das andere auszuzeichnen wissen. Dieses alles aber ist nur unter zwei Bedingungen möglich. Wenn nehmlich der Redner hinreichend langsam spricht, um Zeit zu haben, jedes Wort eigenthümlich

auszuzeichnen, was der zu geschwind sprechende Redner nicht kann; und dann, wenn die gewöhnliche Stärke seiner Stimme eine gewisse Mittelstärke ist, welche mehrere Verstärkungen und Erhebungen aber auch ein Nachlassen zulässet. Redner, welche sich sogleich überschreien oder in einem zu hohen Tone anfangen, werden hierin nichts leisten können. Woher es komme, daß manche Redner dieses gar nicht mit Richtigkeit treffen können, sondern fast immer Fehler gegen diese Regeln machen, und den Nachdruck dahin legen, wohin er nicht gehört, das ist mir schwer zu begreifen. Unmöglich scheint es mir zu seyn, daß solche Männer bei jedem Satze das denken und fühlen, was dabei gedacht und gefühlt werden muß, und dennoch findet man es zuweilen bei solchen Männern, bei welchen man aus andern Gründen schließen muß, daß sie sehr wohl wissen, was sie sagen. Oft legen sie den Ton auf einen unbedeutenden Artikel, und lassen die Hauptwörter nachlässig und unbetont dahin gleiten. Z. B. hörte ich bei dem Sprechen des Segens, daß der Ton allein auf den Artikel d e r Herr gelegt wurde, alles andere aber tonlos dahin floß, obgleich es klar ist, daß die Worte H e r r, s e g n e, b e h ü t e, und zwar das erste einen schwächern, die beiden andern einen stärkern Ton haben müssen. Andere legen alle Kraft der Stimme gleich auf die ersten Worte der Periode, und die letzten werden geschwind und tonlos dahin gesprochen, so daß sie kaum verständlich werden. Doch es kann in schriftlichen Anweisungen nichts weiter geschehen, als auf diese Dinge einige Aufmerksamkeit erregen, lernen aber kann der Redner es nur durch eigenes Gefühl, Beobachtung und Übung.

Eben so verhält es sich mit dem dritten Mittel, welches die Declamation anwendet, theils um Abwechselung in den Vortrag zu bringen, vorzüglich aber um die größere Aufmerk-

samkeit für manches zu gewinnen, wenn der bloß verstärkte Ton entweder nicht zu dieser Absicht hinzureichen scheinet, oder die Natur der Sache ein Langsamersprechen fordert, oder auch das Gegentheil. Unter diesem Langsamer- oder Geschwindersprechen wird aber das nicht verstanden, daß die Hauptworte eben deswegen auch etwas langsamer gesprochen werden, weil sie den Ton haben, und die kleinen Worte geschwinder einander folgen; sondern jene Fälle, wo absichtlich langsamer gesprochen werden muß, oder absichtlich ein Wort nicht bloß betont, sondern auch gedehnt wird. Langsamer müssen offenbar 1) alle Sätze gesprochen werden, auf welche man durch eine Anführungsformel aufmerksam macht, als das Thema, ein wichtiger Spruch, eine angekündigte Regel und dergleichen; 2) solche Sätze, welche kirchlich feierlich sind, z. B. die Einsetzungsworte des heiligen Abendmahles; 3) alle Sätze, in welchen die Sache selbst eine langsamere Bewegung zu haben scheint, z. B. matt und kraftlos schwankte Jesus unter dem schweren Kreuze, das er trug. Dehnen wird der Redner von selbst das Hauptwort in einem seelenvollen Ausrufe, dehnen wird er das Wort, mit welchem er etwas allgemeines umfassen, und das All' bezeichnen möchte, dehnen etwas auch die Worte, welche er unauslöschlicher eindrücken möchte in die Herzen der Zuhörer. Auf der andern Seite können auch Stellen vorkommen, in welchen der Redner etwas geschwinder reden muß, z. B. in allen etwas leidenschaftlichen Stellen, in Ermunterungen und andern. Bemerkt muß aber bei diesem allen werden, daß nichts übertrieben werden dürfe, und alles in bescheidenen Gränzen bleiben müsse.

Seltener ist die Nachahmung des natürlichen Tones der geschilderten Sache dem geistlichen Redner erlaubt, und wenn sie es ist, nur in einem sehr gemäßigten Grade. Der Declamator

von malenden Gedichten kann sich ungleich mehr erlauben. Allein ganz kann und soll es nicht vermieden werden, weil selbst unsere Sprache darauf hinweiset. Wer kann donnern, schmettern, blitzen, das Rasseln der Wagen u. dgl. aussprechen, ohne etwas selbst im Tone zu malen? Sollte der Redner ein langsames Hinsterben mit rauh und rasch dahin rauschenden Worten schildern, und dagegen den Jubelruf einer freudetrunkenen Menge in matten Tönen wieder geben können? Man wird es in allen bessern geistlichen Rednern finden, daß sie unwillkührlich selbst in Tönen malen, und wenn die schreibende Feder das thut, dürfte die lebendigere Stimme es nicht auch versuchen? Aber est modus in rebus sunt certi denique fines.

Das ist alles, was ich über die Declamation zu sagen weiß; aber ich fühle es, daß sich noch mehr sagen, daß sich die Sache noch gründlicher untersuchen, daß sich vielleicht allgemeine Principien finden ließen, aus welchen bestimmtere Regeln leichter flössen, und daß durch eine gewählte Zahl von Beispielen manches anschaulich werden dürfte, was ich hier nur anzudeuten vermochte. Aber dieses gehet über meine Kräfte, und ich muß es andern überlassen. Recht viel Gutes ist geleistet in einer Schrift über die Declamation vom Domprediger Frank in Bremen.

b. Von der Action.

Noch schwieriger, dünkt mich, ist es, etwas über die Action des geistlichen Redners zu sagen, obgleich dieselbe in gewissem Grade unerläßlich ist; denn es schreckt beinahe alle Zuhörer ab, wenn sie ihren Prediger hören, aber keine Bewegung sehen. Auf der andern Seite beleidigt es auch, wenn die Action auffallend und fehlerhaft ist. Fragen wir uns, was diese Action sey, so

weiß

weiß ich keine andere Antwort zu geben, als folgende: Sie bestehet in angemessenen Bewegungen des Körpers, durch welche der Redner zeigt, daß er dasjenige richtig und lebhaft fühle, was er vorträgt, und seinen Zuhörern mit derselben Richtigkeit und Lebhaftigkeit mitzutheilen wünsche.

Aus dem Gefühle haben alle diese Bewegungen des Körpers, worin die Action liegt, ihren Ursprung, wie jedes Gespräch im gemeinen Leben beweiset; denn je lebendiger das Gefühl des Sprechenden ist, desto lebendiger sind auch die begleitenden Bewegungen des Körpers, und selten bleiben sie ganz aus. Diejenigen Theile des Körpers, welche gleichsam an dem Vortrage Theil nehmen, sind vorzüglich die Augen durch ihren Blick, das Gesicht durch sein Mienenspiel, die Hände in ihren abwechselnden Bewegungen, und am Ende der ganze Körper durch die Verschiedenheit der Stellung. Ob man über die ersten beiden gebieten, und dieselben durch Übung und Kunst auf das Rechte leiten könne, das ist wohl nicht zweifelhaft, indem manche Schauspieler darin das Unglaubliche geleistet haben, als Foote und Garrick; die letztern aber sind mehr noch in unserer Gewalt. Man unterscheidet gewöhnlich in der Action: a. das Tragen des Körpers oder die Attitude, b. die Mimik oder das Spiel der Augen und Mienen, c. die Gesticulation oder die Bewegung der Hände.

Es ist der Glaube vieler Prediger, daß sich die Action von selbst finde, wenn nur der Redner das ganz fühle, was er vortragen will. Das ist freilich wahr, allein es ist die Frage, ob gerade die rechte Action von selbst entstehe. Es haben ja viele Menschen selbst im gemeinen Leben bei ihren Gesprächen eine lächerliche und zum Theil widrige Action, diese bietet selbst dem

komischen Schauspieler eine reiche Fundgrube der Belustigung dar, welche er den Zuschauern zu geben weiß, und solche fehlerhafte Gesticulationen möchten sich auch bei geistlichen Rednern finden, wenn sie dieselbe nicht sorgfältig ausgebildet haben. Daher ist die Action immer etwas, das gelernt und mit großer Sorgfalt ausgebildet werden muß.

Eine andere Frage aber ist es, ob es nur eine Art der Action gebe, welche jeder Redner lernen und einüben müsse, oder ob nicht vielleicht dem einen diese Art der Action und einem andern jene bessere anstehe. Das letztere scheint mir das richtige zu seyn, wenn man unter Art der Gesticulation nicht etwas ganz von einander verschiedenes, sondern nur etwas abgeändertes versteht. Da verschiedene Redner nicht einerlei Art des rednerischen Styles haben können, so möchte auch wohl nicht dieselbe Art der Action für jede Art des Vortrages passend seyn. Es möge mithin darin immer eine gewisse Verschiedenheit und Mannichfaltigkeit herrschen; allein zwei Forderungen sind unerläßlich, nehmlich 1) die Angemessenheit der Action, und 2) der Anstand.

Unter der Angemessenheit derselben wird dasjenige verstanden, was die Eindringlichkeit und Deutlichkeit des Vortrages unterstützet, und den Zweck des Redners überhaupt befördert; unter dem Anstande aber dasjenige, was dem guten Geschmacke gemäß ist, und denselben wenigstens nicht beleidigt.

Daß durch eine richtige und angemessene Action die Deutlichkeit und Eindringlichkeit des Vortrages befördert werden können, beweiset schon das allgemeine Gefühl, welches sich von dem unbeweglich stehenden Redner auch dann, wenn seine De-

clamation gut ist, nicht so ergriffen fühlt, als von einem andern, dessen gute Declamation durch eine sprechende Action unterstützet wird. Wer gestehet es auch nicht gern ein, daß der Blick des Auges, die bedeutende Miene oft mehr sage, als das bloß gehörte Wort; wer glaubt einen Redner ganz fassen zu können, wenn er ihn nur hört, und nicht zugleich auch siehet? Es ist ja möglich durch die Sprache der Geberden allein etwas zu sagen, und daher muß in ihnen ein nicht ganz unbedeutendes Mittel liegen, welches die Kraft oder die Annehmlichkeit der Rede erhöhen kann.

Fragen wir uns weiter, was eine angemessene Action in diesen Hinsichten im Einzelnen leisten könne, so läßt sich vielleicht Folgendes finden: Sie hilft zuerst den Grad und die Art des Gefühles bezeichnen, welches in dem Redner herrscht, und von ihm auf die Zuhörer übergehen soll; sie deutet zweitens auf die einzelnen abgesonderten Gedanken hin, von denen der Redner wünschet, daß jeder für sich bemerket und gehörig unterschieden werde; sie hilft drittens das einander Entgegenstehende oder auf zwei Seiten Liegende merklicher auszeichnen; sie unterstützet viertens die Frage und macht sie bedeutender, sondert diese auch von der Antwort ab; sie giebt fünftens dem Ausrufe einen Theil seiner Lebendigkeit; sie deutet sechstens das Umfassendere und das Eingeschränktere an; sie unterscheidet siebentens die Schlußfolge und das Resultat der vorgetragenen Sätze von diesen Prämissen; endlich weiset sie auf eine gewisse Weise das Auge des Geistes auf die Gegenstände hin, auf welche es seine Aufmerksamkeit richten soll.

Diese Bemerkungen fordern eine besondere Erläuterung. Im Allgemeinen aber muß das nicht übersehen werden, damit

wir der Action nicht mehr beilegen, als sie leisten kann, daß sie dieses alles nicht allein leiste, auch nicht in dem vorzüglichern Grade, sondern daß die Declamation am meisten thun müsse. Die Action hilft zuerst den Grad und die Art des Gefühles bezeichnen, welches in dem Redner ist, und von ihm auf die Zuhörer übergehen soll. In dieser Hinsicht leistet eine gute Action allerdings mehr, als man auf den ersten Anblick glaubt; denn es ist beinahe keine Empfindung und kein Gefühl, welches sich nicht in irgend einer Art am Körper darstellen sollte, entweder in der Stellung und Haltung des Körpers, oder in der Bewegung der Hände, oder in der Wendung des Kopfes und des Gesichtes, oder endlich in der bezeichnenden Miene und dem seelenvollen Blicke des Auges. Die ruhige Stimmung bewirkt eine ruhige Haltung des Leibes, eine ruhige Lage der Gesichtszüge, eine sanftere Bewegung der Hände; die bewegtere Seele aber glänzt im Auge, spielt in den Mienen, setzt die Hände in lebhaftere Bewegung und duldet die stille unbewegte Haltung des Körpers nicht. Dieses ist aber nicht im Allgemeinen der Fall allein; sondern jede Empfindung, wenn sie sich von einer andern merklich unterscheidet, hat auch ihren eigenen passenden Ausdruck in der Action des Körpers. Einen andern Blick des Auges, eine andere Lage der Gesichtszüge fordert die mitleidsvolle Theilnahme; anders gestaltet sich alles, wenn der Unwille den Redner bewegt. Nicht bloß der Ton der Stimme wird anders, wenn ein sanfter Spott sich über die Beschönigungen des Lasters oder der moralischen Trägheit ergießt, sondern auch der Blick des Auges, die mißbilligende Miene und die hinweisende Hand. Die Empfindung der Freude glänzt nicht bloß im Auge, sondern sie hebt auch die Hände bedeutsam empor; dagegen senkt die Trauer den Blick und lässet ermattet gleichsam die Hand dahin sinken. Die Bewunderung hebt das Auge gen

Himmel, erweitert die Miene und richtet die Hände bedeutsam in die Höhe. Dieses thut auch die heilige Andacht, aber auf eine andere Weise. Still richtet sich das Auge gen Himmel, der betende Mund scheint gleichsam wieder eine erhörende Antwort zu erwarten, drum betet er langsam; alle Mienen sprechen die Ruhe des gläubigen Vertrauens aus, und unwillkührlich falten sich die Hände, empor gehoben gen Himmel.

Alles dieses fordert ein eigenthümliches Studium des Redners, und er kann es studieren in öfterer Betrachtung seelenvoller Gemälde; denn die Raphaele, die Correggio, die Titiane sind die Meister in diesem Studio des Menschen. In ihren seelenvollen Gemälden finden sich alle diese Stellungen, diese Mienen, diese Blicke und dieses Spiel der Hände. Freilich können wir nicht alle jene Meisterwerke in ihren Originalen studieren, aber herrliche Kupferstiche haben sie ja vervielfältigt, oder in anderer Art wiedergegeben, und diese finden wir ja überall, und wir kommen nicht leicht in ein besseres Haus, aus welchem wir nicht etwas mitnehmen könnten. Diese Kupferstiche oder Gemälde sind lehrreicher, als die Stellungen und Gesticulationen des Schauspielers; denn der letztere übertreibt gewöhnlich, er ist in Situationen, in welche der Redner nicht kommt, und alle seine Muster die er giebt, sind zu schnell vorübergehend. Allein in dem Gemälde ist dieses alles fixirt, und einer ruhigen Betrachtung, einem längern Studio gleichsam hingestellt, und wenn die eine Figur das Eine nur giebt, so giebt eine andere das Andere. Mit solchen Studien trete nun der junge Redner vor den Spiegel im einsamen Zimmer, declamire da seine besten Arbeiten oder die Reden anderer, und beobachte, in wie weit er die Ideale, welche er mit Geschmack und Wahl in diesen Gemälden gesammelt hat, erreichen oder nicht erreichen könne.

Das in dieser Hinsicht todte Wort kann hier nicht mehr sagen oder beschreiben; allein wer nur will, der findet in jenen Mustern gewiß das Rechte.

Die Action deutet, wie vorhin bemerkt wurde, auf die einzelnen Gedanken hin, von denen der Redner wünschet, daß jeder für sich bemerkt und gehörig unterschieden werde. Dieses ist ein Geschäft des andeutenden Kopfes und der hinweisenden Hände. Wenn zum Beispiele in einer Periode mehrere Gedanken eine Reihe Vordersätze, und ein anderer den Nachsatz bilden: so ist es die eine Hand, welche in ihren abwechselnden Bewegungen jeder einzelnen der Vordersätze andeutet, der Kopf oder das Gesicht bleibt, obgleich nicht bewegungslos nach einer Seite gerichtet; und die andere Hand weiset am Schlusse auf den Nachsatz als Resultat des Ganzen hin. Mannichfaltig und abwechselnd ist hiebei die Bewegung der mitredenden Hand. Bald kehrt sich die innere Fläche nach unten, und die Bewegung gehet von oben nach unten, bald ist diese Fläche nach der Seite gekehrt, ein anderes Mahl nach oben; bald ist sie mehr bald weniger geschlossen, bald ganz geöffnet; hier deutet der eine zeigende Finger, dort wieder die ganze Hand. Merkwürdig ist hierin, daß der Anstand oder das Gefühl der Schönheit jede ganz horizontale oder verticale Stellung der Handfläche verbietet; dagegen immer eine gewisse Neigung oder Abweichung von diesen Richtungen fordert; vielleicht aus eben dem Grunde, aus welchem das Gefühl eine kerzengerade Stellung nie schön findet, und der Maler immer nach den Wellenlinien sucht.

Es wird bald auffallen, daß drittens die Action im Stande sey, das Entgegenstehende oder auf zwei Seiten Liegende merklicher

auszuzeichnen; denn man siehet leicht, daß dieses durch die Abwechselung der Hände und der Wendung des Gesichtes bezeichnet werden könne und müsse. Diese Abwechselung der Hände gehet bald in horizontaler Richtung von der einen Seite auf die andere, bald hebt sich die eine und die andere bewegt sich hinunter, und die Wendungen des Gesichtes folgen diesen Bewegungen der Hände, je nachdem die entgegengesetzten Gedanken dieses fordern. Es möchte aber hiebei zu erinnern seyn, daß diese Bewegungen und Abwechselungen nicht zu schnell auf einander folgen dürfen. Wenn bei den Worten: „was ist im Himmel, was auf Erden" die eine Hand sich in die Höhe höbe, die andere sogleich herab bewegte, so würde diese Action übertrieben werden. Ständen aber die Worte Himmel und Erde in zwei Gedanken weiter auseinander, so würde diese Action dazu passend seyn. Doch zuweilen, wenn das Entgegenstehende auch nahe beisammen stehet, aber stärker ausgezeichnet werden muß, darf auch die Action schneller wechseln, z. B. dieses lehrt uns die Erfahrung, jenes das innere moralische Gefühl.

Die Frage, besonders die lebhaftere, hat ihre eigene begleitende Action, welche gewöhnlich in einer Erhebung der rechten Hand bis beinahe zur Höhe des Auges bestehet, auf welche Hand sich der Blick etwas weniges zu richten scheint. Bei der weniger lebhaften Frage erhebt sich die Hand nicht so hoch, und der Blick ist nicht so bedeutend auf einen Punct gerichtet. Z. B. Ist das der Dank, welchen ich erwarten durfte; das die Vergeltung der Dienste, welche ich dir leistete; das die Bezahlung der Beschwerden, welche ich für dich trug? Fordert die ganze Erhebung der Hand, und den dahin gerichteten Blick; hingegen: Was kann uns auffordern, diesen Vorschlägen unsere Aufmerksamkeit zu widmen? — möchte eine geringere Erhebung der

Hand verlangen. Ist eine oder sind mehrere Fragen hingestellt, welche eine Antwort verlangen: so wird die Antwort mit einer Bewegung der andern Hand begleitet, und der Blick wendet sich von der einen Seite auf die andere, wenn die Beantwortung gegeben wird. Zuweilen können auch beide etwas erhobene Hände die Frage begleiten.

Nicht leicht möchte es selbst dem weniger lebhaften Redner möglich seyn, eine Ausrufung mit Gefühl zu declamiren, und dabei seine Hände bewegungslos liegen zu lassen, und nicht eine andere Stellung dabei anzunehmen. Gewöhnlich sind es beide etwas erhobene aber mehr ausgebreitete Hände, und der etwas zum Himmel gerichtete Blick, welche sich mit dem Ausrufe vereinigen; zuweilen auch wohl die gefalteten Hände, zuweilen auch beide Bewegungen auf einander folgend. Z. B. bei den Worten Pauli Röm. 11, 33. O welch' eine Tiefe des Reichthums, beide der Weisheit und der Erkenntniß Gottes; wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte, und unerforschlich seine Wege — würden bei den ersten Worten beide Hände sich erhebend ausbreiten, bei dem zweiten Satze: wie gar unbegreiflich ꝛc. sich zusammenlegen, sich etwas gegen die Brust herein senken, und bei den Worten — und unerforschlich seine Wege, sich würdevoll wieder entfalten. Damit wird aber nicht behauptet, daß dieses die einzige Art sey, wie das Spiel der Hände den Ausruf begleiten müsse, sondern nur eine Art angegeben, wie dasselbe etwa seyn könne. Bei einem andern Ausrufe kann vielleicht nur eine Hand gebraucht werden, aber immer wird doch die Bewegung lebhafter seyn müssen, als bei der Frage. Es kommt auch vieles auf den Inhalt des Ausrufes selbst an; denn gewiß wird sich die Action darnach etwas modificiren, wenn sie den Ausruf der Bewunderung, oder des Unwillens;

der Anbetung und Andacht, oder der entzückenden Freude und des tiefen Schmerzes mit ihren Bewegungen zu bezeichnen hat. Um hier das Mannichfaltige und das Schickliche zugleich zu entdecken, ist das vorhin erwähnte Studium guter Gemälde sehr zu empfehlen.

Das Umfassendere und das Eingeschränktere, die Allheit oder die Einzelnheit, die Ausdehnung oder die Beengung, die Ausbreitung oder das Zusammenziehen kann die Action ziemlich gut andeuten ohne in eine Übertreibung zu fallen. Die weit sich ausbreitenden und flach liegenden Hände bezeichnen das All und die Ausbreitung, und eben so die sich gegen einander zusammenziehenden Hände die engere Begränzung und den gleichsam beengten Raum. Besonders bezeichnend können diese Bewegungen werden, wenn der Redner in sinnlichen Bildern malet. Z. B. So wie ein Fluß bei dem scheidenden Winter, wenn der erste Frühlingshauch die Schneemassen auflöset, sich bald befruchtend über unübersehbare Wiesenflächen in weiter Ausdehnung ergießet, bald durch felsichte Ufer beengt im schmalen Bette dahin rauscht u. s. w. Hier wird gewiß die Action der Hände die weite Ausdehnung bezeichnen, und dann wieder das schmale Bette auszudeuten vermögen. Wie bedeutend kann die Action die schöne Stelle Ps. 104, 24. begleiten: Herr, wie sind deine Werke so groß und viel? Du hast sie alle weislich geordnet; und die Erde ist voll deiner Güter. Bei dem Worte Herr heben sich beide Hände ein wenig, nur nicht beide in gleicher Höhe, welches immer steif aussiehet; bei den Worten, wie sind heben sie sich noch mehr zur Frage; dann bei groß und viel breiten sie sich aus; bei dem Worte alle liegen sie am weitesten auseinander, und der Blick scheint umherzuschauen; endlich bei dem Worte Erde senkt sich die

rechte Hand herunter, um gleichsam nach der Erde hinzuzeigen, und das Auge blickt mit ihr hinab. Nur muß dieses alles in gewissen bescheidenen Gränzen bleiben, wie sie die Würde der Kanzel erfordert. Der Schauspieler wird alle diese Bewegungen auch gebrauchen, allein er darf dieses Alles mit größerer Heftigkeit thun.

Die Actionen, welche die Prämissen von der Schlußfolge unterscheiden, sind denen beinahe gleich, welche vorgelegte Fragen und Beantwortungen unterscheidend zu bezeichnen wissen; nur ist die Bewegung der einen Hand mehr hinzeigend, als bei der Frage, ihre Lage ist daher mehr horizontal.

Endlich weiset die Action auf eine gewisse Weise das Auge des Geistes auf die Gegenstände hin, auf welche es seine Aufmerksamkeit richten soll. Dieses gilt besonders bei den Sätzen, welche mit den demonstrativen Pronominibus dieser und jener anheben, oder mit ähnlichen demonstrativen Bezeichnungen. In diesen Fällen ist es besonders der zeigende Finger, welchem dieses Geschäft gebührt, der aber ja nicht zu lang und zu steif vorgestreckt werden darf. Es gilt dieses nicht bloß von sinnlichen Gegenständen, deren Ort und Lage gleichsam angewiesen werden kann, sondern von allen Sätzen, worin dieses Demonstrative vorkommt. Z. B. Dies ist das vornehmste und größeste Gebot; das andere aber ist dem gleich. Bei diesen Worten kann die eine Hand mit ihrem zeigenden Finger beides bezeichnen, wenn nur die Hand bei dem Worte das andere sich etwas zur Seite bewegt.

Dieses ist das Wenige, was ich im Einzelnen über die Angemessenheit der Action zu sagen weiß, was aber vielleicht

hinreicht, um auf diesen Gegenstand die Aufmerksamkeit zu richten; dem jungen Redner es wenigstens anzudeuten, was die Action leisten könne, und die Puncte anzugeben, welche er seines Studiums vorzüglich werth halten möchte. Nur gar zu viele sprechen von Action und Gesticulation, allein es ist bei ihnen etwas Dunkles, Unentwickeltes, worüber sie sich gar keine Rechenschaft zu geben wissen, und am wenigsten über das Einzelne derselben, und daher überlassen sie das Alles dem Zufalle und der unterstützenden oder sie verlassenden Anlage. Hoffentlich werden diese aus dem Wenigen, was hier stehet, sehen, daß sich dennoch ein allgemeiner Begriff aufstellen, daß sich etwas Einzelnes und Verschiedenes unterscheiden und auszeichnen lasse, und dieses führet bessere Talente vielleicht auf die rechte Bahn. Es ist aber noch ein anderer Punct, der nicht mit Stillschweigen übergangen werden darf, nehmlich der Anstand oder das Schöne der Gesticulation.

Da das Wesen der Schönheit überhaupt noch nicht ganz erforscht, und so entwickelt ist, daß man von einem Hauptbegriffe ausgehen könnte: so werden auch hier wohl nur einzelne Bemerkungen stehen können, welche obenein mehr negativer, als positiver Natur seyn werden. Dessen ungeachtet werden dieselben nicht überflüssig seyn, wenn sie auch nur vor einigen Fehlern warnen.

Mich dünkt, daß der Anstand oder die Schönheit der Action vornehmlich in folgende Eigenschaften sich auflösen lassen: Natürlichkeit oder Ungezwungenheit, Würde und Ebenmaaß. Die erste Eigenschaft fordert leichte und angemessene Bewegung nicht bloß für die vorgetragenen Gedanken, sondern für den Bau des menschlichen Körpers, und schließt daher alles

Steife und Schwerfällige aus; die andere verlangt, daß sich das Gefühl der Heiligkeit und Wichtigkeit des ganzen Geschäftes in der Haltung, in der Miene und in jeder Bewegung abspiegele, und daher verbietet sie jede Art von Übertreibung und von Lächerlichkeit; die dritte endlich achtet auf die gehörige Abwechselung der Bewegungen, wodurch alle mitwirkende Theile des Körpers in gleiche Thätigkeit und eben damit in eine symmetrische Lage kommen; sie weicht daher allem Einseitigen, Schiefen und Eckigen aus. Vielleicht lassen sich diese Eigenschaften auf das Einzelne anwenden, worin der Anstand beobachtet und die Schönheit der Action gesucht werden muß.

Ganz vorzüglich muß nun zuerst der Anstand beobachtet werden in dem Hingehen nach der heiligen Stätte und in dem Auftreten, dann in der Stellung und Haltung des Körpers während der Rede, und endlich in jeder einzelnen Bewegung. In dem Auftreten und Abtreten ist ein langsamer, würdevoller, aber dabei ungezwungener Gang zu empfehlen, der gleich weit von einem gewissen steifen Stolze und von einer gewissen Gleichgültigkeit gegen die heilige Handlung entfernt ist. Ein zu schnelles Auftreten würde Gleichgültigkeit oder Eilfertigkeit oder Ängstlichkeit verrathen, und gewiß die Würde beleidigen, welche selbst die Gemeine zu fordern gewohnt ist; ein zu sehr abgemessener und steifer Gang möchte als geistlicher Stolz ausgelegt werden; und ein stolperndes, nachlässiges Wesen im Gange an das Lächerliche gränzen. Man sieht ja nicht einmal gern, wenn der Prediger im gemeinen Leben erscheint, daß sein Gang irgend etwas Auffallendes habe, weil das Anständige von jedem Menschen gefühlt, und vom Prediger gewissermaaßen verlangt wird; wie viel weniger würde man es während des Gottesdienstes ohne Tadel oder Bemerkung lassen.

Wichtiger noch ist die Stellung und Haltung des Körpers während der Rede, worin der Redner ganz vorzüglich sorgfältig seyn muß. Die Stellung muß zuerst gerade seyn, aber ungezwungen, worin es sichtbar wird, daß sich jeder Theil des Körpers in einer leichten und angemessenen Lage befindet, kein Glied widernatürlich gespannt oder gehalten ist, und dem Redner irgend einen Zwang aufzulegen scheint. Daher ist die ganz kerzengerade Stellung, in welcher alles in geraden senkrechten Linien hinabgehet, worin sich die Arme an den Leib drängen, beide Füße einerlei Winkel machen, der Kopf gar nicht geneigt ist, und kein freies Umherblicken gestattet, wie etwa der Soldat einst im Gliede stand, nicht die rechte Stellung, weil sie steif, gezwungen und beschwerlich ist. Dessenungeachtet aber darf der Kopf sich nicht nach einer Seite neigen, oder zu stark vorwärts hängen, oder wohl gar rückwärts sich beugen; die eine Schulter darf nicht niedriger liegen, als die andere; die Arme müssen symmetrisch aber dabei ungezwungen und frei liegen und die Füße müssen eine solche Stellung haben, daß sie mit Leichtigkeit den Körper zu tragen und jede seiner Bewegungen zu begünstigen scheinen. In dieser Hinsicht werden mehr Fehler bemerkt, als man glaubt, welche zwar von der angewöhnten fehlerhaften Stellung überhaupt herrühren, aber doch gewiß durch Aufmerksamkeit und Übung abgelegt und überwunden werden können. Sehr häufig findet man eine schiefe Stellung, in welcher der Körper sich auf die eine Seite neigt, sich nachlässig auf einen Ellbogen stützt, und einer besondern Unterstützung zu bedürfen scheint, als wenn er sich nicht halten könne. Oder der Kopf neigt sich zur Seite und nimmt eine Heiligenstellung an. Der ganze Körper lehnt sich auch zuweilen vorwärts, und würde von der Kanzel herabfallen, wenn nicht die Brüstung derselben ihn aufhielte. Noch mehr fallen solche

Stellungen vor dem Altare auf, wenn der ganze Körper frei stehet. Wenn denn z. B. die Füße eng zusammen gezogen werden, und Gefahr drohen, daß der Redner auf die eine oder die andere Seite fallen könne, die Knie sich vorwärts beugen, der Kopf sich zurückzieht, und der ganze Körper einen halben Mond bildet, dessen Höhlung in den Rücken fällt, dabei die Augen geschlossen hält: so sehen die Zuhörer immer nach dieser sonderbaren Stellung, und die Worte des Redners werden nicht gehört. Am widrigsten ist die Stellung, in welcher der Körper die Figur eines griechischen umgekehrten ς annimmt, wo die Knie und der Unterleib sich vorwärts lehnen, die Brust sich zurückzieht und der Kopf, als wäre er zu schwer, vorwärts hängt. Zwar hat ein jeder irgend etwas Eigenthümliches in seiner Stellung und Haltung; allein bei allem diesem kann doch immer Natürlichkeit, Würde und Ebenmaaß bei jedem auf eine besondere Weise Statt finden.

Die Würde der Stellung verlangt auch die Vermeidung alles dessen, was dem Sanften und Gefälligen entgegen ist; denn eine fechtermäßige Haltung, ein starkes Auftreten, ein stierer gleichsam drohender Blick würden gewiß nicht gefallen. Junge Theologen sollen zwar keine Tänzer seyn, aber ihren Körper doch von einem geschmackvollen Tanzmeister bilden lassen.

In dem Theile der Action, welcher in wirklichen Bewegungen bestehet, ist sehr vieles diesen Eigenschaften der Würde, der Natürlichkeit und des Ebenmaaßes zuwider. Zuerst die Übertreibung, oder die zu große Heftigkeit der Bewegungen, theils des ganzen Körpers, theils einzelner Theile. Es ist fehlerhaft, wenn der ganze Körper gewaltsam hin und her schwankt, oder wenn gar der Redner von einer Seite der Kanzel in großen

Schritten, wenn es angeht, auf die andere tritt, bald ganz vorwärts kommt, und sich über die Brüstung beugt, bald in den Hintergrund zurücktritt, und den Boden der Kanzel zu einem kleinen Tummelplatze macht. Selbst vor dem Altare dürfen es nur kleine Schritte seyn, um welche sich die Stellung des Redners ändert. Anders ist es freilich bei Katechisationen, welche hieher nicht gehören. Alle Bewegungen müssen daher nur mäßig seyn. Wenn der Schauspieler bei dem Ausdrucke des Erstaunens um einen großen Schritt zurücktreten darf, so kann dieses der Redner nur um ein geringes nachahmen; wenn jener bei dem Ermahnen, Überreden, Demonstriren um mehrere Schritte seinem Mitspieler näher rückt, so darf der Redner nur durch ein Vorwärtsneigen oder um ein kleines Vorsetzen des Fußes seiner Gemeine gleichsam näher kommen.

In den Bewegungen der Arme und Hände kommen sehr viele Übertreibungen vor. Nie dürfen die Arme sich so weit ausbreiten, als sie können, sondern das höchste Maaß der Ausbreitung, um es mathematisch auszudrücken, möchte nicht viel über einen Quadranten des Kreises betragen dürfen. Eben so wenig dürfen die Hände zu hoch gehoben und zu tief gesenkt werden. Die Höhe des Auges darf nie überschritten werden, nie dürfen die Hände ganz niedersinken, wie es etwa bei einem heftigen Schrecken geschiehet, weil solche heftige Gefühle nicht auf die Kanzel und vor den Altar gehören. Es ist auch zuviel, wenn die Finger der Hände sich ganz ausbreiten, oder die innere Fläche der Hände ganz dargeboten wird; vielmehr müssen sie noch immer ein wenig geschlossen bleiben, so daß das Flache vermieden wird, welches der Schönheit entgegen ist. Unter diese Übertreibungen in den Bewegungen der Hände gehört auch die zu große Beweglichkeit derselben, indem sie entweder unauf=

hörlich abwechseln, oder indem eine Hand oder beide in einer convulsivischen Bewegung sind, und entweder zittern oder trommeln. Zwar lässet sich nicht sagen, wie groß die Beweglichkeit der Hände seyn müsse; allein wenn gefehlt werden muß, so ist es immer am besten, wenn in dem Zuwenig gefehlt wird, weil die Würde durch das Zuwenig weniger beleidigt wird, als durch das Zuviel.

Gegen das Ebenmaaß sündigen die Bewegungen der Hände, wenn erstlich eine Hand vorzugsweise allein gebraucht wird; zweitens, wenn beide Hände nach einer Seite sich kehren, und beide parallel von einer Seite zur andern getragen werden; drittens, wenn die eine zu hoch gegen die andere gehalten wird, so daß eine schiefe Stellung des Körpers herauskommt. Der erste Fehler wird am häufigsten bemerkt, er läßt sich aber durch einige Aufmerksamkeit am leichtesten aufheben, wenn man häufig für sich, oder in Gegenwart eines Freundes Übungen anstellt. Der zweite Fehler ist seltener, aber da, wo er bemerkt wird, sehr widrig, indem der ganze Körper mit den beiden vorgestreckten Armen herumgeworfen werden muß, und das Ansehn giebt, als wenn der Redner bald nach der einen, bald nach der andern Seite etwas ausstreuen wolle. In den dritten Fehler fallen sehr lebhafte Redner leicht, wenn sie mehr die Lebhaftigkeit ihrer Empfindungen fühlen, als an die Bewegungen ihres Körpers denken. Dann halten sie die rechte Hand hoch empor, während die linke zu tief gehalten wird. Es entsteht vielleicht eine malerische Stellung, welche aber für die Kanzel immer zu ausgezeichnet ist.

Zu dem Ebenmaaße der Bewegungen muß man auch rechnen, daß jeder vorzügliche Gedanke mit irgend einer Bewe-

gung

gung begleitet werden muß, und daß nicht bald eine gänzliche Stille derselben und dann wieder eine Art von Auflodern entstehe, welche mehr vom Zufalle, als von dem Sprechenden, was in der Action liegen soll, herrührt. So wenig der geistliche Redner in der Declamation von dem Lautesten zum Leisesten, von dem Heftigsten zum Sanftesten schnell über springen darf, eben so wenig wird dieses in der Action der Fall seyn dürfen.

Gegen die Natürlichkeit und Schönheit zugleich ist auch wohl das Steife und Eckige. Wenn die Bewegungen erfolgen, wie bei Marionetten nach einem Fadenzuge, und mehr gestoßen als sanft bewegt werden; wenn die Oberarme dicht am Körper anliegen, und nur der Vorderarm sich bewegt, als wenn kein weiteres Gelenk da wäre; wenn die Ellbogen immer in rechten Winkeln gehalten werden: so entsteht das, was man steif und eckig nennt. Alle Bewegungen des Körpers, des Kopfes, der Augen, der Hände und Arme müssen nothwendig in sanften Übergängen erfolgen, nicht in Stößen; in Wellenlinien, nicht in geradeaus gehenden Richtungen; sie müssen angenehme Lagen zurücklassen; und hieraus entstehet dann die eigene Anmuth, welche eine vollendet gute Action dem Redner giebt.

Es giebt wirklich der Prediger nicht wenige, welche gar nicht zu wissen scheinen, was Action eigentlich sey. Manche legen sich mit dem linken Arm auf die Brüstung der Kanzel, lassen auch den rechten Arm etwas auf derselben ruhen, und heben die rechte Hand abwechselnd in einerlei Lage auf und nieder. Andere winken immer auf dieselbe Weise, es mag demonstrirend oder fragend, beschreibend oder ausrufend geredet werden. Oder die rechte Hand wechselt ohne jedes andere Gesetz als das der Abwechselung mit der linken ab.

Möge dieses Wenige, was ich über die Action geben kann, junge Redner auf die richtige Action leiten, und besonders ihnen beweisen, daß Aufmerksamkeit und Studium hier nothwendig sey. Vielleicht dienen sie auch dazu, um eine besondere Schrift zu veranlassen, worin Engels Mimik zwar zum Grunde gelegt, allein dasjenige besonders berücksichtiget werden möge, was für den geistlichen Redner gehört.

Sechzehntes Kapitel.

Von dem Inhalte und Geiste der Gelegenheits-Reden.

In dem siebenten Kapitel ist in der dritten Abtheilung über die Form dieser Reden das mir Nöthigscheinende gesagt und entwickelt worden; es lässet sich aber noch manches über den Inhalt und den Geist, der in ihnen athmen soll, bemerken, was vielleicht hier nicht fehlen darf. Da aber der Inhalt und der Geist dieser Reden nicht in allen Gelegenheitsreden derselbe seyn darf, so muß wohl von jeder besonders gesprochen werden.

1. Tauf-Reden.

Diese Reden sind von der kürzeren Gattung und lassen sich eintheilen in öffentliche, wenn Kinder vor der ganzen versammelten Gemeine getauft werden, wie es in dem Orte des Verfassers der Fall ist, oder besondere, wenn nach dem Gottesdienste nur die Gevattern gegenwärtig sind, oder häusliche, wenn die Taufhandlung in der Wohnung der Ältern vorgenommen wird. Diese Verschiedenheiten sind nicht so groß, daß sehr wesentlich verschiedene Vorschriften für jede gegeben werden müßten. Die öffentlichen Taufreden müssen aber dennoch etwas enthalten, was die ganze Gemeinde anspricht, damit diese nicht bloß als Zuschauer einer Handlung da sitze, sondern immer etwas

Belehrendes oder Ermunterndes mitnehmen könne, und auch dieser gottesdinstlichen Handlung sich freuen. Es ist sicherlich falsch, was noch in einer sehr neuen Schrift unter dem erdichteten Nahmen von einem Christianus Augustanus behauptet wird, daß in der Handlung allein etwas Anziehendes liege, was die Rede nicht geben könne, weil selten ein Redner anziehend und neu genug reden könne, um den Besuch des Gottesdienstes wieder zahlreicher zu machen, und daß daher in protestantischen Kirchen etwas der katholischen Messe Ähnliches, welches von der Persönlichkeit des Geistlichen unabhängig sey, wieder eingeführt werden müsse, um alle Stände wieder heran zu ziehen. Die Erfahrung lehrt das Gegentheil, indem nur die Kirchen besucht werden, worin nicht bloß gute, sondern auch wirklich religiöse Redner sind, und dagegen die katholische Messe ebenfalls anfängt verlassen zu werden. Nach demjenigen, was man schon in der Erfahrung siehet, wird eine neue Liturgie, welche hauptsächlich auf die äußere Form berechnet ist, eher dazu dienen, die Gotteshäuser zu leeren, als zu füllen. Dennoch aber ist die gottesdienstliche Handlung nicht ohne großen Werth; allein der protestantische Christ will immer Geist und Leben damit verbunden sehen, er will dabei denken und empfinden.

Daher müssen wir die wenigen gottesdienstlichen Handlungen, welche wir haben, immer mit etwas verbinden, was dem Verstande Nahrung giebt, und fromme Empfindungen weckt. Es theilt sich daher alles bei solchen Handlungen in zwei Theile: in Betrachtungen, welche dem Verstande und dem Herzen dargeboten werden, und in das Stehende der Handlung selbst. Diese Betrachtungen nun, welche mit der Handlung verbunden werden, machen den Inhalt solcher Reden, mithin auch der Taufreden aus. Der Inhalt dieser Reden kann nur in solchen Gedanken bestehen, welche entweder das Wichtige

und Bedeutungsvolle dieser Handlungen entwickeln und anschaulich machen, oder einzelne Puncte herausheben, welche vorzügliche Aufmerksamkeit verdienen, und vielleicht übersehen werden; oder in solchen Gedanken, welche die Empfindungen, welche der heiligen Handlung gemäß sind, erregen, nähren und erwärmen können.

Bei der heiligen Taufe nun werden sich alle diese Gedanken entwickeln, wenn sie als die heilige Weihe in die Religion Jesu gedacht wird, durch welche die Pflichten dieser Religion übernommen, und die Segnungen derselben freudig erwartet werden; eine Weihe, woran die Gottheit selbst Antheil nimmt, weil sie den Menschen in das Höchste einweihet, was sie als Bestimmung desselben gewollt hat. Unsere Religion drückt dieses sehr schön aus, wenn sie sagt, daß der Täufling durch die heilige Taufe zu einem Kinde Gottes geweihet werde, und das Recht der Kindschaft empfange. Die Personen, an welche und für welche der Redner, welcher die Taufe verrichtet, sich zu wenden und zu sprechen hat, sind: diejenigen, denen die Bildung des Kindes für seine heilige Religion anvertrauet wird, und dann der Täufling. Unter den erstern verstehe ich im engsten Sinne, die Ältern desselben oder die Erzieher, im engeren Sinne die künftigen Lehrer, endlich im weiteren Sinne, die Gemeine selbst, unter welcher das Kind aufwachsen und deren Beispiele auf dasselbe Einfluß haben werden. An alle diese kann sich der Redner in seiner Taufrede wenden, entweder an alle zugleich oder auch, wenn es ihm der Abwechselung wegen nützlich scheint, in der einen Taufrede an diese, in einer andern an jene. Denn wer bei öffentlichen Taufen solche kleinen Reden oft zu halten hat, der muß nothwendig jedes Mittel der Abwechselung gebrauchen, um so viel wie möglich immer neu und anziehend zu bleiben.

Den Ältern des Kindes kann bald das Gefühl der Erziehung als ein wichtiges und lohnendes dargestellt werden; bald

aber können Betrachtungen gewählt werden, durch welche ihr Muth und ihr Vertrauen auf Gott bei dem schwierigen Geschäfte der Erziehung ja bei den Sorgen der Ernährung gestärkt wird; bald darf man dieselbe vor gewöhnlichen Fehlern in der Erziehung warnen; bald sie ermahnen, daß sie wachen mögen, daß ihre Erziehung auch eine fromme und religiöse werde, und sie einst nicht klagen dürfen, dieses Kind haben wir verloren. Wenn nun der Redner dieses alles nicht erschöpft, sondern in dieser Hinsicht nur Winke giebt, so wird er theils die nöthige Kürze behaupten können, theils in seinen Stoff immer Abwechselung und Neuheit zu bringen wissen. Eben so darf sich der Redner auch an die künftigen Lehrer des Täuflings wenden, darf diesen das Kind empfehlen, darf sie darauf aufmerksam machen, daß unter allem, was sie das Kind einst lehren werden, die Religion immer das Wichtigste bleibe, und daß von allen Gesinnungen und Gefühlen, welche sie einst in dem Kinde wecken, keine heiliger sind, als die Gefühle der Religion oder des religiösen Sinnes.

Manche pflegen sich auch besonders an die Taufzeugen oder Pathen des Kindes zu wenden, von diesen besondere Pflichten zu fordern, und vorzüglich diejenige, daß sie nach dem etwanigen Abgange der Ältern an deren Stelle in Hinsicht der religiösen Erziehung treten wollen. Das klingt zwar sehr schön, allein es ist doch wohl dem Zwecke entgegen, zu welchem Taufzeugen erwählt zu werden pflegen. Im Anfange der christlichen Kirche waren es diejenigen, welche zugleich mit den Lehrern der Gemeine das Zeugniß ablegten, daß sie hofften, daß der erwachsene Täufling der Aufnahme in die christliche Gemeinschaft würdig sey, auch wohl diejenigen, welche es sich zur Pflicht gemacht hatten, sich des von seiner Verwandtschaft losgerissenen Täuflings anzunehmen, und ihm diese gewisser Maaßen zu er-

setzen, wie es jetzt wohl bei getauften Juden in einigem Sinne Statt finden kann. Daher entstand die Idee der geistlichen Verwandtschaft, welche nachher die katholische Kirche gemißbraucht hat, um die Zahl der Dispensations-Fälle zu vermehren. Man fand es nachher auch anständig, bei getauften Kindern solche Zeugen zu haben, welche auch wohl sich des Kindes annehmen wollten, wenn in den Verfolgungen den Ältern ein unglückliches Schicksal begegnen sollte, und so wurde die Gewohnheit allgemein. Allein jetzt sind diese Pathen für die Kirche nichts weiter als Zeugen, daß das Kind oder der Erwachsene, wenn er aus einer andern Religions-Gesellschaft ist, wirklich getauft sey, und sie können sogar bei etwanigem Verluste der Tauf-Register gerichtlich als Zeugen gebraucht werden, um die Zeit der Geburt zu constatiren. Sie führen daher den Nahmen Taufzeugen mit Recht, und können und wollen keine andere Pflichten übernehmen, als die Pflicht eines Zeugen, wenn er noth thut. Sie können nicht, denn theils setzt die Obrigkeit bei dem Abgange der Ältern nach ganz andern Gründen als nach der Verbindung der Gevatterschaft, Vormünder ein; theils trifft die Aufforderung zum Gevatterwerden dasselbe Individuum zuweilen so oft, daß an solche Pflichten wohl nicht gedacht werden kann; theils werden die Gevattern sehr oft aus ganz andern Rücksichten von den Ältern gewählt. Aus eben diesen Gründen wollen auch die Taufzeugen solche Pflichten nicht übernehmen. Wenn jetzt die Gevattern in vielen Fällen den Ältern bei den ersten Kosten, welche die Geburt eines Kindes verursacht, beistehen: so ist dieses ein Werk christlicher Liebe, welche nur in dieser Gelegenheit eine besondere Aufforderung findet.

Daher ist es von Seiten des Predigers unrecht, wenn er den Pathen solche Pflichten zumuthet, und wohl gar dahin

zielende Fragen vorlegt, welche sie mit einem Ja beantworten sollen. Der nicht denkende antwortet ohne Sinn, der denkende Pathe aber kommt in eine große Verlegenheit, er antwortet, um kein Aufsehen zu machen, aber mit Widerwillen, mit dem Bewußtseyn ein leeres Wort gesagt zu haben, und die ganze heilige Handlung wird, kaum mag ich es sagen, zur Farce. Dagegen kann man die Taufzeugen ermuntern, dem heranwachsenden Kinde ein gutes Beispiel zu geben, es bei schicklicher Gelegenheit freundlich zu erinnern, zu ermuntern oder zu warnen. Solche Bemerkungen, wenn sie mit Liebe und in dem gehörigen Tone gesagt werden, werden freundlich aufgenommen.

Ein Fehler bei solchen Reden ist es, wenn man zu unmittelbar und zu sehr auf das Gefühl wirken will, und daher von vorn herein sogleich in Ausrufungen ausbricht, in Übertreibungen schildert, und der O und Ach nicht genug erhalten kann. Das sanfte Gefühl, welches sich durch die Betrachtung der Wahrheit entwickelt, ist ungleich wohlthätiger und dauernder, als die heftigern Gefühle, unter denen manche sich allein die Rührung zu denken scheinen. Es sind selbst diese heftigern Rührungen bei Taufen im Hause, wenn die oft noch sehr reizbare Mutter zugegen ist, gefährlich, besonders, wenn diese heftigern Gefühle in Anreden an die Mutter erweckt werden sollen. Darum muß überall nur das hervorgehoben werden, was sanft und wohlthätig rührt; es müssen mehr die frohern Ansichten hervorgezogen werden, als die traurigern; man muß eine treue Pflichterfüllung der liebenden Mutter und des sorgenden Vaters mehr voraussetzen, als belehrend und warnend einprägen, und überhaupt bei Haustaufen sich benehmen, wie ein feingebildeter Mann sich zu benehmen pflegt. Es möchte in der That zu sehr erschüttern, wenn der Prediger auf folgende Weise

die Mutter anredete: „Durchdringe denn das Gefühl der Pflicht meine Seele! Präge sich es unauslöschlich ihr ein! Und theilst du mit mir dieses Gefühl, Gefährtinn meines Lebens, Mutter dieses Kindes, empfindest du mit mir, wozu dieser feierliche Augenblick uns verpflichtet rc."

Ein anderer Fehler ist es, wenn der Redner bei solchen Gelegenheiten zum feinern oder gröbern Schmeichler wird. Es ist freilich nicht unrecht, wenn man, wie vorhin bemerkt wurde, die treue Erfüllung der Pflichten der Erziehung voraussetzt; aber es ist der Würde der Religion entgegen, wenn von einer vortrefflichen Erziehung gesprochen wird, wo sie sich nicht findet; wenn herrliche Beispiele der Ältern als ein Glück des Säuglings erwähnt werden, wo vielleicht alle Beispiele in einer verfeinerten aber fehlerhaften Sinnlichkeit bestehen, und alle Tugend vielleicht nur als Empfindelei sich zeigt. Ist aber auch dieses gegründet, so muß es eben deswegen fein fühlenden Ältern unangenehm seyn, wenn das an ihnen gepriesen wird, was sie als Pflicht anerkennen, wobei sie sagen: wir sind unnütze Knechte, wir thun nichts, als was wir zu thun schuldig sind. Es ist hier eine sehr feine Linie des Schicklichen, welche nicht überschritten werden darf.

Dagegen darf bei roheren Personen, deren Erziehung notorisch nicht die beste ist, wohl ein ernsteres Wort gesprochen werden, auch dürfen dann wohl, wenn es möglich ist, kräftigere Gefühle aufgeweckt werden. Doch muß sich alles so im Allgemeinen halten, daß es sich nicht als beleidigende Auszeichnung auslegen lässet. Es würde dieses aber nur der Fall seyn können, wenn die Taufe nicht öffentlich, sondern nach geendigtem Gottesdienste gefeiert wird.

Die Taufrede ist nur die Einleitung und Vorbereitung zu dem heiligen Ritus selbst, und sie darf schon aus diesem Grunde

keine vollständig ausgeführte Rede seyn. Dennoch aber muß eine gewisse Einheit darin herrschen, und da sie kurz seyn muß, so darf nur ein leitender Hauptgedanke gewählt werden, der aber nur von einer Seite her vorgestellt wird. Wie nun solche Reden anzulegen sind, das ist oben schon gesagt. Der Ritus selbst aber muß etwas Stehendes haben, und die Einsetzungs-Worte dürfen vor allen nicht fehlen. Es ist gewiß nicht gut, wenn man bei solchen Handlungen, wie Taufe, Absolution, Weihung des Abendmahles in Hinsicht der zum Ritus gehörenden Worte, Abwechselung sucht, und es gleichsam besser machen will, als der Stifter. Diese Handlungen verlieren dadurch das Heilige, was sie haben.*) Wesentlich scheint mir bei der Taufe zuerst der erste Segenswunsch, welcher über dem Täuflinge mit Auflegung der Hände gesprochen wird, bei welchem selbst das Alterthum mancher Formeln etwas Imponirendes hat. Z. B. Der Herr behüte deinen Eingang, er befördere deinen Fortgang, er segne einst deinen Ausgang. Oder: Der

*) Wenn jene Einförmigkeit gewisser Gebräuche, Worte, Gebete und Formeln für Manche etwas Ermüdendes und die Andacht Tödtendes haben kann, so wird es Andern gerade durch die Wiederholung lieber. Es geht in das ganze Wesen des Gedanken- und Empfindungs-Systemes über. Nur der sehr gebildete und an Denken gewöhnte Zuhörer kann einem neuen Formulare, sey es Gebet oder Sentenz, aufmerksam folgen, ja selbst dieser kaum, am wenigsten in Augenblicken, wo er aufgeregt oder zerstreuet ist. Worte, die man früh ins Gedächtniß faßte, die man gleichsam wie heilige Stimmen von Kindheit auf gehört, durch die man seine ersten frommen Gefühle erhalten hat, bleiben die liebsten und scheinen die kräftigsten. Das Gebet Christi, die Tauf- und Abendmahls-Formel nach den Worten des Stifters verlieren durch jede Umschreibung, jeden Zusatz. Die Seele wird nur zerstreut, selten erhoben. Ein neues Gebet, das der Prediger vor dem Altare lieset und singt, kann noch so schön seyn, aber man versteht es selten das erste Mal ganz; und die Anstrengung, es zu verstehen, schwächt schon allein den Eindruck. So verliert es die Wirkung. Darum sollte man in gewissen Puncten sehr vorsichtig mit allen zu häufigen Abänderungen der Liturgie seyn.

Aus Niemeyer's Reisen nach England.

Herr behüte deinen Eingang und Ausgang bis in Ewigkeit. Oder irgend eine andere Formel, worin etwas Alterthümliches liegt. Dann kommt die kleine Rede, hierauf ein Gebet, dann die Glaubens-Formel, entweder nach den drei Artikeln, oder nach einer Form, welche sich so nahe als möglich an diese Artikel anschließt; dann die Frage an die Taufzeugen, ob der Täufling auf diesen Glauben getauft werden solle, und ob er allen dem entsage, was Gott und unserer heiligen Religion entgegen sey. Nachdem dieses mit Ja von den Taufzeugen beantwortet ist, geschiehet nun die Taufe nach den Worten der Einsetzung, dann folgt noch ein kleines Gebet, vielleicht aus einem schicklichen Liederverse bestehend, endlich der Mosaische Segensspruch.

Es ist meiner Meinung nach gut, wenn in einer solchen Form nicht gewechselt wird; denn eben durch dieses Feststehende erhält die Handlung ihr Feierliches und Ehrwürdiges. Wird aber immer auch in dem Förmlichen gewechselt, so entsteht nach und nach der Glaube, daß die Taufe nichts so Wesentliches sey, es verliert sich die Idee des Sacraments. Der Wechsel muß nicht in der Form liegen, sondern in den mancherlei passenden Gedanken der kleinen Einleitungsrede, durch welche es sehr gut verhütet werden kann, daß diese Handlung nicht etwas werde, wobei nichts gefühlt und gedacht wird, ein opus operatum. Ich will damit aber nicht sagen, daß die oben angezeigte Form und Ordnung der einzelnen Theile der Taufhandlung die allein richtige und beste sey; indessen wenn einmahl in einer Gemeine ein solches Aufeinanderfolgen gewöhnlich ist: so ist es gut, dabei zu bleiben; denn es prägt sich dabei der Glaube ein, daß die Taufhandlung nicht etwas rein Willkührliches sey. Es ist wohl bisher zuviel in liturgischer Hinsicht ge-

künstelt, und eben damit ist manches verdorben worden. Die katholische Kirche bleibt fest bei ihren Formen, sogar bei den Worten ihrer Liturgie, und eben dadurch hat z. B. die Messe bei dem Volke ein so ehrwürdiges Ansehen behalten. Wir wollen daher einen Mittelweg einschlagen, und bei solchen heiligen Handlungen etwas Stehendes behalten, aber durch die Einleitungsreden dafür sorgen, daß auch der Verstand und das Herz beschäftigt werde. Mag nun auch dieses Stehende nicht in allen Kirchen dasselbe seyn, was vielleicht gut wäre, so möge es doch in derselben Gemeine bei dem Gewöhnlichen bleiben.

Noch scheint mir eine Warnung nöthig, welche für diejenigen nicht überflüssig seyn möchte, welche alles so recht menschlich und begreiflich machen wollen, und eben damit nicht bloß anstoßen, sondern selbst der Handlung des Sacramentes das Ehrwürdige und Heilige nehmen, was dieselbe nothwendig behalten muß. Es ist nehmlich die Lehre der Kirche, daß die heilige Taufe nicht bloß ein Ritus der Weihe oder Aufnahme ins Reich Gottes sey, und in so fern nur ein äußerer Gebrauch, der nur durch seinen psychologischen oder moralischen Eindruck auf den Täufling oder die Umstehenden wirkt, sondern daß in und mit der Taufe gewisse Verheißungen dem Täuflinge zugeeignet, und gewisse Anrechte erworben werden, welche durch den Ausdruck der Kindschaft Gottes bezeichnet werden. Diese Idee steht dunkler oder deutlicher bei allen Gemeinden fest, sie ist durch die Kirche gleichsam sanctionirt, und deswegen muß sie stehen bleiben; denn es kann dem Einzelnen nicht frei stehen, seinen Privat-Überzeugungen nach an heiliger Stätte solche Ideen zu bestreiten, und als Aberglauben ausrotten zu wollen. Noch streiten die Theologen darüber und die Meinungen dafür und dawider sind wenigstens der Zahl nach mehr noch als ge-

theilt, und daher hat kein Einzelner das Recht vor dem Volke den Reformator zu machen, weil dieses nur Verwirrung hervorbringen müßte. Ich kann bei dieser Gelegenheit es nicht unterlassen die Worte eines entschiedenen aber weisen Rationalisten in Schuderoff's Journal B. 3. Heft 1. 1823. pag. 62 und 63 abzuschreiben.

„Fragt man aber ob Eines von beiden Systemen (Supernaturalismus oder Rationalismus) das andere dereinst ganz überflüssig machen werde, so ist diese Frage in der That noch weit schwieriger, und, wie es scheint, noch viel zu früh. Auf den ersten Blick scheint zwar der Rationalismus allein dazu geeignet, da ihm allein nur die hierzu unerläßliche Perfectibilität zukommt, welche dem Supernaturalismus abgeht, da dieser, wie alles, was in der Vergangenheit entstand und vollendet wurde, fest und unveränderlich da steht. Aber ehe jenes System nur in der Theorie zu diesem Ziele gelangen kann, hat die Philosophie erst noch ihre völlige Begründung und Feststellung zu erwarten, eine Aufgabe, welcher ein einzelnes Menschenleben fast nicht gewachsen zu seyn scheint. Acht Jahrtausende, sagt Johannes Müller, ist bereits die Geschichte unsers Geschlechtes alt, und doch sind erst in den zuletzt verflossenen zwei Jahrhunderten die vier einzig möglichen Wege zur Erreichung der oft ersehnten aber noch lange nicht erreichten Philosophie ohne Nahmen gebahnt worden, der des Empirismus (Locke) Rationalismus (Leibnitz) Skepticismus (Hume) und Kriticismus (Kant). So lange aber der Held noch nicht erschienen ist, welcher die Materialien zur möglichen Vollendung der Philosophie, welche in diesen Systemen niedergelegt worden sind, mit festem Blicke zu überschauen und abzuwägen, und mit fester Hand heraus zu nehmen und zusammen zu fügen versteht, bis

dahin triumphire weder der Rationalist, noch der Supernaturalist, sondern ein Jeder prüfe Alles, ohne Hader und Übermuth, und behalte das für sich, was ihm am besten zusagt; denn das ist das Beste für Jeden!"

Das Letzte, daß ein Jeder das für sich behalte, was ihm am besten zusagt, ist zugleich ein Recht, welches die Gemeinden haben. Wenn man aber an heiliger Stätte irgend etwas aus einem System als Aberglauben verdammt, so läßt man dieses Recht den Gemeinden nicht, sondern nimmt es ihnen. Es ist ganz etwas anderes, in freien Untersuchungen über dergleichen philosophiren, und bald bestreiten bald vertheidigen, und an heiliger Stätte Machtsprüche thun. Dieses geschiehet aber, wenn man mittelbar oder unmittelbar dergleichen Ideen als Lehrer in der Kirche bekämpft oder verwirft. Wenn der taufende Prediger etwa die leitenden Worte seiner Rede voransetzt: Wer da glaubet und getaufet wird, der soll selig werden: so fehlt er auf keiner von beiden Seiten, wenn er nun weiter sagt: Siehe theures Kind, diese heilige Taufe giebt dir ein Anrecht zur Seligkeit, aber bewahre dieses Anrecht durch den Glauben, von welchem dein ganzes künftiges Leben das Zeugniß ablegen soll.

Darum aber soll nicht auch das beibehalten werden, was einstimmig als Irrthum früherer Zeiten erkannt ist, z. B. Fahre aus unsauberer Geist, und gieb Raum den heiligen Geiste, was selbst die Gemeinden nicht mehr wünschen. Es wird ebenfalls nicht verlangt, daß die Art, wie die heilige Taufe uns ein Anrecht an die Kindschaft Gottes gebe, erklärt werden soll, weil es Jesus selbst nicht weiter erklärt hat; allein die Nothwendigkeit der Nothtaufen nicht bloß bestreiten, sondern als

Aberglauben verdammen, das ist doch, wenig gesagt, zuviel. Wohin würde es führen, wenn solche unreife Gedanken, welche oft für die höchste Weisheit ausgegeben werden, consequent durchgeführt werden sollten.

2. Confirmations-Reden.

Diese Reden werden gewöhnlich für eine Gelegenheit angesehen, die ganze Kunst und Kraft der Beredtsamkeit aufzubieten und zu zeigen, und, mich dünkt, nicht mit Unrecht. Es bleibt immer für das ganze Leben ein merkwürdiger Zeitpunct, wenn der nun zum Jünglinge heranreifende Knabe, und das zur Jungfrau heranblühende Mädchen dem bildenden und leitenden Unterrichte der Schule entlassen, und als Mitglied der Gemeinde aufgenommen wird, welche in religiöser Hinsicht sich nun selbst leiten sollen. Es ist darum ganz an der Stelle, wenn bei dieser Gelegenheit noch einige Worte mit Salbung und Kraft, mit Liebe und frommen Sinne gesprochen werden, und, wäre es möglich, Worte, welche das ganze Leben hindurch nicht vergessen werden möchten. Selbst die Gemeinden wünschen dieses, wie man aus der allgemeinen Theilnahme bemerkt, welche diesem Tage geweihet zu werden pflegt.

Allein, wenn ich auch alles dieses zugebe und selbst als nothwendig behaupte: so bin ich doch eben so sehr dafür, daß die Würde der wahren Beredtsamkeit nicht in theatralischem Pompe, der so gern bei dieser Gelegenheit angeordnet zu werden pflegt, gesucht werden möge. Es ist diese immer eine gesuchte und der ganzen Handlung nicht natürliche Würde, welche zuweilen die Gedankenarmuth ersetzen soll. Dieses theatralische, was der Handlung entgegen zu seyn scheint, liegt theils in

gewissen Redner=Coups, welche nur blenden aber nicht erleuchten und fortdauernd erwärmen; theils auch in theatralischen äußern Anordnungen, in welchen mehr Aufsehn als Geist ist.

Wenn z. B. der Prediger, wie irgendwo geschehen ist, ehe er etwas sagt von dem Altare herabtritt, den obersten Knaben mit der einen, und das oberste Mädchen mit der andern Hand vor den Altar führt, sie stehen lässet, und dann sagt: Möchte ich euch alle, meine Kinder, einst schuldlos und rein vor Gottes Thron führen können, wie diese Kinder an den Altar des Bundes u. s. w., so gestehe ich gern, daß dieses einen gewaltigen Eindruck machen kann, aber auch einen würdigen und heilsamen? Es ist freilich wahr, daß ehedem die Prediger sich eingebildet haben, daß sie als Hirten ihrer Gemeine, die Glieder derselben Gott würden vorzustellen haben, die einen würden auszeichnen können, als Böcke, und die andern als Lämmer; allein welch' ein geistlicher Stolz gehört zu einer solchen Einbildung, und welche rohe und sinnliche Begriffe müssen noch von einem künftigen Weltgerichte herrschen, wo eine solche Vorstellung für Wahrheit genommen wird. Bei dem gebildetern Theile der Gemeine erregt dergleichen ein wohl nicht vortheilhaftes Lächeln, und bei dem ungebildetern macht es mehr den Eindruck des unfruchtbaren Erstaunens, als des wohlthätigen Nachdenkens, und heilsamer Vorsätze; denn der Eindruck ist zu heftig. Es ist daher nichts weiter, als ein gewisser Redner=Coup, der von der einen Seite bespöttelt, und von der andern Seite bewundert wird; aber bei der Bewunderung bleibt es denn auch.

Ich kann es auch für nichts weiter als rednerische Parade halten, wenn in solchen Reden die Gefahren der Versuchung,

in welche die Kinder in ihrem vor ihnen liegenden Leben kommen mußten, mit den allerlebhaftesten oft grellsten Farben geschildert werden, um dem Nachsatze: „Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet" einen desto größern Nachdruck zu geben. Das Leben vieler solcher Kinder fließt oft in häuslicher Stille ohne große Versuchung dahin, daß sie, wenn sie denken wollten, sich nachher fragen müßten, wo denn die großen Gefahren wohl seyn möchten, von denen ihr Pastor gesagt habe. Andere lassen die Ältern weinen, vor Harm und Kummer sterben, ihre Kinder, welche dem Verderben sich hingeben, gleichsam verwünschen, lassen die ganze Gemeinde blutige Thränen vergießen, um nur recht zu rühren, und ersinnen tausend Sagen, welche das wirkliche Leben in der That nur selten darbietet, um nur recht eindringend und kraftvoll reden zu können. Mich dünkt, das sey alles zu viel, und es müsse ein weises Maaß gehalten werden; vor allem aber sey die Wahrheit nicht zu verletzen.

Ein zweiter Fehler liegt in zu theatralischen Anordnungen. Es ist wohl gut, wenn an einem solchen Tage der Prediger seine Confirmanden entweder aus seinem Hause oder aus der Schule in die Kirche führt; wenn er nicht zu auffallende Wechselgesänge von den Kindern und von der Gemeinde singen lässet, wenn er bei dem Gelübde sich von jedem Kinde die Hand geben lässet, und ein passendes Wort dazu spricht, und bei der Einsegnung knieen lässet: allein was darüber ist, das ist vom Übel. Wenn er dahin siehet, daß die Kinder gute Gruppen bilden, wenn die Wechselgesänge zu oft kommen, wenn bloß eingelernte Worte gefragt und beantwortet werden, wenn das Gelübde mit einem gar zu großen und der Wahrheit nicht gemäßen Gepränge abgenommen wird: so führt der Prediger ein kirch-

kirchliches Schauspiel auf, aber er confirmirt nicht auf eine würdige Weise.

Gewöhnlich besteht die Confirmationsrede aus zwei Abtheilungen, einer Eingangsrede und einer Schlußrede, und mich dünkt, auf eine sehr schickliche Weise. Diese Reden möchten in der synthetischen Form nicht so gut gerathen, als in der analytischen und entwickelnden, welche ganz dazu gemacht zu seyn scheinen. Die synthetische Form ist nur für eigentliche Predigten brauchbar, aber nicht für diese Reden, wo alles auf den angemessenen Eindruck berechnet werden muß. Allein um so sorgfältiger muß die Anlage vorher gemacht werden, damit das angemessene Fortschreiten in der analytischen Form nicht bloß in logisch richtiger Folge, sondern auch in einem immer wichtiger und anziehender werdenden Steigen erreicht werden möge, damit der Schlußsatz, besonders der ersten Rede, durch die allmählige Vorbereitung recht anschaulich und wichtig werde. In der entwickelnden Form ist es die größere Kunst, wenn der Redner so zu reden weiß, daß der zuerst angeführte Gedanke immer wohlthätigere Früchte zu bringen scheint, je mehr der Redner ihn ganz aufschließt, und gleichsam am Ende bis zu dem innersten Kerne gelangt. Solche bloß entwickelnde Vorträge gelingen am besten, wenn man einen recht fruchtbaren Spruch an die Spitze stellt, und mit Wahrheit, aber zur Verwunderung der Zuhörer immer neue und unerwartete Folgerungen fürs Leben gleichsam ungezwungen daraus herzuleiten versteht.

Daß die synthetische Form für solche Confirmationsreden nicht die ganz passende sey, beweisen einige Beispiele wohl am anschaulichsten. In Klefekers Ideenmagazin wird zu einer Confirmationsrede als Text der Spruch 2 Petr. 2, 21. vorge-

schlagen, und daraus als Hauptsatz abgeleitet: der schreckliche Rückfall

a. Wie ist er so häufig und gewöhnlich! b. Wodurch wird er veranlasset? c. Von welchen schrecklichen Folgen wird er begleitet? d. Wodurch kann er vermieden werden? e. Rath und Trost für Unglückliche, die wirklich zurückgefallen sind.

Abgesehen davon, daß wohl der Hauptgedanke für eine Handlung nicht mit Beurtheilung gewählt seyn kann, welche junge Christen zur Treue und Standhaftigkeit in dem, was sie heute als Gelübde ablegen sollen, ermuntern soll, in welcher ihnen daher Vertrauen geschenkt, worin gute Hoffnungen von ihnen genährt werden müssen: aber gewiß nicht die Besorgniß, daß sie abfallen würden; und abgesehen von manchem fehlerhaften Ausdrucke in dieser Disposition: muß es dennoch jedem auffallen, daß ein Redner, der nach dieser Disposition redet, fast allein beweisen und untersuchen müsse, mithin sich in die Lage versetzet, den Verstand fast allein zu beschäftigen, und keine große Veranlassung gewinnen könne, auf das Herz zu wirken, und wohlthuende Gefühle zu erregen. Es ist freilich dieser Hauptsatz ganz vorzüglich auffallend; allein auch andere mit richtigerm Urtheile gewählte, werden den Redner nöthigen, sich Beweisen und Untersuchungen zu überlassen, sobald er die synthetische Form wählt, und er wird daher den Zweck solcher Reden weniger leicht erreichen können.

Ich will einige der übrigen angegebenen Hauptsätze zu Confirmationsreden, welche allerdings passende Gedanken enthalten, hersetzen, und man wird ohne Entwickelung sehen, daß alle diese Sätze nicht ohne Untersuchungen und Beweise

ausgeführt werden können, sobald sie synthetisch behandelt werden.

1. Ps. 119, 106. Das feierliche Gelübde junger Christen am Tage ihrer Confirmation.

2. 1 Joh. 2, 28. Man muß sich zu Jesu nicht nur einmal bekennen, sondern auch bei ihm bleiben, um einst mit Freuden vor seinem Richterstuhl erscheinen zu können.

3. 2 Theß. 1, 11. 12. Fromme Wünsche und Gebete einer christlichen Gemeinde und ihres Lehrers für ihre jungen Mitchristen am Tage ihrer Weihe.

4. Apoc. 2, 10. Treu bis in den Tod seyn, erfordert zwar Kampf und Selbstverleugnung, doch wird es überschwenglich hier und dort vergolten.

5. 3 Joh. v. 4. Die Freude des rechtschaffenen Lehrers, wenn seine Zöglinge der Wahrheit getreu bleiben.

Dieser Gedanke, der etwas sagt, das erst nachkommen soll, ist bei dieser Gelegenheit wohl zu früh.

Wenn aber z. B. der Gedanke unter Nro. 4. entwickelnd durchgeführt wird, so kann er allerdings den Grundstoff zu einer sehr eindringenden Confirmationsrede darreichen. Diese entwickelnde Methode ließe sich auf mancherlei Weise anwenden, und sie kann mancherlei Wege verfolgen, um zu ihrem Ziele zu gelangen. Der Redner kann z. B. den Satz an die Spitze stellen: Sey getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben; und weiter fortfahren:

der heilige Mann, der diese Worte sprach, redet zwar von einer Treue, welche auch durch Martern eines gewaltsamen Todes nicht wankend wird; allein in den ruhigern Tagen unsers Lebens werdet ihr in diese schwere Probe

eurer Treue nicht kommen. Es wird aber erlaubt seyn, diese Worte auch von einer Treue zu deuten, welche das ganze Leben hindurch bis an den einst jedem kommenden Tod sich gleich bleibt, und aushält. Lasset uns daher die verschiedenen Stufen des Alters und die verschiedenen Lagen des Lebens fortschreitend durchgehen, welche ihr in dem vor euch liegenden Leben zu durchwandeln habt, und bei jeder sehen, ob die Krone des Lebens nicht dem wirklich gegeben werde, der bis an den Tod aushält u. s. w.

Wenn der Redner diesen Weg einschlägt, so schildert er das Alter und die Verhältnisse des werdenden Jünglings und der heranblühenden Jungfrau; denn des ausgebildeten Jünglings und der vollendeten Jungfrau, des Mannes und der Frau u. s. w. und es werden sich ihm die natürlichsten Gelegenheiten anbieten, wirkliche Gemälde des Lebens zu entwerfen, und jedes einzelne Gemälde mit dem refrain zu schließen: ist nicht die Krone des Lebens durch diese treue Tugend erreicht, bis am Ende die Krone des Himmels dem treuen Kämpfer aufgesetzt wird? Auf diesem Wege finden sich Gelegenheiten sanft und mit Überzeugung zu rühren, auch wohl zuweilen stärker zu ergreifen.

In dieser Form sind z. B. alle die Ideen zu Confirmationsreden von Boll in Klefekers Ideenmagazin Band 2. pag. 371. seqq. angelegt, und sie werden, wenn der Redner dieselben in dieser Art ausarbeitet, gewiß gelungene Reden hervorbringen können. So viel mir bekannt ist, sind auch alle gelungene Confirmationsreden z. B. von Rübel in dieser Form gearbeitet, und sie scheint daher die am meisten passende zu seyn, wie schon oben bei Gelegenheit der Reden im engern Sinne ist behauptet worden.

Möge es mir erlaubt seyn, noch ein Beispiel herzusetzen, an welchem es sichtbar wird, daß diese entwickelnden und analytischen Formen für diese Reden die passendsten sind.

1. Wenn jemand ein Haus zu bauen wünscht, das alle seine Bedürfnisse befriedigen soll, ist es genug, dem Hause die nöthigen Räume zu diesen allen zu geben, und zweckmäßig zu vertheilen?
2. Alle diese noch so sinnreich ersonnenen Bequemlichkeiten werden ja nicht lange dauern, wenn dem Hause nicht ein guter Grund gegeben ist.
3. Ein sicherer Grund muß daher vor allem gelegt werden.
4. Das menschliche Leben gleicht auch einem Gebäude, worin wir, wenn es vor uns liegt, ähnliche Bequemlichkeiten genießen wollen.
5. Mithin ist auch für dieses Leben ein sicherer Grund zu legen, der sogar über dieses Leben hinaus aushalten muß.
6. Worin dieser Grund aber zu finden sey, das sagt uns Paulus 1 Cor. 3, 11. einen andern Grund kann niemand legen, außer dem, welcher gelegt ist, Jesus Christus.
7. Sehet Ältern und ihr Kinder, diesen Grund haben wir, eure Lehrer, zu legen gesucht.
8. Doch ihr selbst müsset ihn legen, wir haben euch nur den richtigen Grund zu zeigen gesucht.
9. Wie aber kann die heilige Schrift sagen: einen andern Grund kann niemand legen u. s. w.?
10. Um dieses einzusehen, müssen wir das Gebäude des Lebens, so wie die Forderungen, welche man an dieses Gebäude macht, näher kennen lernen.

11. Die Forderungen bestehen in den Ansprüchen, welche wir vernünftiger Weise ans Leben machen müssen.
12. Auf der andern Seite in dem Schutze, welchen uns dieses Gebäude gegen die Gefahren und Unbequemlichkeiten des Lebens gewähren soll u. s. w.

Doch es ist nicht nöthig, den ganzen Gang bis zu Ende zu verfolgen, weil es sich klar zeigt, wie dieser Weg zu dem gewissen Ziele überzeugend führt, daß die Religion allein diesen Grund zu dem Gebäude des Lebens hergeben könne und werde; und wie leicht lassen sich daran Gedanken und Vorstellungen knüpfen, welche rühren und ergreifen, und die dauerndsten und wohlthätigsten Gefühle hervorbringen.

In eben dieser Form wird denn auch die Schlußrede anzulegen und auszuarbeiten seyn, welche aber mit der Anfangsrede ein Ganzes ausmachen muß; entweder indem man den erstern Theil zur Eingangsrede macht, und den zweiten Theil zur Schlußrede; oder indem man diese letztere zu einem Gegenstücke der erstern zu machen sucht. Es würde ja unnatürlich seyn, wenn beide so sehr von einander verschieden wären, daß man sie für zwei Reden halten müßte, welche eher zu verschiedenen Zeiten, als an einem Tage und in eben derselben Handlung zu halten seyn möchten. Eine solche Verbindung, daß beide Reden als etwas Zusammengehöriges erscheinen, kann auf mancherlei Weise erreicht werden. Man kann die erste Rede analytisch bis auf einen Satz führen, der sich am Ende mit aller Kraft ausspricht, von welchem dann in der Schlußrede alle Ermahnungen, Wünsche und Bitten ausgehen, und auf denselben wieder als auf ihren Grund zurückgeführt werden; oder man kann entwickelnd verfahren und in der ersten

Rede die begründenden Sätze entwickeln, in der zweiten dann die Anwendung für den Gebrauch im Leben machen. Oder der Redner stellt in der ersten analytischen oder entwickelnden Rede die Forderungen auf, welche der Mensch ans Leben machen darf, und diejenigen, welche das Leben wieder an ihn macht; in der Schlußrede zeigt er dagegen, was nöthig sey, um die erstern erfüllt zu sehen, und die andern befriedigen zu können. Eine solche Verbindung stellt sich oft durch eine passende Wahl der leitenden Bibelstelle dar. Z. B. 1 Cor. 9, 24. „Wisset ihr nicht, daß alle, die in den Schranken laufen, die laufen alle; aber einer erlanget das Kleinod" giebt eine nicht unpassende allgemeine Idee zu einer solchen Anfangsrede; die folgenden Worte hingegen: „Laufet nun also, daß ihr es ergreifet" können die Hauptworte der Schlußrede werden. Eben so ließen sich auch die Worte Jesu benutzen Joh. 15, 5. Ich bin der Weinstock, ihr seyd die Reben. Wer in mir bleibt, und ich in ihm, der bringet viele Frucht; denn ohne mich könnet ihr nichts thun. Zu der Anfangsrede müssen die ersten Worte bis „der bringet viele Frucht" benutzet werden, und zu der Schlußrede die letzten Worte; denn ohne mich könnet ihr nichts thun. In Ansehung dieser letzten Worte lässet es sich ganz vortrefflich, moralisch und psychologisch, und zugleich aus der Erfahrung entwickeln, daß es unserer Tugend das ganze Leben hindurch bald an Reinheit, bald an Kraft, unserm Glauben bald an Festigkeit, bald am Leben fehlen möchte, wenn wir uns von den Grundsätzen Jesu, von seiner Lehre, von seinen Verheißungen und Aussichten, von seinem Geiste im Glauben, im Hoffen, im Thun entfernen wollten.

Ein anderes Mahl stellt man Parallel-Stellen in beiden Reden gegen einander, und bringt durch diese die Verbindung

zwischen beiden Reden hervor, und vereiniget sie zu einem Ganzen, das nicht gut getrennt werden kann.

Fragen wir uns, aus welchen Gründen beide Reden auf eine gewisse Weise ein Ganzes ausmachen sollen: so stellen sich deren mehrere dar. Es scheint schon ein gewisses natürliches Gefühl zu fordern, daß in einer Handlung, — denn dieses ist doch die Confirmation — auch eine gewisse Einheit herrschen müsse. Auch die so nothwendige Abwechselung, welche in den alle Jahre, und an manchen Orten alle halbe Jahre wiederkommenden Confirmationshandlungen, billig herrschen soll, räth gewiß an, in jeder dieser Reden nur einen Hauptgedanken durchzuführen, damit für die folgenden andere Hauptgedanken übrig bleiben mögen. Wollten wir die Abwechselung in einer immer oder doch oft wechselnden Form suchen, so möchte es bald daran mangeln, oder die Handlung müßte in eine Art von Schauspiel verwandelt werden; immer aber würde die Abwechselung doch nur eine äußere bleiben. Veränderung ist aber nothwendig, weil gerade die Confirmationsreden am ersten von der Gemeinde im Gedächtnisse behalten werden. Wenn in den beiden Hauptreden durch die weise Benutzung eines Hauptgedankens oder einer Hauptansicht eine gewisse Einheit entstehet: so muß auch der Eindruck verstärkt werden, weil die Aufmerksamkeit besonders auf einen Gedanken hingerichtet ist, welcher sich nun um desto lebendiger einprägt. Es versteht sich aber, daß dieser Hauptgedanke für die Wichtigkeit der Handlung ein hinreichendes Interesse und Gewicht haben müsse, dabei auch einen so umfassenden Inhalt, daß sich einige Zeit ohne Leere darüber reden lässet.

Einem guten Kopfe muß es auch möglich seyn, eine solche Rede in Form einer Homilie der strengern Gattung so auszu-

arbeiten, daß sie ein fortwährendes Interesse behält, wenn irgend ein Abschnitt der heiligen Schrift gewählt wird, der sich auf diese Weise behandeln lässet. Z. B. der Abschnitt Joh. 15, 1—6. könnte zu einer Homilie für die Anfangsrede, und der 7te und 8te Vers zu einer Homilie für die Schlußrede die Grundlage werden. Die einzelnen Gedanken dieses Abschnittes folgen in einer so natürlichen Folge, sie enthalten alle so viele Anwendbarkeit auf dasjenige, was den Confirmanden und der Gemeinde gesagt werden muß, daß eine solche Homilie bei einigem Talent und einiger Übung schwerlich mißrathen kann.

Mehrere Prediger schneiden sich selbst die Gelegenheit ab, in ihren Confirmationsreden immer neu zu bleiben, indem sie in ihren ersten Reden gleichsam den ganzen Vorrath der Ideen, welche bei einer solchen Veranlassung Stoff darbieten können, erschöpfen, um recht vielen Eindruck zu machen. Sie eilen von Vorstellung zu Vorstellung, von einem Lebensverhältnisse zum andern, von Gründen zu Gründen mit einer solchen Eilfertigkeit, um nur alles zu sagen, was ihnen am Herzen liegt, daß sie sich bei keinem Einzelnen verweilen können. Sie bedenken nicht, daß solche Reden nicht dadurch Eindruck machen, daß man vielerlei sagt, sondern dadurch, daß das Wenigere recht ans Herz gelegt, und dem Andenken eingeprägt wird. Dieses letztere erreicht man aber gerade dadurch, daß man einen Hauptgedanken von mehreren Seiten her anschaulich und wichtig zu machen weiß.

Viele schaden sich auch durch die ungebührliche Länge, welche sie diesen Reden geben, eine Länge, deren Grund entweder in dem Bestreben liegt, alles Mögliche zu sagen, was ergreifen und rühren kann, oder in dem Mangel einer genauen

Ausarbeitung und Concipirung, welche den Redner in den Schranken hätte halten können. Man muß wirklich die Geduld der Gemeinden bewundern, welche bei dieser Handlung oft drei bis viertehalb Stunden aushalten, wenn alles in höchstens zwei Stunden vielleicht mit größerer Wirkung geschehen könnte.

Dem Examen in den vorzüglichsten Wahrheiten der Religion legt man gewöhnlich die Absicht unter, daß durch dasselbe die Gemeinde sich überzeugen soll, daß diese Kinder wirklich so weit vorbereitet sind, daß sie als Glieder der Gemeinde aufgenommen, und aus dem Schulunterrichte entlassen werden können. Ich frage aber, ob es wirklich möglich sey, diese Absicht zu erreichen. Wenn auch der Prediger gewandt genug ist, eine Reihe solcher Fragen in einer solchen Verbindung zu entwerfen, und wirklich in dieser Reihe zu bleiben, daß aus deren richtigen Beantwortung sich die nothwendigen Kenntnisse und Einsichten ergeben müßten; wenn auch die Kinder wirklich so weit gebracht sind, daß sie diese Fragen richtig brantworten können: so werden sie dennoch so leise antworten, daß die Gemeindeglieder diese Antworten auch bei der größesten Stille, welche nicht immer herrscht, nicht würden verstehen können, mithin nicht beurtheilen, ob das Kind fähig sey oder nicht. Der Prediger beinahe allein würde sich überzeugen, allein dieser muß ja die Kinder ohnehin schon genauer kennen. Einem solchen Examen müßte auch wohl etwas mehr Zeit gewidmet werden, als gewöhnlich geschehen kann, wenn es zwischen die Haupthandlung selbst fällt, wenn dieser Zweck wirklich nur einigermaßen erreicht werden sollte. Sollte nicht auch der Prediger so viel Zutrauen verdienen, daß er selbst zu beurtheilen im Stande sey, welches Kind aufgenommen werden könne oder nicht, und daß er dabei gewissenhaft verfahren werde? Ist nicht auch der Wich-

tigkeit der Sache wegen, noch eine besondere Prüfung des Superintendenten angeordnet?

Ungeachtet aller dieser Einwürfe hat die Sache dennoch etwas für sich. Es ist nehmlich eine Freude für die Ältern und Angehörigen, wenn sie ihre Kinder wohl vorbereitet finden, und gleichsam eine öffentliche Bestätigung darüber empfangen; es ist eine Beruhigung für den Prediger selbst, wenn er öffentlich beweisen kann, daß er das Seinige gethan habe; und es ist ein Sporn mehr für die Kinder, während des vorbereitenden Unterrichtes desto aufmerksamer und fleißiger zu seyn. Aus diesen Gründen möchte die Beibehaltung des Examens wohl anzurathen seyn; nur unter solchen Bedingungen, daß der Zweck auch einigermaßen dabei erreicht werden könnte. Dieses, dünkt mich, kann geschehen, wenn überall das eingeführt wird, was schon in mehreren Kirchen geschiehet, daß dieses prüfende Examen nicht an dem Tage der Confirmation, sondern an dem Sonntage vorher, entweder am Nachmittage, oder auch Morgens nach der Predigt gehalten wird; der Nachmittag möchte aber doch die schicklichere Zeit seyn. Dann würde ohne Beschwerde eine längere Zeit darauf verwandt werden können, die Kirche würde nicht so sehr mit bloß neugierigen Zuschauern angefüllt seyn, es würde eine größere Stille herrschen, die Kinder selbst würden sich nicht so beklommen fühlen, und besser antworten, und alle theilnehmende Mitglieder könnten sich dann besser von den Fähigkeiten der Kinder überzeugen.

Allein während des Confirmations-Actus scheint doch eine Zwischenhandlung zweckmäßig zu seyn, damit beide Reden getrennt werden, und die ganze Handlung nicht bloß eine Rede, sondern auch eine Handlung werden könne. Dieses ist aller-

dings wahr. Es läſſet ſich aber dieſes erreichen, wenn ſtatt des prüfenden Examens über den ganzen Zuſammenhang der Religionswahrheiten, ein anderes gewählt wird, in welchem bloß das Nothwendige Glaubensbekenntniß durch einige paſſende Fragen und Antworten erläutert wird, welche gleichſam auf deſſen ſinnvollere Ablegung vorbereiten, zu welcher dann nach dieſer Vorbereitung mit dem Bewußtſeyn geſchritten werden kann, daß die Kinder fühlen und wiſſen, was ſie geloben.

Es wird oft in dieſen Reden für zweckmäßig gehalten, wenn bei einigen Confirmanden beſondere Umſtände eintreten, wenn einige Waiſen ſind oder vor kurzem geworden ſind, wenn einige merkwürdige Fälle in ihrem häuslichen Kreiſe erlebt haben, oder zu einer beſondern Beſtimmung gleich nach der Confirmation übergehen, dieſes in der Rede zu berühren, um den Zweck der Rührung deſto eher zu erreichen. Wenn dieſes mit Vorſicht und Behutſamkeit geſchiehet, ſo möchte es im Allgemeinen nicht zu tadeln ſeyn; aber wenn der Redner zu speciell dabei wird, wenn er das oder die Kinder wirklich anredet, wenn er ſich zu Schmeicheleien verleiten läſſet: ſo möchte der Eindruck eher ſchädlich, als nützlich ſeyn. Schädlich für das Kind, welches zu ſehr angegriffen oder deſſen Eitelkeit zu ſehr genährt wird, und ſchädlich für den Prediger, welcher gar zu leicht in einem falſchen Lichte dabei erſcheint. Es bleibt doch immer eine Handlung, welche für alle Confirmanden gleich ſeyn ſoll, und daher wird jede beſondere Erwähnung eine Art von Auszeichnung in bonam vel malam partem ſeyn, welche beide gleich bedenklich ſind. Wenn der Prediger dem Kinde etwas für ſeine beſondere Lage paſſendes glaubt ſagen zu müſſen: ſo geſchehe dieſes entweder unter vier Augen, oder im Beiſeyn der Ältern und Angehörigen. Es ſind daher mehr Gründe gegen dieſe Particularitäten, als dafür ſprechen mögen.

Noch ist bei einigen die Gewohnheit, daß sie bei der Abnahme des Handschlags, wo dieser gewöhnlich ist, jedem Kinde eine besonders passende Ermahnung zu geben pflegen. Wenn dieses mit Weisheit geschiehet, so ist es recht und gut, weil in diesem Falle jeder weiß, daß mit dem Kinde allein gesprochen werde; allein es möchten doch besondere Vorsichten empfohlen werden müssen. Diese Ermahnungen müssen erstlich nie erschüttern, was so leicht ist, wenn etwa das Kind in einer traurigen Lage ist; sie müssen nie beschämen, weil öffentliche Beschämung niederschlägt; sie müssen drittens nie zu vortheilhaft auszeichnen, weil dann die Eitelkeit gehoben wird; niemahls endlich auf einen besondern Fehler anspielend seyn, weil gar zu leicht eine Nachrede daraus entsteht. Ist die Reihe der Confirmanden zahlreich, so möchte es ohnehin nie anderes als mit einem großen Zeitaufwande, der die Aufmerksamkeit ermüdet, geschehen können, und dann abzurathen seyn. Ein körniger Spruch, der aus wenigen Worten besteht, ist hinreichend, und zu solchen Sprüchen sind ja schon Sammlungen vorhanden, oder man kann sie leicht selbst machen.

3. Vesper-, Beicht- und Abendmahls-Reden.

Die ersteren dieser Reden sind da gewöhnlich, wo noch Privatbeichte entweder für jeden Confitenten allein, oder für fünf oder sechs auf einmal gefordert wird. Ihre Absicht kann wohl keine andere seyn, als auf den Sinn und Geist, und auf den Werth und die Wichtigkeit der folgenden Handlungen der Beichte und den Genuß des heiligen Abendmahls aufmerksam zu machen und vorzubereiten. Sie sollen nur kürzere Reden seyn, durch welche jene Absicht erreicht werden kann; allein eben darum, weil sie kürzere Reden seyn sollen, dürften

auch für diese Rede die synthetische Form die weniger angemessene scheinen.

Es ist wichtig, daß man bei diesen Reden nicht bloß die Beichthandlung im Auge habe, sondern auch den Genuß des heiligen Abendmahles selbst, weil dadurch der Kreis der Ideen erweitert wird, welche Stoffe zu diesen Reden herleihen sollen. Man bedenke daher, daß das heilige Abendmahl eine heilige Feier sey, durch welche nicht bloß die Gnade Gottes in der Vergebung der Sünden den Herzen aufs neue gewiß gemacht werden soll, sondern durch welche die Stärkung unsers Glaubens, unserer Liebe und unserer Hoffnung überhaupt beabsichtiget wird; mithin jedes religiöse Gefühl und jede fromme Gesinnung, oder das ganze religiöse Seyn und Leben. Wenn dieses ist, so kann jeder Gedanke, der darauf hinwirken kann, einen passenden Stoff für eine solche Rede darbieten, und man hat nicht nöthig, sich in dem engen Kreise von Reue und Buße und Sündenvergebung allein zu bewegen. Gewiß feiern viele fromme und denkende Christen, welche durch einen wahrhaft frommen Sinn und Lebenswandel sich auszeichnen, das heilige Abendmahl nicht allein in der Absicht, um ein verwundetes Gewissen zu heilen, und in der Versicherung der Vergebung der Sünden Trost zu finden; sondern vorzüglich auch, um neue Kraft für die gewissenhafte Ausübung ihrer Pflichten, neuen Muth, den Beschwerden des Lebens ruhig entgegen zu gehen, neue Freudigkeit in dem aufgeregten Bewußtseyn ihrer Treue zu empfinden, ihre Gelassenheit und Geduld bei dem Drucke der Leiden, welche auf ihnen liegen, zu bewähren, und sich an dem Glauben an eine höhere Welt zu laben. Es ist gewiß ein Fehler, wenn wir immer nur an ein zerknirschtes und zerschlagenes Herz erinnern, ohne auf die Verschiedenheit der Menschen Rück-

ſicht zu nehmen; wenn wir immer nur ein demüthiges Sünden-Bekenntniß verlangen, ohne auch auf das in manchem Christen wohnende Bewußtseyn treu erfüllter Pflicht und reiner Gesinnungen aufmerksam zu machen, und dadurch Muth und Freudigkeit einzuhauchen. Freilich iſt es wahr, daß das Gefühl der Reue, das heißt, einer immer bleibenden und wohlthätigen Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt in gewiſſem Maaße in jedem Menſchen herrſchen müſſe, wenn er zu immer mehrerer Vollendung kommen ſoll; allein daneben kann doch auch eine demüthige und dankbare Freude über das Gute, was gelungen iſt, und noch gelingt, beſtehen. Es iſt mir immer ein peinliches Gefühl geweſen, wenn ich den treuen, arbeitſamen, vor allen Menſchen rechtſchaffenen und untadelhaften dabei wirklich frommen Hausvater durch peinliche Gefühle einer Buße, wie ſie nur der rückkehrende Sünder fühlen kann, niederſchlagen ſollte; aber wohlthuend war es mir, wenn ich ſolche Menſchen, welche mit ihrem zarten Gewiſſen und mit der von Jugend auf eingeprägten Vorſtellung von Buße und Thränen, durch die Erinnerung an ſo vieles Gute, was ihnen Gott hatte gelingen laſſen, wozu er ihnen Gelegenheit und Kräfte gegeben, aufzurichten, und mehr ein dankbarfrohes als ein zerknirſchtes Herz in ihnen zu beleben. Haben wir wohl in frühern Zeiten bei denkenden Menſchen nicht auch verloren, wenn wir Beichte und Abendmahl immer als Bußhandlungen im eigentlichen Sinne darſtellten, und iſt wohl nicht, ſeitdem man über die Religion auch außer dem theologiſchen Kreiſe zu philoſophiren anfing, mancher dadurch von Beichte und Abendmahle zurückgeſchreckt worden? Wenigſtens mache ich in meiner nicht kleinen und ziemlich gemiſchten Gemeinde mit jedem Jahre die Erfahrung mehr, daß ſich die Zahl der Communicanten mehrt, und daß mehrere bei der Communion ſich einfinden, welche ſich davon zurückhielten,

seitdem ich diese heilige Feier mehr in eine erweckende, zu frohen Gefühlen aufregende, und schönen Hoffnungen begeisternde, und zu wohlthätigen Pflichten ermunternde Feier verwandle, ohne der Buße zu vergessen, welche auch der beste Mensch seinen Verirrungen und Schwächen schuldig ist.

Mithin scheint es rathsam, den Kreis der Ideen für diese Art von Reden zu erweitern, nicht bloß um mehr Stoff zu haben, sondern auch um wohlthätiger und dem in diesem Stücke nicht fehlerhaften Zeitgeiste gemäßer wirken zu können. Ausgeschlossen bleiben aber dennoch manche Materien, welche wohl in Predigten behandelt werden mögen, aber diesen Reden nicht angemessen sind. Man gehe nehmlich von dem Gesichtspuncte aus, daß in diesen heiligen Handlungen der ganze Mensch zur Veredlung und Besserung seiner selbst angeregt werden müsse, aber nicht zu einzelnen Tugenden und Pflichten des Lebens, wozu bei andern Gelegenheiten Anweisung und Ermunterung zu geben ist. Alles dasjenige, was also nicht mittel- oder unmittelbar auf die Quelle wirkt, aus welcher die Veredlung und Besserung des Menschen hervorgehen muß, was nicht edlere Gesinnungen im Ganzen anregt, oder fehlerhafte verbessert, was mit einem Worte nicht Glauben, Liebe und Hoffnung im Ganzen giebt, das bleibe von diesen Reden ausgeschlossen. Allein als Beispiel, als Erläuterung, als Hinweisung auf etwas Einzelnes mögen allerdings einzelne Pflichten des Lebens, und einzelne Verhältnisse berührt werden, nur müssen sie nicht den Hauptgedanken der Rede hergeben. Es ist z. B. sehr practisch, wenn bei der Pflicht der Selbstprüfung, welche einen vorzüglichen Stoff für solche Betrachtungen darbietet, einzelne Pflichten, einzelne Verbindungen des Lebens berührt werden, um den Werth, die Methode und das Wesen der Selbstprüfung

anschaulich zu machen; allein es bleibt dennoch die Selbstprüfung im Allgemeinen der Hauptgedanke. Sehr erweckend könnte es ja seyn, wenn gerade viele Jünglinge und Jungfrauen anwesend sind, bei einer solchen Betrachtung auf die theuern Pflichten gegen ihre Ältern hinzuweisen, und dieselben zu einer Prüfung gerade über diesen Theil ihrer Lebenspflichten aufzufordern.

Heilsam und nothwendig ist es, bei solchen Reden einen biblischen Spruch an die Spitze zu stellen, und aus diesem entwickelnd alles herauszuleiten, was die Rede enthalten soll; oder analytisch auf diesen Spruch hinzuführen, und denselben gleichsam als gefundenes Resultat am Ende recht hervorzuheben, und damit kräftig zu schließen; oder eine etwas längere Stelle in Form einer Homilie zu behandeln. Denn gerade bei diesen heiligen Religionshandlungen ist es ungemein wohlthätig, wenn die gläubigen Gemüther auf Gottes Wort hingeführt werden, und der Redner nichts als Gottes Wort zu verkündigen scheint; denn hier ist es, wo der Prediger ganz vorzüglich im Nahmen Jesu Christi spricht, und wo es moralisch und psychologisch wahr wird, ohne mich könnet ihr nichts thun. Es ist eine heilige, und diesem Worte Gottes, wie es Jesus und seine Apostel ausgesprochen haben, inwohnende Kraft, mag nun der Grund davon psychologisch oder von höherer Art seyn, welche bei solchen Gelegenheiten beinahe allein wirkt; es wird auch hier wahr, was Petrus sagt: es ist in keinem andern Heil, ist auch kein anderer Nahme den Menschen gegeben, darinnen sie sollen selig werden, als allein in dem Nahmen Jesu Christi des Herrn.

Aus diesem Grunde muß sich der junge Prediger bei Zeiten eine solche Sammlung von Kernsprüchen für Vesper- und

Beicht-Reden anlegen, und stets vermehren, um nicht in Verlegenheit zu seyn, bei solchen Gelegenheiten das Rechte und auf die rechte Art zu sagen. Dergleichen kleine Sammlungen lassen sich bei der Lectüre der heiligen Schrift, bei der Bearbeitung größerer Abschnitte zu Predigten, und bei andern Gelegenheiten leicht vermehren, weil uns dann ungesucht manche Stellen der heiligen Schrift vorzüglich ansprechen. Entwickelt sich bei solchen Gelegenheiten auch der Gang, welchen eine solche Rede entwickelnd nehmen könnte, oder welcher analytisch verfolgt werden müßte, gleichsam von selbst in unserer Seele, glauben wir darin etwas besonders Angemessenes zu finden, was sich nicht immer so natürlich darbieten möchte: so ist es selbst gut, mit so wenigen Worten als möglich auch diesen in die Sammlung einzutragen, um einmahl darnach arbeiten zu können.

Sollen aber auch diese kleinen Reden völlig ausgearbeitet und concipirt werden, oder darf man sich ihrer Kürze wegen seinem genio überlassen? Mich dünkt, daß man in den ersten Jahren der Pflicht, diese Reden zu concipiren, sich nicht entziehen dürfe, wenn man nicht unwiderbringlich ein vager Schwätzer werden will, der den Faden verliert, und daher wenig erbauet. Es ist nicht bloß nothwendig, vollständig zu concipiren, sondern vorher muß auch ein kleiner Entwurf gemacht werden, damit die Rede an einem Faden logisch richtig fortgehe. Ist dieses einige Jahre geschehen, dann mag eine Probe des freien Vortrages nach einem Entwurfe gemacht werden, und der gewissenhafte und geschmackvolle Prediger wird dann von selbst fühlen, was er leisten, und wie weit er sich selbst überlassen könne.

Die Beichtreden bei öffentlichen Beichten können sich nicht wesentlich von den vorher beschriebenen Vesper-Reden unter-

scheiden, sondern nur zufällig am Schlusse, indem ein Übergang zu dem Beichtgebete, und zu der Absolution gemacht werden muß, welcher sich leicht von selbst giebt. Die Beichtermahnungen im Beichtstuhle selbst aber an einen oder wenige Confitenten brauchen wohl nicht die künstliche Form einer ausgearbeiteten Rede zu haben; sondern es ist genug, wenn sich das Herz des Predigers recht gläubig, theilnehmend und fromm ausspricht. Dennoch aber ist es unnatürlich, auch in diesen kurzen Beichtermahnungen von Einem auf das Andere zu springen, und gleichsam mit seinen Gedanken umher zu schwärmen, um etwas sagen zu können. Auch hier leistet ein schicklich gewählter Spruch eine ungemeine Hülfe, um der Ermahnung, so kunstlos sie auch gesprochen werden mag, dennoch einige Einheit zu geben. Es thut gute Wirkung, wenn man seine Ermahnungen an Worte knüpfen kann, welche der Beichtende eben in seinem Gebete gesprochen hat. Es ist aber auch bei diesen Beichtermahnungen klar, daß man ja nicht die einzige Bestimmung des Beichtvaters in der Zerknirschung, oder in dem Aufregen einer recht innigen Reue und Buße suchen müsse, sondern auch zu trösten, zu erheben, frohe und stärkende Gefühle aufzurufen wisse. Wohl dann dem Beichtvater, der seine Gemeinde nach der individuellen Beschaffenheit der Beichtenden kennt, und nach dem Umfange der Gemeinde kennen kann, was nicht überall möglich ist. Diese Kenntniß seiner Gemeindeglieder wird ihm dann schon sagen, was bei jedem Einzelnen fromme.

Abwechselung in diesen Reden ist aus mehrern Gründen wohlthätig. Ein Recensent in einer Literaturzeitung bemerkte einmahl, daß man in solchen Reden eine so sehr große Abwechselung nicht zu suchen brauche, weil sich jedesmal andere Zu=

hörer darstellen. Allein ist denn die Abwechselung nicht auch um des Predigers selbst willen nothwendig, damit er immer mit gleicher Theilnahme, und daher mit gleichem Interesse für die Zuhörer rede? Das oft schon Gesagte verliert nach und nach an Neuheit und eben damit an Theilnahme, und wird daher nicht mit immer gleicher Wärme gesprochen. Und wie leicht ist es möglich, daß bei einem kleinem Cyclo solcher Reden immer die nemlichen an dieselben Confitenten kommen, und der Prediger in ihren Augen verliert. Gar zu leicht entsteht auch daraus die schädliche Gewohnheit, sich gehen zu lassen, und bequem zu werden, und dieses ist der Tod aller wirksamen Amtsführung. Es ist ja auch zu immer weiterer Bildung des Predigers von hohem Werthe, daß er in allen Theilen seines Amtes, so oft wie möglich, sich neue Bahnen zu brechen suche.

Abendmahlsreden können nach unsern kirchlichen Einrichtungen nur dann gehalten werden, wenn allgemeine Beichte und Feier des heiligen Abendmahls mit einander verbunden werden, wie dieses in den Wochenkirchen der Fall ist. Wenn aber das heilige Abendmahl öffentlich nach dem Gottesdienste gefeiert wird, so möchten eigene Abendmahlsreden nicht am rechten Orte seyn, weil dann die Feierlichkeit zu einer so ermüdenden Länge ausgedehnt würde, daß sie eher abschrecken als einladen möchte. In jenem Falle aber werden sich diese Abendmahlsreden von den Vesper- und Beichtreden nicht sehr unterscheiden können, als vielleicht darin, daß näher auf die Feier des heiligen Abendmahles und deren Segnungen hingewiesen wird. Es gelten daher dieselben Bemerkungen, welche vorhin schon vorgetragen sind, und das vorzüglichste Verdienst derselben wird seyn, wenn sie darauf berechnet sind, in dem Kreise, vor dem sie gehalten werden, einen wohlthätigen Eindruck zu ma-

chen, damit diese Feier nicht ein opus operatum werde. Wenn ein Prediger, wie es in Städten der Fall ist, eine gemischte Gemeinde hat, und sich Communicanten von verschiedenen Graden der Bildung darstellen: so muß die Klugheit schon lehren, daß vor einem Kreise gebildeter Zuhörer anders geredet werden müsse, als vor einer Versammlung einfacher Christen. Allein dessen ungeachtet darf der Würde der Religion nichts vergeben, und Lehren dürfen nicht in den Hintergrund gestellt werden, welche der christlichen Religion wesentlich sind, aber einer gewissen halben Aufklärung nicht zusagen wollen. Die Lehre von der Vergebung der Sünden durch Christum ist bei dem heiligen Abendmahle wesentlich, weil Jesus bei der Einsetzung desselben die Worte zur Vergebung der Sünden Matth. 26, 28. hinzusetzt; die Überzeugung aber, daß unsere Sünden vergeben sind, kann nur durch das Bewußtseyn einer aufrichtigen Buße erhalten werden, und darum dürfen wir uns nicht scheuen, auch diese zu fordern.

Wenn aber am Tage, oder am Morgen vorher die Beichte schon gehalten ist, wobei die Gelegenheit gegeben war, alles zu sagen, was die Feier des heiligen Abendmahles wichtig machen kann: so sind besondere Abendmahlsreden nur eine unnöthige Wiederholung. Es ist dann nichts weiter nothwendig, als eine würdige Consecration. Daher ist mir auch all das Wortgeklingel zuwider, was sich in manchen neuern Agenden findet, worin statt einiger kurzen Einleitungsworte sich lange breite Reden finden, welche nicht erbauen, sondern ermüden. Mag man sagen, was man wolle, ein schöner Gesang, der nach wenigen Einleitungsworten, die Einsetzungsworte nebst dem Vaterunser vorträgt, scheint mir feierlicher, eindrucksvoller und erhabener, als alle lange Reden. Hier ist vox populi

vox Dei, und das Volk ist allgemein dafür, und sieht es überall als einen Mangel an, wo dieser Gesang fehlt. Bei Communionen außer dem öffentlichen Gottesdienste, oder bei nicht versammelter Gemeinde dürfte es anders seyn. Als Einleitungsworte haben mir überall keine passender geschienen, als die Worte unserer alten Agende: „Wer da will würdig essen und trinken dieß Sacrament ꝛc., welche durch eine leichte Veränderung unsern Zeiten angepasset werden können, ohne die Farbe des Alterthums zu verlieren. Ich muß hier wiederholen, was ich schon bei der Gelegenheit der Taufreden gesagt habe, daß bei der eigentlichen Handlung des Sacramentes etwas stehendes bleiben müsse, damit die Idee des Sacramentes nicht verwischt werde. Solche alten Worte erhalten durch diese Wiederholung etwas Ehrwürdiges, welches wir sorgfältig schonen müssen. Wer weiß es nicht, daß bei der Ablegung eines Eides die Worte so vielen Eindruck machen: So wahr mir Gott helfe und sein heiliges Wort. Diese Worte könnten ihrem Sinne nach sehr leicht mit andern abwechseln, allein würde das Heilige des Eides bei dieser Abwechselung gewinnen? Eben so ist es auch mit den feierlichen Handlungen unserer Kirche.

4. Trau-Reden.

In Ansehung dieser Handlungen hatten es unsere Vorfahren leichter, als wir; denn diese lasen die in der Agende enthaltenen Anreden und Gebete ohne Veränderung jedesmal her, und man war zufrieden. Jetzt wird fast bei jeder Trauung auch eine Art von Rede verlangt. Allein wir wollen nicht murren; denn es ist uns dadurch eine Gelegenheit mehr gegeben, vortheilhaft auf den Einzelnen zu wirken, und zwar in solchen Augenblicken, in welchen er für heilige Eindrücke empfänglicher

ist, als zu andern Zeiten. An dem Tage der Hochzeitsfeier gehen zwar die Eindrücke durch die damit verbundenen Lustbarkeiten vorüber, aber sie sind deswegen nicht verloren, sie kommen zu ihrer Zeit wieder. Es sind mir viele Personen bekannt, welche den Inhalt der Copulationsreden nach dreißig Jahren noch wissen, welche einst vor ihnen gehalten wurden; und man sieht bei dieser Gelegenheit manche stille Thräne fließen, welche gewiß nicht geheuchelt ist.

Was nun die Form betrifft, so muß ich wieder der Meinung seyn, daß die synthetische Form die weniger angemessene sey, indem dabei die Reden zu steif werden, und in der Regel zu lang ausfallen. Es bleiben daher die entwickelnden, und analytischen vorzüglich übrig, weil auch eine eigentliche Homilie hier nicht angebracht seyn dürfte.

Selbst dann, wenn die synthetische Form gewählt wird, scheint sie doch immer so gebraucht zu werden, daß sie nur leicht entwickelt, und die Form zu verstecken sucht. Nachdem Ammon in einer Traurede bei der Verbindung seiner Tochter mit einem Prediger das Brautpaar erinnert, einen Blick in die Vergangenheit und Zukunft zu werfen zu ihrer Belehrung und Rührung; dann selbst diesen Blick in die nächste Vergangenheit und Zukunft wirft, und damit die Rede eröffnet: führt ihn der Gedanke, daß er einen christlichen Lehrer jetzt ehelich verbinde, auf die Betrachtung:

> die Ehe eines christlichen Lehrers kann nur dann ein Gott wohlgefälliger und glücklicher Stand werden, wenn sie außer den wesentlichen Verbindlichkeiten, welche sie mit jeder andern Ehe theilt, auch den besondern Pflichten der E n t s a g u n g und G e n ü g s a m -

keit, der innern Vervollkommnung und stillen Häuslichkeit, der anspruchlosen Frömmigkeit und sittlichen Würde nach allen Kräften Genüge leisten.

Hier ist wirklich synthetisch geordnet; allein schon die Hinleitung auf den Gedanken, es ist ein Religionslehrer, der hier am Altare steht, bewirkt, daß dieser Gedanke gelegentlich entstanden zu seyn scheint, und die förmliche Ankündigung des Thema ist versteckt; dann aber zeigt es die fernere Ausführung, daß der Gang mehr entwickelnd sey, als synthetisch geordnet. Dieses Alles scheint durch das Gefühl hervorgebracht zu seyn, daß eine solche Rede die schwerfälligere synthetische Form nicht ganz vertrage.

In diesen Reden glaubt man Sprüche der heiligen Schrift am leichtesten entbehren zu können, denn man lieset viele Traureden, worin der Bibel mit keinem Worte gedacht wird. Dennoch aber ist auch hier die Bibel mit ihrem Reichthume an der rechten Stelle, und wird, mit Einsicht gebraucht, ihres Eindrucks nicht verfehlen. Ammon hat wirklich in der eben angeführten Traurede (Magaz. f. christl. Pred. 2 Band 1 Stück pag. 220 folg.) ein schönes Beispiel gegeben, wie fruchtbar in dieser Hinsicht die Bibel sey, und wie kraftvoll sich ihre Worte anwenden lassen. Wenn auch in unserer Kirche die Ehe kein Sacrament ist, so ist doch die kirchliche Trauung eine heilige Weihe im Nahmen der Religion, und schon dieses giebt uns ein Recht, auch von der Quelle unserer Religion Gebrauch zu machen, und legt uns die Pflicht auf, diese Quelle nicht vorbeizugehen. Denn eine Traurede, welche nicht religiöse Vorstellungen enthält, ist keine kirchliche, und durch einen weisen Gebrauch der Worte der heiligen Schrift wird eine solche Rede

gewiß

gewiß ächt religiös. Sie sollen daher billig nie fehlen, wenn auch eine solche Rede damit nicht gerade überfüllt werden muß.

In Ansehung des Inhaltes bieten die Traureden einen Vortheil dar, welcher bei andern Reden seltener eintritt. Es ist eine Rede an und für zwei einzelne Menschen, in deren Verhältnissen, in deren Stimmung, ja in deren Lebenslaufe zuweilen ganz besondere Veranlassungen liegen, auf eine willkommene und daher Eindruck machende Weise auf diese besondern Umstände hinzudeuten. Wenn dieses mit Weisheit geschiehet, wenn dabei manche Saiten nur zart berührt werd.n, wenn nicht der Eitelkeit geschmeichelt, aber auch nichts hartes gesagt wird, sondern alles auf einen wohlthätigen Eindruck berechnet ist: so werden solche Reden nicht nur mit Liebe aufgenommen, sondern sie bleiben meistens unvergeßlich. Wenn z. B. die neue Gattin auch pflegende Mutter von Kindern werden soll, welche der neue Gatte ihr zuführt: so thut es derselben ungemein wohl, wenn von ihr das feste Vertrauen gehegt wird, daß sie auch diesen Kindern eine liebevolle und weise Mutter seyn werde; und sie nimmt es bei dieser Gelegenheit mit Wohlwollen auf, wenn sie auf diesen Theil ihrer Pflichten aufmerksam gemacht wird. Solche Lebensumstände bieten sich in großer Mannichfaltigkeit dar, und am meisten kann der Prediger einen gesegneten Gebrauch davon machen, der lange bei seiner Gemeinde stand, und als Vater verehrt wird.

11.

Ein Fehler in solchen Traureden ist es wohl, wenn sie sich in eine Aufzählung und Entwickelung der Pflichten des Ehestandes einlassen, weil eine solche didactische Form sehr schwer das ächte Colorit der Beredtsamkeit annimmt; weil die jungen Eheleute ungern den trockenen Lehrer hören, sondern

dem theilnehmenden und rathgebenden Freunde sich lieber überlassen; weil endlich diese Pflichten in einer solchen Rede schwerlich erschöpft werden können, und bei einzelnen ausgehobenen Pflichten sehr leicht der Verdacht entsteht, gerade diese möchten aus einer Nebenabsicht ausgehoben seyn. Weit besser ist es, wenn man dem Ehestande eine Ansicht abgewinnen kann, aus welcher sich die Pflichten desselben von selbst ergeben, und bei bloßer Andeutung sich dem Nachdenken freiwillig darstellen. Z. B. der Ehestand ist dasjenige Lebensverhältniß, in welchem sich alle Anlagen des Menschen ganz vollständig erst entwickeln können, weil er Wünsche, Gefühle und Forderungen in uns entstehen lässet, welche in andern Verhältnissen uns fremd bleiben, oder nicht so nahe kommen. Oder: der Ehestand ist eine lehrreiche und übende Schule ächter Frömmigkeit. — Nur im Ehestande kann der vollendete Freund der Menschheit sich bilden. — Der Ehestand kettet uns inniger an das Vaterland. — Wer die Freuden des Ehestandes sucht, der muß auch den Muth haben, Opfer zu bringen. — Wer nur sinnliche Freuden im Ehestande sucht, der wird sich täuschen.

Bei einiger Kenntniß der Bibel wird sich auch immer eine passende Stelle finden, aus welcher sich ohne Zwang solche Ansichten herleiten lassen, wenn man sich nur nicht auf solche einschränkt, worin der Ehestand ausdrücklich genannt ist. Es kann die allgemein gesagte Stelle Gen. 17, 1. „Ich bin der allmächtige Gott, wandle vor mir und sey fromm" bei einer geschickten Wendung sehr gut die leitenden Worte für eine Traurede hergeben. In dieser Art hörte ich einen sehr würdigen Prediger auf folgende Weise seine Rede beginnen: Ihr seyd, meine Theuren, im Begriffe in eine Verbindung zu treten, welche freilich der Freuden viele verspricht, aber ihre eigenthüm-

lichen Leiden uns zuführt; welche das Leben wohl erleichtern, aber auch in andern Verhältnissen erschweren kann, worin demnach nicht bloß Empfänglichkeit für das Angenehme, sondern auch Klugheit, Standhaftigkeit, Geduld, Muth und Entschlossenheit nothwendig seyn werden. Sollte es nicht gut seyn, wenn ich euch einige Worte gleichsam als lehrenden, oder ermunternden und stärkenden, aber auch warnenden Freund mitgeben könnte? Ich kenne solche Worte, welche euch das seyn werden, wenn ihr nur in jeder Lage eures künftigen Lebens an sie denken wollt. Sie stehen Gen. 17, 1. Ich bin der allmächtige Gott, wandle vor mir und sey fromm. — Mich dünkt, daß er mit dieser feinen Wendung auch noch viele andere Stellen gleichsam als Text eben so natürlich hätte gebrauchen können, und gar nicht verlegen seyn durfte, woher er passende Worte nehmen solle.

Wir dürften daher wohl nicht in die Verlegenheit kommen, auf eine weniger geschmackvolle Weise bei solchen Reden von der Bibel Gebrauch zu machen, wie unsere Vorfahren das einst thaten, welche eine Sarah, Rahel, Ruth und wer weiß welche andern als Muster von Gattinnen aufzustellen suchten, und sich witzig dünkten, wenn sie die junge Braut eine fromme Ruth nennen konnten.

Diese Bemerkungen über Traureden werden hinreichend seyn, um auch den Ungeübten auf den Weg zu führen, auf welchem er zu schicklichen Gedanken, zu einer passenden Anlage, und einer geistvollen Ausführung gelangen kann.

5. Leichen-Predigten.

Diese Leichen-Predigten stehen in einem übeln Rufe, und mancher hat schon gewünscht, daß sie, wie es in Städten der

Fall ist, ganz abgeschaft werden möchten. Ich bin auch eine Zeitlang dieser Meinung gewesen, weil sie entweder in Schmeicheleien und Lobpreisungen ausarten, oder wenn der Wahrheit streng gehuldigt werden soll, in unangenehme und verdrießliche Lagen führen können, wovon mir ein trauriges Beispiel bekannt ist. Allein eine Abhandlung in Klefeker's Ideen-Magazin (Band 2. pag. 510. u. folgend.) über Leichenpredigten und deren Werth hat mich eines andern belehrt, und wird gewiß bei jedem aufmerksamen Leser dieselbe Wirkung hervorbringen.

Leichenpredigten finden immer Zuhörer, welche für gewisse Wahrheiten und Belehrungen, für gewisse Gefühle, Gesinnungen und Vorsätze gerade jetzt empfänglicher sind, als zu jeder andern Zeit, und es liegt gewiß an dem Redner, wenn er diese größere Empfänglichkeit nicht zu benutzen weiß. Es ist doch gewiß eine Seite immer vorhanden, von welcher der Redner, ohne der Wahrheit etwas zu vergeben, und ohne zu erbittern oder nur von ferne zu beleidigen, den Zuhörern wohlthätig beikommen kann, nehmlich von der Seite des Trostes, welchen die Hinterbliebenen suchen, und von der Seite der Hoffnung des Wiedersehens und der Unsterblichkeit, welche sie so gern in sich befestigen und beleben lassen. In allen den Fällen, in welchen alles Übrige bedenklich scheint, bleibt doch dieser Ausweg immer übrig, und es ist nicht bloß ein Ausweg, sondern ein Weg, auf welchem sich etwas sehr wohlthätiges erreichen lässet. Allein stirbt denn nicht so mancher, der von vielen Seiten her den Zuhörern als Muster aufgestellt werden kann? Es ist in meinen Gemeinden mancher und manche gestorben, denen ich sehr gern eine Leichenrede hätte halten mögen, bei deren Beerdigung aber keine verlangt wurde. Wenn auch dieses nicht ist, und der

Verstorbene zu den alltäglichen Menschen gehört; so giebt es dennoch oft besondere Lagen, welche man benutzen kann, ohne Persönlichkeiten anzubringen. Z. B. Frühzeitiger Tod, Hinterlassung einer unversorgten Familie, hohes Alter, unerwartetes und plötzliches Ende, lang dauernde Krankheit. Selbst bei gestorbenen zarten Kindern lässet sich irgend etwas sagen, welches für die Anwesenden erbaulich und belehrend ist, ohne irgend einen Anstoß zu geben. Doch über dieses Alles muß ich auf die vorhin angeführte Abhandlung verweisen, welche ich sonst beinahe abschreiben müßte.

Der Nahme Leichenpredigt verleite nur niemand zu glauben, daß dieselbe immer auch in Form einer gewöhnlichen Predigt ausgearbeitet werden müsse, welche ihr Thema und ihre Abtheilungen habe. Da unter manchen Umständen eine solche Rede schicklicher Weise lang genug seyn kann, indem sich Stoff genug darbietet: so mag auch die synthetische Form gebraucht werden, wenn diese sich dem Stoffe bequem anpasset; allein sie können auch kürzer seyn, und dann sind gewiß die übrigen Formen brauchbarer.

Da sich Leichenpredigten von den übrigen Reden nur durch den Inhalt unterscheiden, alles Übrige aber mit denselben gemein haben, so möchte es wohl nicht nöthig seyn, noch mehreres darüber zu sagen. Dasselbe gilt auch von Parentationen, welche, Gott sey Dank, jetzt selten sind, weil es dabei auf eine eigene Lobpreisung angesehen ist; nur möchte zu erinnern seyn, daß Parentationen als kürzere Reden die synthetische Form nicht vertragen.

Ordinations-, Einführungs- und Einweihungsreden sind theils seltener, theils läßt sich die Art, wie sie ausgearbeitet

und gehalten werden müssen, am besten aus den häufig genug gedruckten Mustern lernen.

Nachwort.

Alle Bemerkungen, Entwickelungen, Erfahrungen und Vorschriften, welche sich über die geistliche Beredtsamkeit geben lassen, sind, wenn sie auch noch so geübt angewandt und benutzt werden, gänzlich unwirksam, wenn der geistliche Redner zu diesem Allen auch bei dem größesten Talente nicht zwei Eigenschaften mitbringt, welche sich durch keine Kunst lehren lassen; nehmlich eigene Überzeugung von allen dem, was er spricht, und eigene Frömmigkeit.

Dasjenige, was eigene Überzeugung nicht giebt, und was dennoch gelehrt werden muß, weil der Einzelne mit seinen Ansichten und Überzeugungen sich nicht zur allgemeinen Regel aufwerfen kann, das kann wohl gelehrt werden, weil das Gewissen und die übernommene Pflicht dieses gebietet, aber es kann nicht mit Kraft rednerisch ausgeführt werden. Mit unserer Religions-Lehre muß sich nothwendig Philosophie verbinden, und wenn das ist, dann ist es nicht denkbar, daß Alle über alle Puncte, besonders einige positive Lehren dieselbe Ansicht, und dieselbe Überzeugung haben können. Aber sollte es deswegen erlaubt werden können, daß alles dasjenige aus einem öffentlich sanctionirten Lehrtypus willkührlich dürfte ausgelassen, und verschwiegen, oder gar vor der Jugend und der nicht philosophirenden Gemeinde widerlegt werden? Kann sich nicht auch die Ansicht und die Überzeugung des Einzelnen ändern, und will er dann durch voreiliges Widerlegen und Bestreiten in den Fall kommen, sich selbst einmahl widerlegen zu müssen? Es ist daher Pflicht, dasjenige zu lehren, was unsere Kirche unbezwei-

felt noch gelehrt wissen will, und dieses kann auch mit gutem Gewissen von dem geschehen, der hie und da andere Ansichten hat, wie es ja bei jedem denkenden Menschen der Fall seyn muß, bei dem einen mehr, bei dem andern weniger, indem er dasjenige was er giebt im Nahmen der Kirche giebt; es ist Pflicht, dieses mit den Gründen zu unterstützen, womit die Kirche es unterstützt, um nicht mit der einen Hand zu geben, und mit der andern zu nehmen. Wohl demjenigen, dessen innere Überzeugungen mit den Ansichten der Kirche übereinstimmen; denn er wird auch im Unterrichte weniger beengt sich fühlen. Ich weiß wohl, daß manche dieses nicht zugeben, und ein Recht zu haben glauben, jede ihrer Überzeugungen auch dem Volke und der Jugend zu geben; aber diejenigen, denen das Heil der Kirche als Religionsanstalt am Herzen liegt, werden mir beipflichten.

Anders verhält es sich aber in Predigten und Reden, in welchen der Religionslehrer die Wahl der Materie frei hat, und in welchen die volle Überzeugung allein die Wärme geben kann, welche auch andere überzeugt und zum Herzen dringt. In diesen muß der Redner nie eine Materie wählen, von deren Wahrheit er nicht überzeugt ist; er darf sie nur von der Seite vortragen, wie er sie in seine Überzeugung aufgenommen hat; er wird aber seinen Stoff so wählen, daß er mit dem Glauben der Gemeinde in so weit derselbe öffentlicher Glaube, und nicht particuläre Ansicht ist, nicht in Widerspruch gerathe. Glücklicher Weise berühren ja die Verschiedenheiten der gegenwärtigen theologischen Systeme nur speculative Puncte, in den practischen aber und deren Begründungen sind wir ja alle einig; mehrere speculative Lehren aber, welche auch auf das Practische Einfluß haben, werden doch von allen Schulen wenigstens in

einem solchen Lehrtypus angenommen, daß ihr practischer Einfluß bleibt.

Eine andere Eigenschaft des christlichen Redners, welche derselbe mitbringen, oder auf einem andern Wege als auf dem homiletischen erwerben muß, ist die Frömmigkeit. Wer andere fromm machen soll, denn mit dem moralisch-gut in einem gewissen Sinne sind wir nicht zufrieden, der muß selbst fromm seyn. Diese ächte Frömmigkeit oder Religiösität ist aber nicht an ein speculatives System gebunden, obgleich es deren wohl geben könnte, welche die Frömmigkeit in ihrer Grundlage zerstören müßten. Der Supernaturalist kann eben so aufrichtig fromm seyn, als der Rationalist, so wie es auch der Mystiker seyn kann. Ein Prediger, der es redlich meint, muß selbst durch sein Studium der Religion und ihrer Wahrheiten immer mehr fromm und religiös werden; diejenigen aber, die es nicht werden, dringen gewiß nicht in den Geist der Religion ein, können daher auch, weil sie nothwendig oberflächlich bleiben müssen, keine gute christliche Redner werden. Denn der Geist machet lebendig, und wer Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein.

E n d e.

Druckfehler

zu den Ansichten, Gedanken und Erfahrungen über geistliche Beredtsamkeit von Grotefend.

Vorrede Seite VII. Zeile 13. lies den für dem.

Seite 33. Zeile 2. ist das Comma hinter wird auszulöschen.

— 52. — 8. lies werden für worden.

— 97. — 11. — Parallelismus für Parelleliśmus.

— 107. — 4. — aufgehoben für aufheben.

— 118. — 11. — sich für sie.

— 123. — 4. — Deduction für Deductive.

— 148. — 27. — zur für ur

— 187. — 9. — dann für denn.

— 197. — 17. — metonymischen für motonymischen.

— 221. — 2. — Perioden für Periode.

— 249. — 21. — anzudeuten für auszudeuten.

— 64. — 3. von unten lies: am Mangel der Bestimmtheit für an Bestimmtheit.

Förster Buchh.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Grotefend, Johann G.

Ansichten, Gedanken und Erfahrungen über die geistliche Beredsamkeit

Hannover 1824

Hom. 620 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10459484-0